This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

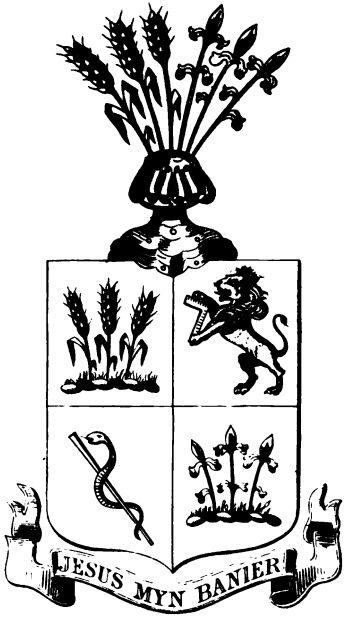
Neuer Kinderfreund

Carl August Engelhardt, Dankegott Immanuel Merkel, Johann Adolf Darnstädt, Bergott, Verth, Duke University, Library, Jantz Collection, Library, Duke ...

Digitized by Google

Sel. Disc. 00

KC 11633



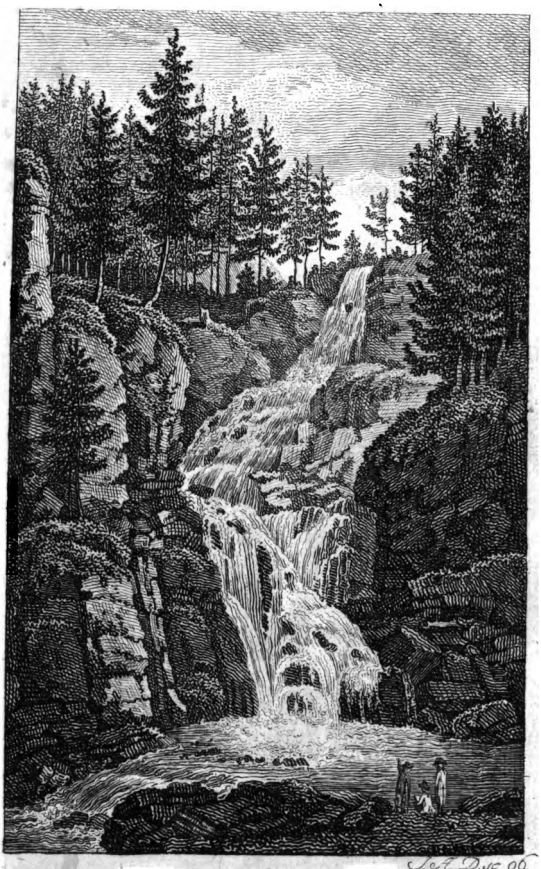
Adolph W. Callisen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Zackenfall.

Digitized by Google

Callisen

Neuer Kinderfreund

von

Engelhardt und Merkel.

IX. Bändchen.

Zweite verbesserte Auflage mit Kupfern und Noten.

Leipzig,
bei Johann Ambrosius Barth, 1799.

Digitized by Google

KC11633

HARVARD
LIBRARY
40*309

Digitized by Google

Dem

Herrn Magister Thieme

Rektor des Lyceums zu Löbau

aus

Hochachtung gewidmet

von

den Verfassern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Viel Geschrei und wenig Wolle.

Ein Lustspiel, in zweien Aufzügen.

Digitized by Google

Personen.

Herr Breling.
Frau Breling.
Kurd, } derselben Kinder.
Ernst, }
Karoline, }
Adolphine } Eichler.
Eduard }
Karl }
Kaspar, ein alter Fischer.
Lorenz, ein alter Jäger.
Rosine, ein Bauermädchen.
Hans, ein junger Bauer.
Christoph, ein alter Bedienter.
Lise, Köchin.
Christel, ein Nähmädchen.
Ein Bettler.

Digitized by Google

Erster Aufzug.

Die Szene ist auf einem Landgute in dem Saale eines Gartenhauses.

Erster Auftritt.

Kurd, Ernst, Adolphine, Eduard, Karl.

Kurd.

Ja, wäret Ihr um einen Tag eher gekommen, so hättet Ihr einem Feste beiwohnen können — das — nun wie gesagt, 's ist Schade, daß Ihr heute erst kommt —

Eduard.

Nun und was gab's denn für ein Fest? Ihr habt wohl gar Kirmes gehabt? —

Kurd. (lächelnd.)

Kirmes? Als wenn nur Kuchenessen und Tanzen ein groses Fest für uns seyn könnte! —

Karl.

Je nun, wer das nicht alle Tage hat, für den ist's immer ein Fest!

Ernst.

Digitized by Google

Ernst.

Eben darum wäre es für uns keines. — Kuchen haben wir alle Tage, und zwar Kuchen, wie ihn die Schweizerbäcker bei Euch verfertigen. Den schönsten Bauernkuchen sehen wir mit dem Rücken an — und wenn die Mutter einmal recht finstere Gesichter haben will, so darf sie uns nur Käsekuchen zum Frühstück schicken — entweder wir lassen ihn liegen, damit die Mutter hübsch sieht, daß Torte und nicht Kuchen für unsre Mäulchen gehört, oder wir machen den Hühnern einen guten Tag damit.

Kurd.

Und was das Tanzen anbelangt, so hält uns der Vater unsern eignen Tanzmeister, da haben wir denn täglich ein Tänzchen und schwenken uns beständig aus, daß wir also nicht erst die Kirmes zu erwarten brauchen, wenn wir einmal herumhüpfen wollen.

Adolphine.

Da habt Ihr's doch wirklich recht gut — und auf diese Art mus eine Freude, die Euch reitzen soll, wohl etwas ganz Besonderes seyn?

Ernst.

Ja, mit etwas Gewöhnlichem darf man uns nun schon nicht kommen.

Kurd.

Digitized by Google

Kurd.

Und das wissen auch unsre Aeltern sehr gut, darum sinnen sie lange vorher schon darauf, wenn sie uns einmal einen festlichen Tag machen wollen.

Eduard.

Und so einen festlichen Tag gab's also gestern?

Ernst.

Gestern, ja gestern, und Ihr müßt Euch nun, da Ihr zu spät kommt, freilich nur mit einer trocknen Erzählung begnügen.

Eduard.

Das wollen wir auch recht gern, denn wer weis, ob Eure Vergnügungen nicht zu hoch für uns gewesen wären?

Kurd. (lächelnd.)

Kann wohl seyn — kann wohl seyn — die Stadtpürschchen taugen nun einmal für allemal nicht aufs Land — Nicht wahr, das müßt Ihr doch zugeben?

Karl.

Wollen sehen, laßt nur endlich einmal hören, was Ihr gestern für ein Fest gefeiert habt, dann wollen wir Euch gleich sagen, ob wir fähig gewesen wären, es mit zu feiern, oder nicht.

Ernst.

Nun seht, der gestrige Tag wurde gar herrlich gefeiert — und wem zu Ehren glaubt Ihr wohl?

Karl.

Digitized by Google

Karl.

Ihr laßt doch in der That lange warten, ehe Ihr nur die Gelegenheit Eures Festes nennt — Es war wohl der Geburtstag Eures würdigen Vaters? das ist Euch doch der wichtigste Tag im Jahre.

Kurd und Ernst.

(lachen aus vollem Halse.)

Falsch gerathen — Falsch gerathen —

Eduard.

Nun, ist Euch das nicht der wichtigste Tag? —

Kurd. (lachend.)

Das wäre unser Festtag — nicht wahr Ernst?

Ernst.

Ach das ist der einsamste Tag im ganzen Jahre — da giebt's nichts zu putzen, nichts zu tanzen und zu springen —

Kurd.

Da lebt der Vater allemal wie ein Einsiedler, liest früh in geistlichen Büchern, geht dann ins Thal spatzieren, bittet auf den Mittag ein paar alte steife Herren zu Tische, für denen man sich nicht rüppeln darf, und Abends ist's um zehn Uhr schon mäuschenstill im ganzen Schlosse.

Ernst.

Gerade das Beste hast Du vergessen — Die lateinischen Glückwünsche müssen mit dem frühesten schon übergeben und gehalten werden, und gerathen

sie

ſie etwa über Tiſche den alten ſteifen Herren in die Hände, dann müſſen wir noch einmal vor den Tiſch treten, und peroriren — ein allerliebſter Spas —

Kurd.

Nun was meint Ihr zu ſo einem Feſttage? —

Karl.

Daß Ihr Euren guten Vater eben nicht ſonderlich lieben möget, wenn Ihr ſeinem Geburtstage mit ſo viel Unwillen entgegen ſehet.

Adolphine.

Bei uns wird dieſer Tag zwar auch allemal ganz in der Stille begangen, aber wir freuen uns das ganze Jahr darauf, weil uns unſer Vater theurer iſt, als alles auf der Welt.

Kurd.

Da ſehet Ihr doch, daß Ihr nun einmal nicht aufs Land paßt. Das Steife und Eingezogene liebt man auf dem Lande nicht. In der freien Natur iſt man gern auch frei. —

Ernſt.

Wir haben unſern Vater gewis auch lieb, denn er giebt uns ja alles, was wir brauchen, aber deswegen kann er doch nicht von uns verlangen, daß wir ſeinen Geburtstag mit Freuden feiern ſollen, ſo lange es noch ſo einſiedleriſch und ſtill dabei zugeht.

Karl.

Karl.

Also Lärm mus bei Euch seyn, wenn Ihr froh seyn sollt?

Kurd.

Wie es bei uns seyn mus, wenn wir uns freuen sollen, könnt Ihr am besten aus der Feier des gestrigen Tages errathen —

Ernst.

Fällt es Euch denn noch nicht ein, wem zu Ehren er gefeiert wurde?

Karl.

Es war wohl gar Dein Geburtstag?

Ernst.

Kann wohl seyn, aber — ich dächte, Du hättest es ganz vergessen, daß ich und Kurd Zwillingsbrüder sind —

Karl.

Das ist mir auch wirklich nicht eingefallen. Also einen doppelten Geburtstag habt Ihr gestern gefeiert?

Ernst.

Nicht anders, und das auch mit doppelter oder gar vielfacher Freude, wie es sich für einen Tag schickt, an dem zwei so wackre Pursche das Licht der Welt erblickten — (lacht.)

Karl. (verneigt sich.)

Allen Respekt —

Eduard.

Eduard.

Und worinn bestand denn die vielfache Freude?

Ernst.

Hört einmal aufmerksam zu, und dann gesteht nur, daß in Eurem ganzen Leben Eure Geburtstäge nicht so prächtig gefeiert worden sind.

Als wir beim Vater frühstückten, gab er Jedem von uns drei seltne Dukaten zum Geschenke, und führte uns dann an einen verdeckten Tisch, wo für Jeden ein neuer Anzug, vom Fus bis auf den Kopf, lag. Für mich stand auserdem noch eine grose Elektrisirmaschine da, und für Kurd eine Camera obscura. Die Mutter hatte zwei grose Torten mit unsern verzogenen Namen backen lassen, und daneben ein Dutzend der feinsten Oberhemden gelegt, mit Busenstreifen und Manschetten, wie Ihr sie gewis noch nicht gesehen habt. Dann mußten die Bedienten kommen —

Adolphine.

Nun — und der Schwester Geschenke werden vergessen? Gewis hat Karoline auch das Ihrige beigetragen, Euch den gestrigen Tag angenehm zu machen.

Kurd.

Die will ich rühmen, da Ernst nicht daran denkt. Von unserer Karoline also bekamen wir Jeder eine gestickte Weste, deren Taschen mit den schön-

Hand, drückte los, und stürzte meinen vierbeinigen Gegner glücklich zu Boden.

Eduard.

Aber wie kam es denn, daß der alte erfahrne Jäger nicht schoß?

Kurd.

Weil der Kerl voll Angst war, und nicht wußte, was er anfangen sollte. Seht, solcher Beispiele von unserm Muthe könnte ich Euch mehrere erzählen, aber ich bin immer dem Sprüchworte: Viel Geschrei und wenig Wolle — sehr gram gewesen.

Karl.

Ihr könnt auch wirklich Eure Lunge schonen; denn wir sind so gefällig, unsern Wirthen gern zu glauben.

Ernst.

Nach der Jagd gieng's zur Tafel, auf welche wir uns denn recht herzlich freuten, weil wir uns brav hungrig gelaufen hatten. Eine glänzende Gesellschaft fanden wir da versammlet, von allen Seiten bekamen wir Glückwünsche, und Schwester Karoline hatte für eine Tafel gesorgt, die Ihrem Geschmack Ehre machte. — Sie wird den Augenblick kommen, und mag Adolphinen die Gerichte selbst erzählen, denn solche Dinge vergißt man, sobald sie vorbei sind. Ueber Tische wurde natürlich

unsre

Digitized by Google

unsre Gesundheit getrunken, und dann gieng es auf den grosen Teich zu einer Fischerei, die unsert wegen um vierzehn Tage verschoben worden war. Die ganze Gesellschaft wohnte dem Wasserfeste bei, das sich aber beinahe sehr traurig geendigt hätte, wenn wir nicht gewesen wären.

Eduard.

Je, wie gieng denn das zu?

Ernst.

Ein junger Herr von Blieten, er mochte ohngefähr 12 Jahre alt seyn, fiel aus Unvorsichtigkeit ins Wasser. Die geputzten Herrn und Damen wagten sich natürlich nicht, ihm nachzuspringen, und von den Fischern wagte es auch keiner, weil keiner schwimmen konnte. Schnell warfen wir unsre Oberkleider ab, stürzten uns ins Wasser, und retteten den armen Menschen, der uns beinahe fusfällig für die Erhaltung seines Leben dankte.

Adolphine.

Höre Karl, wo trug sich denn die lächerliche Geschichte mit den jungen Menschen zu, die sich schlechterdings mit einer grosen Gesellschaft nicht überfahren lassen wollten? — Erinnerst Du Dich noch, wie sie alle sie auslachten, daß sie nicht einmal so viel Herz hatten, als die Mädchen, die ohne Widerrede in den Kahn stiegen?

Karl.

Ich weis es noch sehr gut, wie sie endlich mit Zittern und Zagen einstiegen, sich bald an die Schürze ihrer Mama, bald an den Kahn anhielten, und aus vollem Halse schrieen, so oft der Kahn nur ein wenig schaukelte.

Eduard.

Je, das war ja wohl gar vorigen Herbst, und wo ich nicht irre, waret Ihr (zu Ernst und Kurd) die furchtsamen Haasen. —

Kurd. (verlegen.)

Ich weis mich nicht mehr zu erinnern, daß wir je mit Euch auf dem Wasser gefahren wären, und ist dies ja geschehen, so sind es wenigstens vier bis fünf Jahre.

Ernst.

Ja so lange wird's seyn. Nun hört nur weiter. Nach der Fischerei war auf einer Wiese ein ländliches Fest angestellt, wobei die Jugend des Dorfs tanzte, und die Nemen zu uns kamen, uns mit Handeküssen zu unserm Tage Glück zu wünschen.

Karl.

Nun da mögt Ihr schön mit den Bauerjungen und Bauermädeln herumgesprungen seyn —

Kurd.

Kurd.

Nichts weniger, wir sahen dem Tanze sehr ernsthaft zu, weil wir es unsrer Würde zuwider hielten, uns mit der Bauernbrut zu vermengen.

Eduard.

Und die Handküsse der Armen nahmt Ihr wirklich an?

Ernst.

Wie Ihr Euch aber auch so etwas nur als möglich denken könnt. Wir würden uns von den schmutzigen Mäulern haben die Hände küssen lassen, oder unsre Nasen mit Lumpengeruch beschwert haben? Nein. Wir verbaten uns dieses Zeichen der Unterthänigkeit, winkten ihnen, sich in einiger Entfernung zu lagern, wechselten für die Dukaten, die uns der Vater früh geschenkt hatte, kleines Geld ein, und theilten es dann unter die Armen aus. Jeder bekam doch 10 gl. 6 pf.

Eduard.

Nun da habt Ihr doch Euern Geburtstag auf eine sehr schöne Art, mit Wohlthaten, beschlossen —

Kurd.

Beschlossen noch lange nicht. Denn Abends wurde uns zu Ehren ein Feuerwerk abgebrannt, wobei wir aber die meiste Mühe hatten, weil die

Leute, die es besorgen sollten, ungeschickt und furchtsam waren.

Karl.

Es gehört aber doch viel Vorsicht dazu, mit Pulver umzugehen, trauete denn Euer Vater Euch diese zu?

Ernst. (lacht.)

Ha ha ha! — Zutrauen! als ob wir kleine Kinder wären, die mit so etwas nicht umzugehen wüßten. — Eben weil er uns diese Vorsicht zutrauete, schenkte er uns früh die Flinten, nahm uns mit auf die Jagd, und erlaubte uns, beim Feuerwerke zu helfen.

Eduard.

Ich dächte aber, Ihr hättet Euch sonst immer vor Pulver gefürchtet —

Kurd.

Sonst ist nicht jetzt — sonst waren wir klein, jetzt sind wir gros — sonst, wie wir noch mit Euch immer umgiengen, fürchteten wir uns freilich vor allem, und vor Pulver und Gespenstern am allermeisten, aber jetzt ist das alles ganz anders, wie Ihr eben gehört habt.

Karl.

Also auch vor Gespenstern fürchtet Ihr Euch nicht mehr? Das war ja sonst immer Eure schwächste Seite.

Kurd.

Sie wär es freilich, ist es aber nicht mehr. Zum Beweise darf ich Euch nur den Beschluß des gestrigen Tages erzählen. Als alle Gäste sich empfohlen hatten, waren wir allein auf unserm Zimmer, und eben im Begrif, nach etwas zu lesen, als Kurd aus Versehen das Licht ausputzte. In dem ganzen Untertheile des Schlosses wohnte Niemand in der Nähe. — Sonst hätten wir nun gewis vor Angst laut geschrieen, aber jetzt nahm ich ganz gelassen den Leuchter, gieng damit im Stockfinstern durch sechs Thüren bis in die Küche, die, wie Ihr wißt, sehr weit von unserm Zimmer ist, ohne daß mich nur die geringste Furcht anwandelte, und zündete mir nun mein Licht wieder an. Ernst blieb indes im Finstern allein —

Ernst.

Und vertrieb sich die Zeit mit Klavierspielen. Sonst hätte ich mich gewis an Kurds Kleid fest gehalten, und auf dem ganzen Wege Todesschweis geschwitzt — Im Zimmer allein zu bleiben, dazu wäre ich auf keinen Fall zu bringen gewesen — und jetzt — wie ganz anders —

Karl.

Wenn Ihr Euch wirklich so sehr gebessert habt — so hatte Euer Vater freilich Ursache, Euern Geburtstag so zu feiern.

Eduard.

Digitized by Google

Eduard.

Auf diese Art seyd Ihr ja in kurzer Zeit ganz andre Menschen geworden.

Ernst.

Ja das sind wir auch — Ach! da kömmt Schwester Lina — die mag Adolphinen die Lücke von der Mittagstafel ergänzen, die wir vorhin nicht ausfüllen mochten. Wir wollen uns indes im Garten eine kleine Zerstreuung machen.

(ab mit Karl und Eduard.)

Zweiter Auftritt.

Karl, Karoline, Adolphine.

Adolphine.

Höre, liebe Lina, Du hast ja gestern eine sehr große Gesellschaft zu bewirthen gehabt —

Karoline.

Ja wohl war sie gros, und auch zugleich so, daß sie gut versorgt seyn wollte.

Adolphine.

Da hatte Deine Mutter wohl gar einen Koch aus der Stadt angenommen?

Karoline. (lachend.)

Ei bewahre — da würde der Vater sehr unzufrieden seyn, wenn die Mutter zu einem Gastmahle von

von acht Schüsseln erst einen Koch miethen wollte. Nein, so viel kannst Du mir wohl zutrauen, liebe Adolphine, daß ich ein ländliches Mahl anzuordnen weis. —

Adolphine.

Je nun, acht Schüsseln heissen doch in der That kein ländliches Mahl, da will doch so manches zubereitet und in Acht genommen und schön angeputzt seyn. — Ich weis, wie ich alle Hände voll zu thun habe, wenn ich mit der Köchin ganz allein eine Tafel mit vier Schüsseln besetzen soll.

Karoline.

Freilich muß man sich rühren und es fällt manche Aergernis vor, besonders, wenn man so ein albernes Küchenmensch hat, als ich. Aber demungeachtet ist alles recht gut abgelaufen und ich habe von Niemanden über räucherichtes oder angebranntes Essen Klagen gehöret, es müßte denn hinter meinem Rücken geschehen seyn. — Nun wie hält's damit

Kurd.

Lobsprüche über Lobsprüche, liebe Schwester, das kann ich Dir sagen. — Besonders lobte man die Kapauner und die Potage, und bewunderte die allerliebsten Servietten-schiffe, welche auf jedem Teller segelten —

Karoline.

Karoline.

Du machst mich beinahe roth, lieber Bruder! Du weißt ja, ich kann es nicht gut leiden, wenn man mich mit Lobsprüchen in meiner Gegenwart überhäuft — Lieber Tadel ins Gesicht, als Lob.

Adolphine.

Wenn man es wirklich verdient, so ist's immer besser sich Lob ins Gesicht sagen zu lassen, als Tadel. Du scheinst Dich auf diese Art sehr zu deinem Vortheil geändert zu haben, denn sonst war die Küche und Besorgung des Tisches eben nicht Deine Sache.

Karoline.

Du würdest mich jetzt sehr verändert finden, wenn Du mich einmal examiniren solltest.

Adolphine.

Das ist recht schön. Da bekümmerst Du Dich jetzt wohl auch lieber um die ganze Wirthschaft als sonst?

Karoline.

Die ist jetzt ganz mein Element, und die Mutter lacht mich immer recht freundlich an, wenn ich so ämsig mit dem klirrenden Schlüsselbunde durch ihre Stube trolle — Ja ja, die Zeiten ändern sich —

Adolphine.

So bleibst Du wohl auch jetzt lieber zu Hause als sonst? — Denn ich weis wohl, daß Dir ehe-

dem

dem immer nirgends besser zu Muthe war, als ausser Deinen vier Pfählen.

Karoline.

Ach! mir ist's jetzt nirgends lieber, als an meinem Arbeitstische, und in meiner Küche. Ich habe dreimal hinter einander auswärtige Einladungen abgeschlagen, und auch bei uns selbst würde ich nicht einmal gern Gesellschaft sehen, wenn mir diese nicht Gelegenheit gäbe, mich in der Wirthschaft zu üben.

Adolphine.

So verstehst Du Dich wohl jetzt auch besser aufs Nähen und Platten als sonst? Denn, aufrichtig gesprochen, waren solche Beschäftigungen ehedem gar nicht Deine Sache.

Karoline.

Ja, ich gestehe es gern, das war sonst mein Fehler, aber jetzt ist er es wirklich nicht mehr. Nähen kann ich vom Grunde aus, und die Mutter würde gar nichts mehr ausser dem Hause arbeiten lassen dürfen, wenn sie nicht befürchtete, daß meine Gesundheit durch das häufige Sitzen leiden möchte.

Adolphine.

Aber beim Platten braucht man ja nicht zu sitzen.

Karoline.

Eben darum kömmt dieses auch desto häufiger an mich — und die geschwätzige Christel wird jetzt gar nicht

nicht mehr beim Planen in unserm Hause gebraucht, weil Mama aus meiner Geschicklichkeit nun einsieht, daß iene nichts versteht und also entbehrlich ist —

Adolphine.

Das ist recht schön. Da wird mancher Groschen erspart.

Karoline.

Von dem Gelde, was ich der Mutter ietzt bald hie, bald da, in der ganzen Wirthschaft erspare, schaft sie mir bisweilen ein Kleid oder einen andern Putz, an den sonst wohl nicht gedacht worden wäre.

Adolphine.

Ich dächte, da müßte es ietzt Deiner Mutter recht wohl seyn, sie müßte Dich viel lieber haben, als sonst? —

Karoline.

Karoline! spricht sie immer mit freundlicher Stimme zu mir, und kneipt mich so recht mütterlich dazu in die Backen, Karoline! Du bist gar nicht mehr das Mädchen wie sonst — ach, Du hast Dich, Gott sey Dank, so sehr gebessert, daß ich Dir um den Hals fallen möchte, wenn ich Dich sehe.

Adolphine.

Ah! da kömmt sie ia, die glückliche Mutter, die ietzt eine so gute Tochter hat. Nun da muß ich ihr doch gleich meinen Glückwunsch abstatten.

Karoline.

Digitized by Google

Karoline. (ängstlich.)

Ich dächte, das unterließest Du jetzt, liebe Karoline. Die Mutter möchte nur glauben, ich hätte mich gegen Dich gerühmt, und das wäre ja ein neuer Fehler, den sie mir gewis recht derb verweisen würde.

Adolphine.

Ich will sie schon selbst darauf bringen, daß sie Dich loben, daß sie mir alles von Dir erzählen soll. Dabei stelle ich mich denn, als wüßte ich gar nichts und wünsche ihr dann von ganzem Herzen Glück.

Karoline.

Sie wird sich auf mein Lob nicht bringen lassen, denn davon spricht sie in meiner Gegenwart nicht, das weis ich schon, und dann, liebe Adolphine, ließt sie auch, wie ich sehe, in einem Buche, da läßt sie sich gar nicht gern stören. Ich dächte, wir besuchten indes das Hühnervölkchen, welches auch meiner Sorgfalt anvertrauet ist. Du findest noch Gelegenheit genug, mit der Mutter allein zu sprechen. (für sich) die ich aber schon hintertreiben will.

Adolphine.

Ich gehe mit, denn Hühner sind meine Lieblingsthierchen.

(Sie gehen mit Kurd ab.)

Digitized by Google

Dritter Auftritt.

Der Vater kömmt aus einem andern Zimmer heraus, wo er gehorcht hatte, die Mutter tritt zu gleicher Zeit aus dem Garten herein.

Mutter. (lächelnd.)

Ist's doch, als ob Du Jemanden behorcht hättest, so bedächtig machtest Du die Thüre auf und schieltest überall herum, ob auch alles rein sey.

Vater.

Wohl habe ich Jemanden behorcht, aber zu meinem nicht geringen Leidwesen —

Mutter.

Gewis die jungen Eichlers.

Vater.

Diese waren auch dabei, aber ich kann ihnen nichts Unrechtes nachsagen.

Mutter.

Nun und wen hast Du denn zu Deinem nicht geringen Leidwesen behorcht?

Vater.

Unsre eignen Kinder.

Mutter.

(voll Verwunderung.)

Unsre Kinder?

Vater.

Digitized by Google

Vater.

Nicht anders, und ich wollte Dich eben aufsuchen, um mit Dir sogleich gemeinschaftliche Maasregeln gegen drei junge Lügner zu treffen, die, wenn man sie nicht straft, es gewis künftig öfterer seyn werden. Desto besser, daß ich Dich hier treffe.

Mutter.

Was man aber auch mit den Kindern für Noth hat. Wenn ich mir dagegen die Eichlers ansehe. Ach Gott! ich gäbe mein halbes Vermögen darum, wenn unsre Kinder nur halb so gut wären, als Eichlers.

Vater.

Das könnten sie leicht seyn, wenn Du, aus übertriebener Liebe, nicht immer zu nachsichtig gegen sie gewesen wärest. Doch davon haben wir ja schon oft gesprochen. Jetzt laß uns nur auf kräftige Hülfsmittel denken, die jungen Lügner auf frischer That zu strafen.

Mutter.

Aber sage mir nur, was sie denn eigentlich für Lügen geschmiedet haben? —

Vater.

Für die geschicktesten, herzhaftesten, wohlthätigsten, mit einem Worte für die besten Kinder haben sie sich ausgegeben, und daß sie nichts weniger als solche sind, wissen wir aus trauriger Erfahrung.

Mutter.

Digitized by Google

Mutter.

Ja wohl — Aber was gab ihnen denn Gelegenheit, sich mit Eigenschaften zu brüsten, die sie nie besessen haben — ach! und leider, wohl so bald noch nicht besitzen werden?

Vater.

Vom Zaune abgebrochen haben sie die Gelegenheit. Doch höre, hier sind wir vor Lauschern nicht ganz sicher. Komm mit auf meine Stube, da will ich dir alles haarklein erzählen und dir auch zugleich sagen, wie ich mir vorgenommen habe, sie zu strafen — exemplarisch muß es seyn.

Mutter.

Nur nicht zu hart, Väterchen —

Vater.

Kaum hast Du nach bessern Kindern geseufzet, und doch willst Du nicht die Hände dazu bieten, die Deinigen zu bessern — willst schon wieder einmal die Fürsprecherin seyn, der einst unsre Kinder ihr Unglück zu verdanken haben werden.

Mutter.

Ach Gott, das will ich nicht. Ich meinte nur, Du sollst sie nicht zu hart strafen.

Vater.

Schläge werden sie nicht bekommen; das weißt Du wohl, daß ich von diesen nicht viel halte, weil sie vergessen sind, sobald solche Buben sie aufgeladen haben.

haben. Aber beschämen will ich sie, daß sie bis hinter die Ohren roth werden sollen — und das thut ihnen gewis weher, als Schläge.

Mutter.

Da hast Du auch Recht, denn sie sind gar zu ehrgeizig.

(Mit dem Vater ab.)

Digitized by Google

Zweiter Aufzug.

Auf einem Grasplatze vor einer Laube im Garten.

Erster Auftritt.

Vater und Mutter trinken Kaffee. Kurd, Ernst, Karoline flechten Blumenguirlanden. Adolphine, Eduard, Karl sehen zu und reichen den ersteren die Blumen.

Vater
(zu seinen Kindern.)

Immer fein fleißig, daß die Guirlanden fertig werden, ich sehe es gar zu gern, wenn sie in meinem Garten so von einem Baume zum andern gezogen sind.

Adolphine.

Nun da muß ich recht Achtung geben, damit ich auch welche fertigen kann, denn der Garten ist gros.

Karl.

Digitized by Google

Karl.

(zu Ernst und Kurd.)

Gestern habt Ihr wohl auch brav Kränze gewunden?

Ernst. (verlegen.)

Gestern —

Kurd.

Karl meint, weil unser Geburtstag gewesen ist, da möchte wohl Schwester Karoline uns mit Kränzen angebunden haben. Nein, wir haben nicht einen gesehen.

Karl.

An einem so glänzenden Feste? Da hätte Schwester Lärchen Triumphbogen von Blumen errichten, und die neugebornen Kindlein darunter bekränzen sollen.

Vater.

In meinem Hause sind die Geburtstäge nichts weniger als glänzende Feste, das mag wohl in der Stadt der Fall seyn, aber auf dem Lande lebt man weit einfacher.

Eduard.

Unsere Aeltern halten auch nicht viel auf grose Zerstreuungen an ihren und unsern Geburtstägen. Wir bringen sie gemeiniglich ganz in der Stille zu.

Vater.

Aber doch gewis nicht so still, als wir. Zum Beweis will ich Ihnen nur ganz kurz erzählen, wie wir gestern den doppelten Tag der Zwillingsbrüder Ernst und Kurd gefeiert haben.

Adolphine. (lächelnd.)

Ei erzählen Sie nur, ich höre gar zu gern von solchen Festen.

Ernst, Kurd und Karoline.
(zugleich.)

Wir haben alles schon erzählt, lieber Vater, Sie können der Mühe überhoben seyn.

Kurd.
(indem er nach der Gartenthüre sieht.)

Der Jäger will vermuthlich mit Ihnen sprechen, lieber Vater, er kömmt gerade auf den Garten zu.

Vater.

So mag er warten, bis ich mit Erzählen fertig bin.

Ernst.

Werden Sie denn morgen noch in die Stadt reiten, lieber Vater?

Vater.

Das weis ich jetzt noch nicht, da magst Du morgen früh um vier Uhr wieder nachfragen. (zu Eichlers.) Aber damit wir nicht eins ins andre re-

den,

Digitized by Google

den, sehen Sie, der doppelte Geburtstag wurde auf folgende Art gefeiert.

Karoline.

Verzeihen Sie, daß ich Sie noch einmal unterbreche, aber es könnte doch wohl seyn, daß sie heute noch geschlachtet werden müßte.

Vater. (verdrüslich.)

Wer? was? wo? soll geschlachtet werden? — Erzähl mir davon hernach. Ich kann mich ohnes dem nicht lange hier aufhalten.

Karoline.

Aber Karl und Eduard bleiben ja heute noch bei uns, da können Sie ihnen ja noch alles erzählen. Sehen Sie nur, die Henne mit der grossen Kuppe ist von einer Kuh getreten worden, und wird wohl schwerlich davon kommen.

Vater.

So lauf und bring mir sie her, daß ich sie besehe. Indes werde ich mit der Erzählung fertig.

Karoline. (ängstlich.)

Sie läßt sich aber nicht gut tragen, ich dächte, Sie giengen lieber mit.

Vater. (verdrüslich.)

Wenn ich erzählt haben werde. Der doppelte Geburtstag wurde also auf folgende Art gefeiert. Sobald meine beiden Knaben aufgestanden und angezogen waren, hieß ich sie zu mir kommen,

stellte ihnen die Wichtigkeit des Tages vor, und empfahl es ihnen besonders, diesen Tag nicht nur heute, sondern auch in ihrem künftigen Leben, immer so viel möglich in der Stille und mit ernsthaften Betrachtungen zuzubringen, weil ja ohnedem noch Tage genug übrig blieben, wo man rauschende Freuden geniessen könne. (Eichlers sehen Brelings bedeutend an, diese stoßen einander, winken den erstern, sich ruhig zu verhalten und dem Vater ja nicht in die Rede zu fallen.) Ob sie mir dies heilig versprochen hatten, schenkte ich Jedem einen Sophiendukaten mit der Aufschrift: Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt — und bat sie, dieses goldnen Spruchs immer eingedenk zu seyn, und den Dukaten entweder aufzuheben, oder wenn sie ihn ja verwechseln wollten, nur wenigstens auf eine gute und wohlthätige Art anzuwenden —

Adolphine.

Also einen Dukaten — nun und den haben sie auch schon gut angewendet, wie sie uns —

Ernst.

Es schlug eben halb vier Uhr, lieber Vater, ich dächte, Sie hätten um diese Zeit aufs Feld gehen wollen? —

Vater.

Ein paar Minuten eher oder später, thut nichts — Es ist meine Art nicht, Kinder an ihren

ren Geburtstägen mit neuen und prächtigen Kleidern zu beschenken, und ihnen dadurch Gelegenheit zum Putze zu geben. Darum bekamen sie auch an deren Statt einige gute Bücher, die wir mehr als zwei volle Anzüge kosteten.

Karl.

(lächelnd zu Ernst und Kurd.)

Nun diese werden Euch auch gewiß lieber gewesen seyn? — Denn Kleider bedecken nur den Körper, aber Bücher nähren den Geist.

Ernst und Kurd.

(in Verlegenheit, indem sie Karln winken.)

Ja, sie waren uns sehr lieb.

Vater.

Wenigstens schien es mir so. Für Ernst hatte ich auch schon eine Elektrisirmaschine im Kauf, allein ich erinnerte mich noch zeitig genug seiner Unvorsichtigkeit, mit welcher er sich und andern durch übeln Gebrauch einer solchen Maschine Schaden verursachen könnte, und so kaufte ich sie lieber nicht. Er mag dergleichen nützliche Wissenschaften auf der Universität treiben, wenn er schon ein wenig vorsichtiger und verständiger seyn wird.

Eduard.

(zu Ernst spöttisch.)

Dauert Dich denn das nicht?

Ernst.

Wohl, denn ich hätte mir doch manchen Zeitvertreib damit machen können, und würde gewis vorsichtig damit umgegangen seyn.

Vater.

So heißt es bei Euch immer, und wenn man Euch dann etwas in die Hände giebt, sieht man doch, daß man es Euch nicht hätte in die Hände geben sollen. So hatte ich z. B. Kurden vorm Jahre ein Sonnenmikroskop zu seinem Geburtstage gegeben. Aber er hatte es kaum zwei Tage, so war das Glas zersprengt. Auch diesmal war ich über den Kauf einer Camera obscura so ziemlich einig, aber da fiel mir ein, wie er sie misbrauchen, vielleicht nur den ganzen Tag davor sitzen, alles Nöthigere versäumen, oder sie wohl gar bald ruiniren würde, und — ich behielt gern mein Geld.

Karl.

Also erhieltst Du keine, ich dächte, das müßte Dir sehr wehe thun?

Kurd.

Die geschenkten Bücher ersetzen mir alles, wiewohl ich nicht läugnen kann, daß eine Camera obscura meine gestrige Freude hätte vollkommen machen können.

Vater.

Die Mutter wollte ihnen eine Menge Sachen kaufen, die sie nur zerstreut, und von nützlichen Din-

Digitized by Google

Dingen abgezogen hätten. Dafür aber schenkte sie, auf meinen Rath, Jedem ein halbes Dutzend Schnupftücher, und buck einen grosen Käsekuchen, welches ich ihr erst nach langem Bitten erlaubte; denn ich kann es nicht leiden, wenn Kinder ihre Geburtstäge als besonders wichtig für ihre Naschmäuler ansehen. Da sich aber auf den Mittag einige gute Freunde hatten melden lassen, und ohnedem wohl seit einem halben Jahre nichts von Backwerk auf unsern Tisch gekommen war, so lies ich es endlich geschehen. Mutter, laß doch deine jungen Gäste den Käsekuchen kosten —

Mutter.

(indem sie aus einem Papier Jedem ein Stück giebt.)

Hier — freilich ist's nur Bauerkuchen, und nicht Schweizergebackenes —

Karl.

Aber er schmeckt uns so gut, wie Schweizergebackenes, und ist wohl noch etwas gesünder? (zu Kurd und Ernst.) Nicht wahr, er ist Euch auch lieber als Schweizergebackenes? —

(Kurd und Ernst beschäftigen sich, ihrer Schwester Blumen zuzulangen, und thun gar nicht, als wenn sie es gehört hätten.)

Vater.

Schwester Karoline wollte anfänglich Jedem eine Weste sticken, und Ring, Etui, Stockknopf, und was weis ich alles, in die Taschen stecken. Allein ich wollte nun einmal nicht haben, daß man ihnen

ihnen an diesem Tage Anlas zur Eitelkeit geben sollte, und so durfte sie ihnen denn nichts als ein halbes Dutzend Unterhemden machen. (zu Kurd u. Ernst.) Nicht wahr, diese waren Euch auch lieber?

Kurd und Ernst.
(ganz gleichgültig.)

Ja!

Vater.

Als die Bescherungsfreude vorbei war, kamen meine Leute, um den beiden Jungen ihre Ehrfurcht zu bezeugen, und ihnen zu ihrem Geburtstage die Hand zu küssen. Allein ich sagte ihnen, daß so gar ich Schmeicheleien dieser Art nicht leiden könne, meinen Kindern kämen sie gher am allerwenigsten zu, denn sie wären nichts weniger als Herren des Gesindes vom Hause?

Karl.
(zu Ernst und Kurd.)

Ihr hättet den Handkus doch auch vermuthlich nicht angenommen.

Ernst.
(mit einem Wink zu Karl.)

Das hätte uns gar nicht einfallen sollen.

Vater.

Ganz unerwartet kamen die guten Freunde, welche sich bei mir zu Tische gebeten hatten, schon um acht Uhr, und baten mich, vor Tische mit

ihnen

ihnen auf die Jagd zu gehen, und Nachmittags sie nach unserm Teiche zu führen, weil sie sich es nun einmal vorgenommen hätten, heute einen recht vergnügten Tag bei mir zuzubringen. Ich konnte es ihnen nicht abschlagen, und mußte, auf das dringende Bitten der Fremden, auch Kurd und Ernst mitnehmen, so unangenehm mir dies auch war. Die Jungen wollten erst ihre Sonntagskleider dazu anziehen, allein ich lasse die guten Sachen nicht gern ruiniren, besonders, wenn ich sehe, daß ein wenig Stolz dahinter steckt. Die ältesten Röcke sind die besten auf der Jagd und diese mußten sie denn auch anziehen, wenn sie mitgehen wollten. Zwar hatten sie Lust, lieber zu Hause zu bleiben, weil Pulver überhaupt ihre Sache nicht ist, aber sie müssen auch damit vorsichtig umgehen lernen, und so nahm ich sie denn mit. Eben so mußten sie auch mit auf den Teichen herumfahren, ob sie gleich das Wasser wie das Schießpulver fürchten. Aber junge Leute dürfen nicht so furchtsam seyn. Freilich wäre ihnen beides beinahe nicht gut bekommen.

Karl.

Wie fielen wohl gar ins Wasser, oder —

Vater.

(der auf einmal nach dem Saale sieht.)

Je, wer ist denn da wieder gekommen? — Nun er mag ein wenig warten, bis ich mit Erzählen

len fertig bin. Unser Mittagsmahl bestand zwar nur aus einem Gerichte Fleisch und Schöpsenbraten, aber wir wurden doch satt und es hat allen recht wohl geschmeckt. Gegend Abend schenkte ich meinen Leuten eine Tonne Bier und erlaubte ihnen, auf der grosen Wiese ein Tänzchen zu halten. Meine Kinder könnten zwar nicht tanzen. Aber unter den Bauern kamen sie schon mit fort und sprangen wacker mit herum, wenn's auch manchmal der Kreuz und Quere gieng.

Adolphine.

(zu Ernst, Kurd und Karoline.)

Ihr könnt also nicht tanzen? Wer sagte mir denn vorhin, daß Euch ein besonderer Tanzmeister gehalten würde?

Vater.

Wer das gesagt hat, hat gelogen. Das hieße doch wahrhaftig das Geld zum Fenster hinaus werfen. Da haben wir nöthigere Ausgaben, nicht wahr, Mutter?

Mutter.

Ja wohl. Das Tanzen mögen sie lernen, wenn sie in die Stadt kommen. Hier ist nun einmal die Gelegenheit nicht dazu. Würden nicht die Leute glauben, wir fänden das Geld auf der Gasse, wenn wir unsern Kindern einen eignen Tanzmeister halten wollten?

Vater.

Vater.

(sieht nach dem Saale.)

Das muß nothwendig seyn — ietzt kömmt gar der Bediente, mich zu holen. Nun ich hab' auch nicht viel mehr zu erzählen. Die Armen des Dorfs bekamen Bier und Butterbrod, meine Kinder theilten Zweigroschenstücke unter sie aus. Das war eine herrliche Freude.

Karl.

(bedenklich zu Ernst.)

Zweigroschenstücke? Da haben sie doch auch auf den folgenden Tag etwas gehabt —

Vater.

Ach! wohl auf zwei Tage, denn ein Armer ist auch mit einem Groschen des Tages zufrieden. Als es finster war, brachten die fremden Gäste ein Feuerwerkchen zum Vorschein, das aber für Ernst und Kurd keine sonderliche Freude war.

Eduard.

Und warum denn nicht?

Vater.

Die Haasen fürchten sich immer noch vor Pulver, und können das Knallen nicht gut vertragen. Sie denken gleich, es geht übers Leben.

Karl.

Ja, ja, so waren sie sonst auch, also haben sie sich nicht viel geändert.

Ernst

Ernst und Kurd
(stellen sich, als ob sie gar nicht darauf hörten.)

Vater.

Nun muß ich aber in der That gehen, Kinder chen! vertreibt Euch hier indes die Zeit. Auf Wiedersehen! (ab.)

Mutter.

Sey nur nicht lange, Väterchen. Wir wollen hernach zusammen spazieren gehen.

Vater. (der zurück kömmt.)

Mutter, ich sehe dort den Gärtner auf Dich warten —

Mutter.

Ich will ihm gleich entgegen gehen. (Sie geht geht hinter die Laube, als wollte sie nach dem Gartenhause gehen, versteckt sich aber hinter die Sträucher und horcht.)

Karl. (zu Ernst und Kurd.)

Ei! ei! das klingt ja alles ganz anders, als Ihr uns erzählt habt.

Eduard (lächelnd.)

Entweder Euer Vater hat uns belogen oder Ihr —

Ernst.

Unser Vater hat nun einmal die Art, alles kleiner und unwichtiger vorzustellen, als es sich wirklich verhält. Er macht nicht gern viel Rühmens von seinen Geschenken und von der Feier wichtiger Tage

Tage erzählt er allemal mit Fleis so wenig, daß man glauben sollte, er sey der ärmste Mann und habe nicht einmal das Geld dazu, sich oder uns eine Freude zu machen.

Karl.

Also hätte doch Euer Vater gelogen und nicht Ihr?

Kurd.

Ernst meint ja nur, daß unser Vater, aus Ursachen, die wir nicht errathen können, eine ganz eigne Bescheidenheit besitze, die ganz und gar nicht unsre Sache ist. Was zu loben ist, mus man loben.

Adolphine.

(indem sie ihr Stück Kuchen an den Mund nimmt.) Aber den Käsekuchen sehen wir, und das Schweitzergebackene sehen wir nicht.

Karoline.

Meine Mutter ist viel zu haushälterisch, als daß sie die guten Bissen verschwendete und gleich allen Gästen vorsetzte. Da müßten wir in der That viel Schweitzergebackenes haben. Eben um der fremden Gäste willen ist so ein Käsekuchen von mitteln Schlage gebacken worden.

Adolphine.

So, so. — Aber mit den acht Schüsseln mag es wohl nicht seine Richtigkeit haben und die

Sers

Servettenschiffchen hast Du wohl in deinem Leben noch nicht brechen sehen, geschweige denn selbst gebrochen? —

Karoline.

Nun, das wirst du doch meinen Aeltern nicht zumuthen, daß sie alle Gerichte hererzählen und wohl gar die ganze Tafel malen sollen? Ein Stück Rindfleisch und ein Braten sind nun einmal für meinen Vater die liebsten Gerichte. Um alles andere bekümmert er sich nicht und darum läßt er es auch beim Erzählen ganz weg.

Ernst.

Es würde in der That auch sonderbar herauskommen, wenn er Euch alle Gerichte hätte nennen wollen. Dann hättet Ihr wohl gar unsern Vater für einen stolzen Mann gehalten, der sich auf eine Tafel mit acht Gerichten etwas einbildete.

Kurd.

Wißt Ihr was, wenn Ihr künftig unsern Erzählungen nicht glauben wollt, so sagt es uns nur hübsch allemal vorher, so können wir uns eine Mühe ersparen.

Karl.

Freilich hätten wir die drei Sophiendukaten, die Elektrisirmaschine, die Camera obscura, das Sonnenmikroskop, den goldenen Stecknopf, die seinen

Ober-

Oberhemden, die gestickte Weste u. s. w. lieber gesehen, als nur davon sprechen hören. —

Eduard.

Ihr seyd wohl so gut und zeigt uns dies alles noch bei Gelegenheit.

Karl.

Der Jagdanzug mus Euch prächtig gestanden haben —

Eduard.

Und ich hätte Euch auf dem Teiche herumfahren sehen mögen.

Adolphine.

Aber, der Vater erzählte ia, daß Euch beinahe ein Unglück wiederfahren wäre.

Kurd.

Nichts, gar nichts von Bedeutung.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Lorenz.

Ernst (zu Lorenz.)

Nun Alter! wollen wir bald wieder einmal mit einander auf die Jagd gehen?

Lorenz.

Recht gern, wenn sie nur erst —

Kurd.

(ihm in die Rede fallend und ihm beim Rocke zupfend.)

Nicht wahr, wir sind brave Schützen! —

Lorenz.

Ja ja, eine Viertelstund weit von der Flinte.

Ernst.

(zupft ihn beym Rocke und winkt mit den Augen.)

Daß Du doch immer Dein Spasen nicht lassen kannst. Wenn Du kein ernsthaftes Wort mit uns sprechen willst, so laß uns lieber allein.

Kurd.

Wir sind eben ganz und gar nicht aufgelegt, mit Dir zu spasen.

Lorenz.

Bin eben heute auch nicht aufgelegt, mich durch Ihr Zupfen am Rocke von der Wahrheit abziehen zu lassen und sage Ihnen denn nun im ganzen Ernste —

Kurd.

Daß ich ein alter Spasvogel bin — willst Du sagen, nicht wahr? —

Lorenz.

Daß Sie besser thun werden, wenn Sie künftig von allen Jagden wegbleiben, als daß Sie anderen ehrlichen Leuten nur die Freude verderben.

(Karl,

Digitized by Google

(Karl, Eduard und Adolphine können das Lachen kaum halten und sehen immer eines das andre an. Ernst winkt Karolinen.)

Karoline.

Der Vater steht dort unten an der Gartenmauer und scheint ihm zu winken, Lorenz, mach' er, daß er fort kömmt, er weis wohl, unser Vater läßt nicht gern lange auf sich warten.

Lorenz.

(der nach der Gartenmauer sieht.)

Hahaha! So alt meine Augen sind, so lassen sie sich doch nicht so leicht ein X für ein U machen — Dacht's wohl, daß mich Herr Vreling jetzt gewis nicht stören würde. Aber hören Sie einmal, junge Herren, damit wir nicht eins ins andere reden, ich komme eigentlich nur her, mir von Ihnen Schadens ersatz für den gestrigen Tag auszubitten.

Ernst.

Ich wüßte nicht wofür? —

Kurd.

Es hat Dir wohl davon geträumt?

Karoline.

Kommt, wir wollen den Vater aufsuchen, da dürfen wir doch nicht den alten Schwätzer anhören. (will mit den andern fort.)

Lorenz.

(vertritt ihnen den Weg.)

Sollen gleich sehen, ob ein Mann, der die Wahrheit sagt, ein alter Schwätzer genennt zu werden verdiene. — (zu Eichlers) Sie mögen richten.

Karl.

Nun laß er doch hören, ob er auch so gut aufschneiden kann, wie gewisse Leute, über deren Lippen fast kein wahres Wort geht.

Lorenz.

Hören Sie. Gestern stellte Herr Breling mit einigen fremden Gästen eine Jagd an und befahl mir dabei ausdrücklich, die jungen Herren mit zu nehmen, damit sie nur endlich einmal Pulver riechen und auch zugleich vorsichtig mit Gewehr umgehen lernten.

Eduard.

Also fürchtetet Ihr doch noch vor kurzem den Knall einer Flinte?

Ernst.

Wenn Ihr den Bedienten mehr glauben wollt, als uns, so braucht Ihr gar nicht erst zu fragen.

Kurd.

Erst mag der Lügner erzählen und dann wollen wir ihn durch unsern Vater widerlegen lassen.

Lorenz.

Digitized by Google

Lorenz.

Das wäre mir eben recht, wenn er nur lieber gleich zuhörte. Also weiter im Texte. Sobald wir auf dem Anstande waren, nahm ich auf jede Seite einen von den jungen Herren und sagte ihnen, sich immer schußfertig zu halten. Allein sobald sich etwas regte und ich anlegte, um loszudrücken, wenn etwa ein Häschen vorbeispatzierte, schrieen beide sogleich aus vollem Halse und baten mich um Gotteswillen, nur nicht eher loszudrücken, als bis sie sich weit in die Gesträucher geflüchtet hätten. Das Angstgeschrei der zweibeinigen Haasen verrieth den vierbeinigen unsre Stellung und auch nicht einer kam mir in den Schus.

Karl.

Nun dafür kann ein Jäger freilich Ersatz verlangen, wer weis, wie viel er sonst geschossen hätte. —

Lorenz.

Dafür verlange ich keinen Ersatz. Hören Sie nur erst weiter. Ich nahm mit meinen beiden Haasenschützen einen andern Platz ein, und sprach ihnen hier so viel Muth zu, daß sie wenigstens nicht davon liefen und schrieen, aber dafür zitterten sie nun, wie Espenlaub, sobald etwas schusgerecht war, klammerten sich fest an einen Baum, und legten ihre Flinten auf die Erde. Ich schos — und die

Helden erschraken, daß sie hoch in die Höhe sprangen und so an die eine Flinte stiesen, daß sie los gieng. Beinahe hätte ich durch die furchtsamsten Menschen von der Welt mein Leben eingebüßet. Der Schus fuhr mir durch den linken Rockschos, wie Sie sich sogleich überzeugen können, wenn Sie dies (indem er seinen Rock ihnen zeigt) näher betrachten wollen.

Karl, Eduard, Adolphine betrachten und beriechen den durchschossenen Rock.

Karl.

Wahrhaftig, das ist knapp am Leben weggegangen —

Eduard.

Und hat ihm gar nichts geschadet? —

Lorenz.

Die Fingerspitzen der linken Hand verletzt, wie Sie sich hier überzeugen können. (indem er ihnen die verbundene linke Hand hinreicht.)

Adolphine.

Armer Mann, das muß ja wehe thun? —

Lorenz.

Das wollt' ich meinen, und darum denke ich denn auch eben nicht unbillig zu seyn, wenn ich 6 Thlr. zu einem neuen Rocke und einen Dukaten Kur- und Schmerzengeld verlange.

Karl.

Karl.

Nichts weniger als unbillig.

Eduard.

(zu Ernst und Karl.)

Ich dachte, Ihr hättet Hirsche erlegt — und indes seyd Ihr vor Haasen gelaufen? und hättet beinahe Menschen erschossen?

Ernst.

Am Ende wird sich's schon finden, wer die Wahrheit gesprochen hat. Es steht immer noch bei Eurer Höflichkeit, einem Bedienten mehr, als uns zu glauben.

Karl.

Ei, ei, die erste Jagd ist schlimm abgelaufen.

Lorenz. (lacht.)

Die erste — nun dann wäre doch die Schande nicht so groß — die zwanzigste oder dreißigste müssen Sie sagen, denn so oft habe ich die jungen Herren gewis schon mit auf die Jagd genommen, ohne die Lehrstunden, die ich ihnen in der Kunst, mit Gewehr gut umzugehen, gegeben habe.

Karl.

Und was sagt denn Herr Breling zu der verletzten Hand und dem durchschossenen Kleide? —

Lorenz.

Daß ich mir Ersatz und Schmerzengeld schlechterdings von denen geben lassen müßte, die mir den Schaden

Schaden verursacht hätten. Also, junge Herren, so wollte ich mir nun aus Ihren Sparbüchsen 6 Thaler zu einem neuen Kleide und 3 Thaler Kur- und Schmerzengeld ausbitten, das war die Ursache, weswegen ich Sie hier aufsuchte.

Ernst.

Karl, Du unterstehst Dich in der That viel. Nimm Dich in Acht, daß wir Dir nicht die Anweisung zu den 9 Thalern auf unsern Vater geben, und dann wirst Du schon sehen, wie viel Deine Lügengloke geschlagen hat.

Lorenz.

(indem er ein Papier herauszieht.)

Der Mühe, eine Anweisung zu schreiben, hat Sie Ihr Herr Vater überhoben. Er hat mir eine an Sie gegeben. Da (indem er es Karl und Eduard hinreicht) lesen sie einmal, ich kann mich mit dem Lesen nicht gut behelfen.

Karl.

(liest mit lachender Stimme.)

„Ich Endesunterschriebener befehle hiermit als Vater meinen beiden haasenherzigen Söhnen, Ernst und Kurd, dem alten Jäger Lorenz 6 Thaler zu einer neuen Uniform und 3 Thaler Schmerzens- und Kurgeld aus Ihren Sparbüchsen zu geben. Diese kleine Strafe mögen sie als eine Warnung aufnehmen, künftig männlicher sich zu betragen, mit Schiesgewehr

wehr vorsichtiger umzugehen, und mit Thaten nicht zu prahlen, die sie nicht gethan haben.

K. A. Breling,
als Vater.

Eduard.

Das klingt ja herrlich!

Adolphine.

Gerade so, wie der alte Mann es verlangt. Er mag doch wohl kein Lügner seyn?

Kurd.

Betrug auf Betrug.

Ernst.

Lügen auf Lügen. (will Karln die Anweisung aus der Hand reissen.) Zeig mir einmal die Unterschrift.

Karl.

Die Hand Eures Vaters, und keine andre.

Lorenz.

Nun, junge Herren, wollen Sie gleich mitgehen oder gelegentlich Ihre Schuld berichtigen?

Ernst.

Den Vater wird ihm den Spas schon bezahlen.

Karoline.

(winkt ihren Brüdern.)

Ich dächte, wir giengen.

Lorenz.

Lorenz.

Warten Sie nur noch einen Augenblick, da kömmt Jemand, der vermuthlich auch mit Ihnen sprechen will.

Dritter Auftritt.

Vorige. Kaspar.

Kaspar.

Potz Fischchen! Ueberall habe ich Sie schon gesucht, junge Herren, und nirgends gefunden, endlich hörte ich Sie hier plappern.

Karl.

Wer ist Er? —

Kaspar.

Haben Sie denn ein so kurzes Gedächtnis, daß Sie mich seit gestern nicht mehr kennen?

Ernst.

Ach Kaspar! hm! hm! Er sucht gewis den Jäger —

Kaspar.

Dem habe ich das Leben nicht gerettet, der hat mir nicht die grosen Fetzen von der Sonntagshalskrause gerissen — und hat mir also auch nichts versprochen. Potz Fischchen, Sie wissen wohl nicht mehr, was Sie mir versprochen haben?

Karl

Karl. (zu Kaspar.)

Er irrt sich vermuthlich, lieber Mann, die jungen Brelings haben gestern mit Gefahr ihres Lebens einen Menschen aus dem Wasser gerettet. Vielleicht hat Er hülfreiche Hand dabei geleistet, und denkt, den Geretteten hier zu treffen, und sich ein Biergeld von ihm auszubitten.

Kaspar.

Potz Fischchen! — Ich hab doch auch ein Gedächtniß, das sich noch um einen Tag zurück erinnern kann — (zu Ernst und Kurd.) Ich glaube gar, Sie haben den jungen Herren da eine Lüge erzählt. — (zu Karl und Eduard.) Ja wohl will ich mir ein Biergeld holen, und Geld zu einer neuen Halskrause noch oben drein; aber wissen sie auch von wem? Von diesen da! — (auf Ernst und Kurd zeigend.)

Kurd.

Wenn hätten wir ihm das Geringste versprechen? (will mit Ernst fort.)

Kaspar.

(vertritt ihnen den Weg.)

Gestern, als Sie naß wie die Mixen auf den Knieen vor mir lagen, und mir für Ihre Errettung dankten.

Eduard.

Digitized by Google

Eduard.

(zu Ernst und Kurd.)

Arme Menschen, also seid Ihr in Lebensgefahr gewesen! —

Karl.

Wie gut Ihr doch gegen uns denkt! Um uns nicht mit ängstlichen Geschichten von Euch selbst zu unterhalten, erzählt Ihr uns lieber alles ganz anders. Doch der Unglücksfall ist nun einmal verrathen, also erzähle er uns ihn lieber ganz, alter Kaspar!

Kaspar.

Potz Fischchen, das thue ich recht gern, Lügen aufzudecken, ist immer meine größte Freude gewesen. Sehn Sie, da hatte Herr Breling gestern eine Wasserfahrt auf dem Pappelteiche angestellt. Die jungen Herrchen scheuten sich immer vor dem Wasser, das wußte ich, darum rieth ich ihnen, diesmal lieber davon zu bleiben, weil Fremde mitführen, die sich über ihre Angst lustig machen könnten. Allein da diese meine Warnung hörten, so fuhren mich die jungen Herrchen aufs gröblichste an, daß ich ihnen Furcht zutraute und sprangen, mir nichts dir nichts, mit in den Kahn. Potz Fischchen! dacht' ich, da bist du schön angekommen — die haben jetzt's Herz am rechten Fleck sitzen — aber kaum waren wir einige Ellen weit vom Lande, da erhob sich der Wind, die Gondel schaukelte,

und

und — Potz Fischchen! da fiel den jungen Herrchen der Muth — Hätten nur sehen sollen, wie sie sich an mich anklammerten — in der Angst hielten sie sich an meine Halskrause, und rissen sie mir kurz und klein. Da sehen Sie (indem er eine zerrissene Halskrause herausbringt.)

Karl.

Ei, ei, die Angst muß gros gewesen seyn, ein so festes Tuch zu zerreissen —

Kaspar.

Ich machte mich von ihnen los, weil sie mir endlich wohl gar das Hemde von Leibe gerissen hätten. In dem Augenblicke gab der Wind dem Kahne einen derben Stos, und beide flogen beinahe hinaus, weil sie eben standen. Ich erhielt sie zum Glück beide noch. Aber potz Fischchen! nun hätten Sie auch das Schreien hören sollen. Demüthig und mit den ängstlichsten Geberden baten sie mich, zurück zu rudern, weil sie es vor Seelenangst nicht mehr aushalten könnten. Ich that's, und als sie wieder auf festem Grund und Boden waren, da dankten sie mir fussfällig für die Erhaltung ihres Lebens, und versprachen mir heute ein tüchtiges Biergeld und Schadenersatz für die zerrissene Krause. Und eben deswegen komme ich nun jetzt, junge Herrchen, Sie werden heute wohl Ihr Wort nicht zurück nehmen?

Ernst.

Ernst.

Geh er nur, und fordere er sein Geld, wo er es mit Recht fordern kann, bei uns hat er nichts zu fordern.

Kaspar.

Potz Fischchen, das seh' ich wohl, daß ich Schwarz auf Weis bringen muß, wen ich etwas haben will. (er zieht ein Papier hervor, und giebt es Eduarden.) Da lesen Sie einmal, meine Augen wollen mir gar nicht mehr recht zusagen.

Eduard. (liest.)

„Da meine beiden Knaben, Ernst und Kurd, sich gestern bei einer Wasserfahrt so kindisch benommen haben, daß sie vor Angst dem alten Kaspar die Krause vom Halse rissen, und vermöge ihrer Furchtsamkeit auch wohl gar ertrunken wären, wenn der alte Mann nicht gethan hätte, so befehle ich hiermit, daß jeder dem alten Kaspar eines von den neuen Halstüchern und einen blanken Gulden Biergeld aus den Sparbüchsen geben solle.“

K. A. Hreling,
als Vater.

(Ernst und Kurd sehen einander betroffen an.)

Kaspar.

Das klingt ja herrlich — Nun junge Herrchen! wollen Sie gleich mitgehen oder gelegentlich Ihre Schuld berichtigen?

Lorenz.

Digitized by Google

Lorenz.

Kannst warten, bis ich bezahlt werde, hab' auch so eine kleine Forderung. (indem er sein Papier in die Höhe hält.) Da kommt eben Jemand, der vermuthlich auch mit den jungen Herren sprechen will.

Vierter Auftritt.

Vorige. Rosine, ein Bauermädchen, (mit einer zerrissenen Schürze in der Hand.)

Rosine.

Da bring' ich die Schürze, die Sie mir gestern zerrauzt haben. Ihre Mama sagte, wer mir sie zerrissen hätte, der könnte mir auch eine neue kaufen.

Ernst und Karl.
(in Verlegenheit.)

Wer hat denn mit Euch getanzt? —

Rosine.

Je Sie, Sie, und Sie haben mir auch mit Ihren entsetzlichen Sprüngen die Schürze zerrissen —

Karl.

Ich dachte, Ihr hättet es Eurer Würde zuwider gehalten, mit zu tanzen?

Eduard.

Digitized by Google

Eduard.

Herumspringen heißt ja nicht tanzen — Tanzen war ihrer Würde zuwider, aber nicht Herumspringen. —

Adolphine. (zu Karolinen.)

Da los ich mir Dich, du hast doch fein ruhig zugesehen.

Karoline.

Lermen und Spektakeln ist meine Sache gar nicht.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Hans, ein junger Bauer.

Hans. (zu Karolinen.)

Nehmen Sie mirs nicht übel, Jungfer, daß ich Sie unter freiem Himmel anpacke. Aber unsereinem wird's Schaffen gar sauer —

Karoline. (zornig.)

Was will er? —

Hans. (ganz trocken.)

Einen neuen Kamm und einen neuen Brustlatz —

Karoline.

Unverschämter! wie kann er das von mir verlangen?

Hans

Hans.

Höre Sie, Jungfer, weil Sie mir den Kamm beim Herumspringen auf der Wiese aus den Haaren gerissen und in die Brustlatzpasche brennenden Schwamm gesteckt hat, daß ein groses, groses Loch hineingebrannt ist — (indem er einen zerbrochenen Kamm herausbringt und das Loch in dem Brustlatz zeigt;) so sagte Ihre Mama, ich sollte mir nur von Ihr Ersatz geben lassen — (zu Adolphinen, der er ein Papier in die Hand giebt.) Da lese Sie einmal!

Adolphine. (liest.)

„Da unsre Kinder gestern Abends in unserer Abwesenheit sich bei dem Tanze auf der Wiese äuserst ungezogen aufgeführt haben, so befehlen wir nun den beiden Knaben, dem armen Mädchen die zerrissene Schürze aus ihren Sparbüchsen wieder zu ersetzen und die ungezogene Karoline soll dem jungen Hans einen neuen schönen Kamm und einen neuen Brustlatz kaufen."

Ch. Breling, (als Mutter.) K. A. Breling, (als Vater.)

Karoline.

(will Adolphinen das Papier aus der Hand reissen.)

Das mus ich selbst der Mutter zeigen.

Hans und Rosine vertreten ihr den Weg und nehmen mit dem alten Fischer und Jäger sie nebst ihre Brüder so in die Mitte, daß sie nicht entwischen können.

Lorenz.

Digitized by Google

Lorenz.

Wir gehen hernach alle mit. Warten Sie nur noch einen Augenblick. Da ist der alte Christoph, der scheint auch so ein kleines Anbringen zu haben.

Sechster Auftritt.

Vorige. Christoph mit verbundenem Kopfe und einer zerbrochenen Terrine.

Christoph.
(mit langsamer Stimme.)

Wollte Ihnen nicht gern bei Papa und Mama Verdrus machen, darum suche ich Sie hier auf.

Ernst.

Er kann uns immer Verdrus machen, wenn er Ursache dazu hat. Wir haben ihm keine gegeben.

Christoph.
(indem er auf die Stirne zeigt.)

Sehn sie nur, was das für eine Brausche geworden ist!

Karl.

Je wie ist er denn dazu gekommen?

Christoph.

Gestern Abend, als ich den Tisch abgedeckt hatte, führte ich die jungen Herren auf ihr Zimmer und sagte, ich würde gleich wiederkommen, um noch

noch dies und das für sie zu besorgen; sie sollten sich nicht fürchten, ich trüge nur die Suppenterrine und die silbernen Löffel in die Küche. —

Eduard.

(zu Ernst und Kurd.)

Ich denke, Ihr fürchtet Euch vor nichts mehr?

Ernst und Kurd.

Vor nichts, als vor solchen Lügnern, wie Ihr hier um Euch seht.

Karl.

So würdet doch Eure Aeltern die Lügen nicht mit ihrer Unterschrift bekräftigen.

Christoph.

Kaum bin ich mit der Terrine in dem grosen Saale, da höre ich die jungen Herrn auf einmal aus Leibeskräften: Hülfe! Hülfe! schreien. Ich drehe mich schnell um und zum Unglück löscht mir die Zugluft im Saale das Licht aus. Im finstern wußte ich nicht, wo ich die Terrine aus den Händen setzen sollte, also nahm ich sie mit und lief nun, was ich konnte, nach dem Zimmer der jungen Herrn. Diese hatten die Thüre aufgerissen, welches ich natürlich nicht vermuthete, weil ich doch wußte, daß sie Licht hatten, und so rennte ich mit denn diese Brausche an den Kopf und zerbrach die Terrine,

Eduard.

(zu Ernst und Kurd.)

Und was war Euch denn für ein Unglück widerfahren?

Christoph. (lachend.)

Das Licht war ihnen ausgelöscht — — Aengstlich klammerten sie sich nun an mich an, als wollten sie mir in die Rocktaschen kriechen und so schleppte ich sie denn im Finstern mit bis in die Küche. Unterwegens versprachen sie, mir alles zu ersetzen, wenn ich nur ihren Aeltern nichts sagen wollte. Ich richte Niemanden gern Verdrus an. Die Brausche, sagte ich also, hätte ich mit auf der Kellertreppe gestosen, und die Terrine setzte ich ganz heimlich bei Seite. Aber nun, junge Herren, heißts: Thu dich auf mein Beutelein, denn Christoph will bezahlet seyn —

Ernst.

Für Deine Lügen wohl — Alter! —

Christoph.

Die Brausche mag so hingehen, die will ich als eine Belohnung für meinen Diensteifer annehmen. Aber die Terrine —

Kurd.

Hast Du durch Deine Unvorsichtigkeit zerbrochen und geht uns also nichts an —

Christoph.

Digitized by Google

Christoph.

Nun, so muß ich freilich schriftlich an Ihre Sparbüchsen mich wenden, wenn meine Beredsamkeit zu schwach ist, Sie zu überzeugen. (Giebt Karln ein Papier.) Da lesen sie einmal.

Karl (liest.)

„Das kindische Angstgeschrei meiner Kinder, die im Finstern allein zu bleiben sich fürchteten, ist ganz allein Schuld an der Brausche des ehrlichen Christophs, so wie auch an der zerbrochenen Terrine. Für die erstere bezahlen ihm meine Knaben jeder einen Gulden, und statt der Letzteren kaufen sie eine ganz neue aus Ihrer Sparbüchse."

K. A. Breiting,
als Vater.

Christoph.

Nun, junge Herren, wird es Ihnen nun gefällig seyn, mich zu bezahlen?

(Ernst und Kurd geben keine Antwort und wollen aufs neue fort. Alle vertreten ihnen den Weg.)

Christoph.
(indem er sich umsieht.)

Die alte Lise und Christelchen — Je, was wollen denn die — wollen vermuthlich mit der Mamsell da sprechen.

Digitized by Google

Siebenter Auftritt.

Vorige. Lise und Christel.

Lise. (zu Karolinen.)

Nun Mamsellchen, bekomme ich denn heute mein Geld für die Töpfe, die Sie gestern zerbrochen, und für den Rock, den sie mir mit Rindfleischbrühe begossen haben? Das Gescholtene will ich gern noch umsonst aufgeladen haben.

Karoline.

Höre Sie, Lise, wenn sie Töpfe zerbricht und Kleider begießt, das geht mich nichts an, Sie weis wohl, daß ich selten in die Küche komme.

Adolphine.

Ich denke, die Küche ist jetzt Dein Element, liebe Karoline, also kömmst Du so selten hinein? —

Karoline.

Daß ich selten in der Küche etwas zerbreche, wollte ich sagen, ich habe Dirs ja schon erzählt, daß die ganze Wirthschaft jetzt mir auf dem Halse liegt. Nun, und da wäre es wohl ein Wunder, wenn man in der Eil einmal einen Topf zerbräche. Ein Rohmtöpfchen habe ich gestern aus der Hand fallen lassen, das macht sich denn die unachtsame Lise gleich zu Nutze und schreibt nun mehrere zerbrochene Töpfe auf meine Rechnung. Das wäre mir noch —

Lise.

Lise.

Und das wäre mir noch, daß ich ausser dem Gescholtenen auch noch Einbusse haben sollte. (Zu Adolphinen.) Sehn Sie, liebes Mamsellchen, Karolinchen kömmt nicht in die Küche, wenn sie die Mama nicht gleichsam mit Gewalt hineiniagt. Gestern sollte sie mir nun schlechterdings helfen. Aber da giengs an ein Reissen und Schmeissen, daß ich meines Lebens kaum sicher war. Da flog ein Hader, dort ward eine Schüssel hingesetzt, daß das Wasser umhersprützte — das Holz wurde ins Feuer geworfen, daß die Kohlen umhersprangen und in diesem Unwillen hatte denn Karolinchen nicht mehr als drei grose Töpfe und zwei Schüsseln zerbrochen. Aber endlich kam noch das Beste. Ich hob einen grosen Topf mit Fleischbrühe vom Feuer, und Karolinchen kam eben mit einem Stück Holz so auf mich zugerennt, daß der Topf brach. Ich verbrannte mir das Bein und verdarb einen Rock von Grund aus.

Karoline.

Lauter Lügen, die Dir die Mutter schon ein streichen wird.

Lise.

Also verstehen Sie sich zu keiner Schadloshaltung —

Karoline. (unwillig.)

Zu nichts —

Lise.

Digitized by Google

Lise.

Nun so werde ich mir einen Advokaten annehmen und das mag Christelchen seyn.

Christel.

Ja hören Sie, Mamsellchen, bezahlen müssen Sie uns, so und dergleichen — Bezahlen müssen Sie uns — sonst fordern wir alles, so und dergleichen sag' ich von der Mama —

Karoline.

Ihr habt Euch wohl mit einander beredet eine der andern Lügen zu bekräftigen.

Christel.

Lügen, Mamsellchen, was sagen sie da? Lügen so und dergleichen — Lügen (indem sie die Arme unterstemmt, und Karolinen recht ins Gesicht redet.) Können sie es leugnen, daß ich Ihnen neulich ein Hemde fix und fertig machen mußte, das sie hernach bei der Mama für Ihre eigne Arbeit ausgaben? — 6 gl. hatten Sie mir dafür versprochen so und dergleichen sag' ich, aber bis iezt haben Sie mir noch nicht einen bezahlt — Können Sie es leugnen, daß Sie neulich in der Bosheit die Plattglocke von dem Tische warfen, daß sie entzwei sprang, so und dergleichen? Die Mama befahl Ihnen, zu plätten, das stand Ihnen nicht an, da mußt's die arme Glocke entgelten und Christel die Schuld davon auf sich nehmen. — Können Sie es leugnen, daß Sie neulich über dem Lesen des

Romans

Romans das Oberhemde mit der Plattglocke versengten? weswegen ich so derb ausgemacht wurde so und dergleichen. Ich lies alles über mich gehen, aber daß Sie mich endlich auch noch so schändlich verläumden konnten, als verstünde ich vom Platten und Nähen so und dergleichen nicht viel — das wurmt eine ehrliche Jungfer — die Mama hat alles erfahren, wie? das weis ich nicht — und hat mir nur befohlen, mir aus Ihrer Sparbüchse einen Spanischthaler so und dergleichen, sag ich, geben zu lassen, damit ich doch für meine ausgestandene Angst und ungegründete Verläumdung etwas hätte.

Karoline.

(ist ganz bestürzt und sieht immer ihre Brüder an.)

Das wollen wir schon bei der Mama sehn, ob Sie etwas von mir fordern kann, für Sie habe ich mein Geld nicht in die Sparbüchse gesteckt.

Christel.

(giebt Adolphinen einen Zettel.)

Da lesen Sie einmal.

Adolphine. (liest.)

„Ich habe das ungebührliche Betragen meiner Tochter in der Küche aus dem Gewölbe mit angesehen — Ich habe die Klagen der Christel als wahr befunden und befehle nun Karolinen, der ersten wie

der

der letzten, lieber einen Speciesthaler aus Ihrer Spardüchse zu geben. —“

Ch. Breling,
als Mutter.

Christel.

Nun da haben Sie 's doch, so und dergleichen sag' ich — nun da sehn Sie, (zu Adolphinen) daß kein unwahres Wort aus meinem Munde gegangen ist. Da kömmt ein armer Mann, dem will ich nun auch gleich einen Groschen in Hofnung auf den blanken Species geben.

Achter Auftritt.

Vorige. Ein Bettler.

Christel. (zu dem Bettler.)

Hier, mach er sich einen guten Tag davon.

Bettler.

(der das Geschenk zurück giebt.)

Danke, danke — man muß von den arbeitsamen Armen keine Gabe nehmen, wenn man auf reiche Gaben sichere Anweisung hat. (indem er ein Papier heraus zieht, und es Karln übergiebt.) Da lesen Sie einmal.

Karl. (liest.)

„Zu unsrer innigsten Kränkung haben wir vernommen, daß unsere harten gefühllosen Kinder sich gestern

gestern schwer an den Armen des Dorfs versündiget haben. Statt 2 Groschen, wie sie uns berichteten, haben Sie manchem 3 Pfennige und manchem gar nichts gegeben. Ueberbringer dieses, ein unglücklicher alter Mann, dem 4 Groschen gestern eine grose Erquickung für seine kranke Frau gewesen wären, hat gar nichts von unsern gefühllosen Kindern erhalten. Und doch haben sie sich gegen mich gebrüstet, als hätten sie jedem Armen 2 Groschen, und gegen die jungen Eichlers, als hätten sie jedem gar 10 Groschen 6 Pfennige gegeben. Zur Strafe sollen sie nun Ueberbringern dieses 1 Thaler 8 Groschen, und jedem der übrigen Armen, welche gestern zugegen waren, 10 Groschen 6 Pfennige geben, und unserer besondern Strafe noch gewärtig seyn."

Ch. Breling, als Mutter. K. A. Breling, als Vater.

Karl.

(zu Brelings mit Unwillen.)

Pfui das ist schändlich.

Eduard.

Den Armen wenig oder nichts geben, und sich noch brüsten, als ob man ihnen viel, sehr viel gegeben hätte —

Adolphine.

Da hätte ich keine ruhige Minute wieder haben können —

Karoline.

Digitized by Google

Karoline. (unwillig.)

Lügen — lauter Lügen. Ich glaube, Ihr habt Euch alle beredet, unsre Gäste mit Lügen zu überschütten.

Kurd.

Die nachgemachten Unterschriften sollen Euch theuer zu stehen kommen.

Ernst.

Kommt, wir wollen selbst zu unsern Aeltern gehen, und diese freche Menschen verklagen.

(Ernst, Kurd und Karoline fassen einander bei den Händen, und drängen sich durch den Zirkel, den der alte Lorenz, Kaspar, Rosine, Hans, Lise, Christel und der alte Bettler um sie her geschlossen haben. Indes kommen Vater und Mutter, die hinter der Laube versteckt waren, hervor, und vertreten ihnen den Weg.)

Neunter Auftritt.

Vorige, Vater und Mutter.

Vater.

Hier sind Eure Aeltern, wenn Ihr Jemanden zu verklagen habt.

(Ernst, Kurd und Karoline fahren erschrocken zusammen.)

Ernst. (stotternd.)

Ja lieber Vater, diese da —

Vater.

Zeugen wider Euch und das mit Recht. Kinder, würde ich Euch anreden, wenn ich freche Lügner

ner für meine Kinder ansehen könnte — Unverschämte, denn so muß ich Euch jetzt nennen — Ich weiß alles — ich bin allen Euren Lügen auf die Spur gekommen — ich habe alle Eure Gespräche mit den jungen Eichlers heute früh mit angehört — ich habe auch jetzt jedes Wort vernommen, womit Ihr Eure Lügen beschönigtet, und sogar Eure Aeltern und andre brave Menschen der Unwahrheit zeihen wolltet, nur um Eure Lügen zu decken — Ich fühle mich tief gekränkt, wenn ich Euch ansehe.

Kurd.

Aber, lieber Vater!

Vater.

Kein Wort zu Eurer Entschuldigung, denn jede Silbe würde eine neue Lüge seyn. Genug, ich habe alles selbst mit angesehen und gehört und meine Augen und Ohren gleichen nicht meinen bösen Kindern, das heißt: sie sind keine Lügner.

Karoline.

Liebe, liebe Mutter, bitten Sie doch den Vater.

Mutter.

Schweig, und erwarte Deine Strafe, so gut wie Deine Brüder. Leider habe ich nur zu oft immer für Euch gebeten. Aber der heutige Tag hat mir die Augen geöffnet. Wer frech lügen kann, ist der schändlichsten Handlungen fähig, und Bösewichter mag ich nicht aus Euch ziehen.

Vater.

Digitized by Google

Vater.

Eure Sparbüchsen gehören nun diesen. (indem er auf den Fischer, Jäger, Rosine, Hans, Lise, Christel und den Bettler, welche mit ihren Anweisungen da stehen, zeigt.) Ich habe sie gerade eingetheilt, daß Euch nichts bleibt, denn Lügnern gehört nichts. So lange ich nicht völlige Besserung bei Euch spüre, empfangt Ihr keine und auch dann nur ganz kleine Geschenke, damit Ihr fein lange die Folgen Eurer Lügen fühlen möget. Ihr habt Euch mit Geschenken gebrüstet, die Ihr nie erhieltet, Ihr habt Euch auf Thaten etwas zu Gute gethan, wozu Ihr leider noch gar nicht fähig seid — Ihr habt Gesinnungen geheuchelt, die nie Euer Herz erwärmten — So empfanget nun auch den Lohn dafür. Die leeren Sparbüchsen sind die geringste Strafe, wiewol Ihr auch diese schon empfinden werdet, da ich weis, wie lieb Euch das Geld ist. Aber auf die Mittewoche ist Karolinens Geburtstag.

Karoline.

Ach! ich bitte, ich bitte.

Vater.

Und ich befehle, daß Ihr da vor der nämlichen versammelten Dorfgemeinde, die an Eurem Geburtstag (auf Ernst und Kurd zeigend) versammlet war, ein Lustspiel aufführet, das den Titel haben wird: Viel Geschrei und wenig Wolle — die Geschichte brauche ich Euch nicht erst weitläuftig zu erzählen,

len, es wird die nämliche seyn, welche Ihr gestern und heute gespielt habt — Die Hauptrollen bekommt Ihr — Ihr werdet nicht nöthig haben, sie mühsam einzustudiren, denn sie enthalten nichts als freche Lügen und in diesen seid Ihr ja Meister —

Ernst.

Lieber Vater, wenn Sie uns ja so hart strafen wollen, um Gottes willen nur nicht vor der versammleten Dorfgemeinde.

Vater.

Gerade vor dieser und anders nicht — Meine Gemeinde soll meine bösen Kinder nicht für besser halten, als sie sind —

Karoline.

Mutter, liebe Mutter!

Mutter.

Unverschämte, nenne mich nicht mit Namen, die nur in dem Munde eines guten Kindes schön klingen — (indem sie sich zugleich an Ernst und Kurd mit wendet.) Leider glaubte ich Euch bisher immer mehr, als Euer Vater, der schon längst Mistrauen in Euch setzte. Aber wisset, von nun an halte ich jedes Wort, das aus Eurem Munde geht, für Lügen, und werde es nicht eher für Wahrheit annehmen, als bis ich mich selbst überzeugt habe, oder von glaubwürdigern Personen, als Ihr seid, überzeugt worden bin. Es wird Euch viel kosten, die heutige Scharte wieder aus-

Digitized by Google

auszuwetzen, und das mit Recht, denn uns kostet es auch viel, Kinder, die wir für gut hielten, als beschämte Lügner vor uns stehen zu sehen.

Kurd, Ernst, Karoline, (die bisher immer mit niedergeschlagnen Augen da gestanden haben, fallen auf einmal den Aeltern zu Fusse.)

Vergebung — Vergebung!

Vater. (ganz kalt zu Eichlers.)

Sie, meine jungen Freunde, werden so gütig seyn, in dem Lustspiele die Rollen wieder zu übernehmen, die Ihnen meine Kinder heute aufbürdeten. Lassen Sie sich immer um unsertwillen noch einmal so frech belügen — (Zu den Umstehenden, welche immer noch die Anweisungen in den Händen halten.) Kommt, und empfangt die gesammleten Schätze meiner Kinder, die es nicht verdienen, einen Dreier, geschweige denn viele Thaler, zu besitzen.

(Der Vorhang fällt.)

Ich trage durch dieses Lustspiel eine Schuld ab, die Ihr noch aus dem vorigen Bändchen (S. 586) zu fordern hattet. Herr Walther hat das Sprüchwort zu einem Lustspiel bearbeitet und ich glaube, Ihr werdet gewis deshalb nicht böse auf ihn seyn. —

Digitized by Google

Fortsetzung der im 8. B. S. 605 angefangenen Reise.

Durch einsame Thäler, zwischen unersteiglichen Felsen und auf Wegen, die bisweilen ziemlich mühsam und für meine jungen Jäger wohl auch gefährlich waren, erreichten wir endlich ein einsames Häuschen, das durch hohe Felsen und finstre Wälder gleichsam von der übrigen Welt abgeschnitten, auf einem zirkelförmigen Platze vor uns lag.

So wollen wir denn in dem Zeughause ein wenig ausruhen, sagte Herr Steinau, und pochte an die Thüre. Im Zeughause — wiederholten meine Kinder mit Verwunderung — „das hättet Ihr wohl nicht gedacht, daß Ihr in diesen öden Gegenden ein Zeughaus finden solltet? Nur so kommt, und seht Euch die Kanonen und Mörser, Rüstungen und Schwerdter, Fahnen und Lanzen selbst an.“

Ein alter siebenzigjähriger Mann öffnete die Thüre. Herr Steinau gieng voran, meine Kinder folgten ihm mit der gespanntesten Erwartung, und — sahen nichts als das gewöhnliche Hausgeräthe einer Bauernstube, und an der Wand ein Paar Flinten,

Hetz-

Hetzpeitschen und Hundehalsbänder hängen. Eins sah das andere an, ob wohl die Thüre zu dem eigentlichen Zeughause ihnen nun erst geöfnet werden würde; und als Herr Steinau wieder heraus gieng, und sie versicherte, daß sie nun das Zeughaus gesehen hätten — da lachten die Kinder, und sagten, daß es ihnen gleich sonderbar vorgekommen sey, hier ein Zeughaus anzutreffen.

Und doch heißt es in der That das Zeughaus, sagte Herr Steinau, und zwar noch von alten Zeiten her, wo die sächsischen Regenten oft in diesen Gegenden iagten. Da bauten sie denn das Häuschen, um ihr Jagdgeräthe hier aufbewahren zu können, welches bei den Jägern Zeug genannt wird, setzten einen Jäger zum Aufseher, und nannten es nun das Zeughaus.

Meine Kinder fragten den alten Jäger nach diesem und jenem Felsen. Er nannte ihnen sogleich eine ganze Menge der sonderbarsten Namen, wie den Lahrziefenstein, Arnstein, Raubstein, Heulenberg, Affenstein u. s. w. und erbot sich, sie auf die merkwürdigsten zu führen. Da finden sie, fuhr er fort, Ruinen von alten Schlössern, tief ausgemauerte Brunnen, in welchen gewis noch viel Gold und Silber liegt, hölzerne mit Eisen beschlagene Pfeile, und auf dem Heulenberg Basaltsäulen, die meistens eine Viertelelle dick sind, und wie Metall klingen, wenn man sie hohl legt, und mit Eisen berührt.

Allein

Allein der gute Mann beschrieb uns auch zugleich die Wege so gefährlich und halsbrechend, daß wir gern Verzicht darauf thaten, unsere Neugierde zu befriedigen. Manche Felsen sind ganz unersteiglich, und auf den Arnstein, kann man sogar nur durch Leitern gelangen, das wäre denn freilich keine Reise für Pilger gewesen, die das erstemal in ihrem Leben solche gebirgige Gegenden durchwanderten.

Recht gern begnügten wir uns daher, nur den grosen Winterberg zu besteigen, den uns Herr Stebnau, der erhabnen Aussicht wegen, vor allen andern empfahl. Wir traten also unter Anführung des alten Jägers den Weg an. Er war nicht so steil, als wir vermutheten, und nur hie und da durch herabgerollte Felsenstücke gefährlich. Je höher wir kamen, desto mehr glich der ganze Bergrücken um uns her dem schönsten englischen Garten. Bei einer kristallhellen und eiskalten Quelle ruhten wir ein wenig aus, um hernach der Aussicht desto froher zu geniessen. Dann kamen wir in einen Wald von hochstämmigen und schlanken Buchen, der den Gipfel des ganzen Berges bedeckt, und erreichten endlich, nachdem wir zwei ganze Stunden gestiegen waren, ein freies Plätzchen zur Aussicht, das Ziel unsrer Wünsche.

Ich habe Euch schon von dem Brande bei Hohnstein, nach einer schönen Aussicht, ein wenig lüstern gemacht, wie ich glaube. Allein iene Aussicht ver-

gißt man gern, wenn man diese sieht. Dresden, Pirna und Schandau, der Königstein, Lilienstein, Pfaffenstein, Quirl, Rosenberg, Zirkelstein, Golzenstein und noch eine Menge sächsischer und böhmischer Gebirge — ein groser Theil des leutmeritzer Kreises, besät mit unzähligen Flecken und Dörfern gleich den Plätzen auf einem Damenbrete, — die Elbe, fernher aus Böhmen, einem kleinen Bache gleich in tausendfachen Krümmungen sich schlängelnd — dies alles — ach! und noch weit mehr, als ich Euch beschreiben kann, übersahen wir hier mit einem Blicke und staunten.

Nicht weit von unserm Standpunkte hörten wir beständig ein Prasseln und Knallen, als wenn ganze Stücke des Berges hinabstürzten. Der bedächtige Eduard, und der furchtsame Franz stampften auf den Boden, gleichsam als wollten sie sehen, ob er auch fest genug sey, die Lasten ihrer Körper zu tragen und sahen sich schüchtern dabei um. Allein Herr Steinau ris sie bald aus ihrer Verlegenheit, indem er sie an eine Husche oder Plosse, wie man es hier nennt, führte. Diese Husche war ein Weg, den man mit dicken Bohlen belegt, so gerade herab angelegt hatte, wie der Berg sich senkte, für Menschen also freilich nicht gangbar. Hie wurde denn das gefällte Holz herab gestürzt, welches den fürchterlichen Klang gab. Am Fus des Berges

band

band man es wieder in Flöße und schafte es dann auf der Elbe nach Meißen und Dresden.

Eine gute Stunde weideten wir uns an der vortreflichen Aussicht, und rissen uns auch dann noch ungern von dem göttlichen Anblicke los. Nun gehts nach dem Winterhäuschen, sagte der alte Jäger, indem er mit seinem Knotenstocke vorantrabte, und wir folgten. Der Weg gieng nach dem kleinen Winterberge, der etwas niedriger liegt, als der grose, aber mit diesem zusammen hängt. Das Winterhäuschen steht ganz auf dem Abhange einer Felsenspitze, und ist nichts als ein kleiner steinerner Pavillon, ohne Dach, ohne Thurm, Fenster und Fusboden, der mehr einer alten Laterne ähnlich sieht, und von einfältigen Leuten für einen Verbannungsort der Seelen vornehmer hingerichteter Männer gehalten wird, die der Sage nach des Nachts wie kleine Flämmchen darinn herumsippern. Die Flämmchen lassen sich auch wirklich bisweilen des Nachts darinn sehen, aber es sind nichts mehr und nichts weniger als die Laternchen von Männern, die am Tage Holz in diesen Gegenden fällen, nicht gern erst den weiten Weg wieder nach Hause machen wollen, und also in dem Winterhäuschen ihr Nachtquartier halten.

Gustavs erste Frage, als er es erblickte, war: warum man denn gerade auf diese Felsenspitze ein

so unnützes Häuschen gebauet habe? — Herr Steinau beantwortete sie ihm mit folgender Anekdote:

In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hielt sich in den hiesigen Gegenden ein alter Hirsch von ganz ungewöhnlicher Grösse auf, dem die Jäger längst schon vergeblich nachtrachteten. Wenn sie ihn verfolgten, flüchtete er durch tausend Schlupfwinkel allemal auf die unersteiglichsten Höhen, so daß ihn keine Kugel treffen konnte, und sah gleichsam spöttisch den Jäger unter sich an. Damals kam nun eben der Kuhrfürst August von der Kaiserkrönung Ferdinands des Ersten 1558. durch diese Gegenden zurück, und veranstaltete mit seinem Kuhrprinzen, Christian dem Ersten, eine Jagd, die besonders dem alten frechen Hirsch gelten sollte. Um ihn desto besser überall nachschleichen zu können, verfolgte ihn der Kuhrfürst zu Fus. Der Hirsch flüchtete auf eine Felsenspitze von ohngefähr dreisig Schritten Umfang, zu welcher nur ein einziger, kaum eine Elle breiter, Weg führte. Der Kuhrfürst stieg ihm auch hier nach. Der Hirsch, der nicht weiter konnte, wollte nun das Aeuserste wagen, auf dem nämlichen Wege zurücksetzen, und so seinen Verfolger in den über hundert Ellen tiefen Abgrund stürzen. Nichts konnte nun noch den Kuhrfürsten retten, als ein glücklicher Schus. „Entweder ich treffe dich, oder du bringst mich ums Leben," sagte der Kuhrfürst, drückte los, und

stürz-

stürzte den Hirsch glücklich in den Abgrund. Kuhrfürst Christian der Erste ließ nachher zum Andenken dieser Begebenheit an der Stelle eine Tafel mit Jahrzahl, Namen und Wappen einmauern, auf dem noch funfzehn Ellen höher liegenden Abhange das Jagdhaus erbauen, das nachher den Namen des Winterhäuschens bekam, und auf dem Dache die Geweihe des Hirsches befestigen, die aber nicht mehr zu sehen sind.

Vom kleinen Winterberge giengen wir nun durch eine enge Felsenschlucht nach dem Dörfchen Schmilke an der Elbe, wo wir das Nachtquartier nehmen mußten, weil uns insgesammt das Klettern gar zu sehr abgemattet hatte. Als unser Nachtlager von Stroh auf den bloßen Dielen mitten in der Stube bereitet wurde, sah ich es dem gemächlichen Eduard deutlich an, daß er sich, nach einem so mühevollen Tage, wohl eher in sein weiches Bette, als auf das harte Stroh, wünschte. Sein Geschwister war desto munterer, neckte ihn auf alle Art, und meinte, er müsse künftig alles im Wagen reisen, da könne er doch immer eine Matratze oder einige Betten mit sich nehmen.

Steinau. Im Wagen reiset man zwar bequemer, das ist wahr, aber ich wenigstens ziehe das Reisen zu Fusse doch dem Fahren vor. Freilich, wer noch nicht viel gereiset ist, dem kömmt es wohl anfänglich ein wenig sonderbar vor, wenn er so

manche

Digitized by Google

manche Bequemlichkeit entbehren, den weichen Großvaterstuhl mit einem alten hölzernen Schemmel, das Federbettchen mit einer Strohbucht vertauschen muß, und dann erst ans Niedersetzen und Ausruhen denken muß, wenn der, welcher fuhr, froh ist, daß er nicht mehr sitzen darf, und sogleich herum laufen kann. Im Wagen reiset man aber auch weit theurer, und wer nun einmal kein so reicher Mann ist, daß ihm hundert Thaler mehr oder weniger gleichgültig sind, der wird sicher, wenn er blos zum Vergnügen reiset, lieber gehen, als fahren.

Ich. Für eine kleine Reise von wenigen Tagen, die mit Wagen und Pferden oft einige zwanzig Thaler und wohl noch mehr kostet, kann ich zu Fusse mehrere Wochen reisen. Denn abgerechnet, daß der Reisende mit Kutscher und Pferden ganz natürlich mehr kostet als der Reisende allein, so halten auch die Herrn Gastwirthe die Reisenden im Wagen immer für goldne Vögel, denen sie schon eine Feder mehr ausrupfen können. Den Fussgänger berechnet man als einen Mann, der eben nichts wegzuwerfen hat und macht ihm die Rechnung mit weit mehr Billigkeit.

Gustav. Der Fussgänger kann ja wohl auch sparsamer leben, als der Fahrende, denn man es gewis sehr verargen würde, wenn er unterwegs kärglich leben wollte.

Eduard.

Digitized by Google

Eduard. Aber im Wagen reiset man dafür auch weit bequemer und schneller.

Stelkau. Nicht allemal. Denn die Fahrwege sind oft so schlecht, daß man mit weit gröserer Bequemlichkeit geht, als fährt, und eben deswegen auch zu Fusse oft schneller fortkömmt, als mit dem Wagen. Freilich geht es auf guten Wegen im Wagen weit schneller und wer in Geschäften reisen und in kurzer Zeit hin und her seyn mus, kann nicht zu Fusse gehen; denn erstlich würde er durch Verzögerung vielleicht den Zweck seiner Reise verfehlen, und dann könnte er sich, wenn er einen weiten Marsch nicht gewohnt wäre, leicht krank oder wenigstens untauglich zu Geschäften machen. Hier reden wir aber nur vom Reisen zum Vergnügen, da mus denn Bequemlichkeit und Schnelligkeit nicht in Anschlag gebracht werden.

Agnese. Ich würde das Gehen dem Fahren vorzüglich deswegen vorziehen, weil es nicht mit so vielen Gefahren und Verdrüslichkeiten verbunden ist. Gehe ich, so habe ich für nichts zu sorgen, als für mich selbst, daß ich nicht falle, mich an nichts stose, oder an etwas hängen bleibe, daß ich mich vor dem Anfall eines Thieres oder Menschen sichere. Aber fahre ich, da kann ein Rad, da kann die Achse brechen, da kann eine Schraube verloren gehen, auf welcher die Sicherheit des Fahrens mit beruht, da kann der Kutscher einschlafen, nachlässig seyn und

mehr

mehr auf andre Dinge, als auf die Pferde sehen, indes diese immer einem Abgrunde zutraben, da können die Pferde vor dem unbedeutendsten Gegenstande scheu werden und durchgehen — ach da kann sich so vieles zutragen, was mein Leben in Gefahr bringt oder mich wenigstens Unannehmlichkeiten aussetzt, daß ich tausendmal lieber gehen als fahren will.

Walther. Leider hat man auch weit mehr Beispiele von unglücklichen Reisen im Wagen, als zu Fusse. Und mir selbst fällt allemal, sobald ich in meinen Wagen steige, so manche schauderhafte Geschichte ein. Doch mus man deswegen das Fahren nicht ganz verreden oder sich gar zu sehr davor fürchten; es giebt gar zu viele Fälle, wo man einer Reise im Wagen schlechterdings nicht ausweichen kann, und dann reiset man gewis allemal mit der größten Todesangst.

Steinau. Ich fürchte mich vor dem Fahren nicht im geringsten, denn ich kann auf meiner Stube eben so leicht ein Bein brechen und von der längsten und gefährlichsten Reise glücklich zurückkommen; aber ich würde doch das Gehen um deswillen vorziehen, weil man da mit weit mehr Nutzen reiset.

Franz. Das wüßte ich nicht, ich kann mir in aus dem Wagen die Gegenden so gut besehen, als wenn ich gehe und bin ich im Gasthofe ausgestiegen,

so

so hat ja der Fussgänger nicht den geringsten Vorzug vor mir.

Steinau. Aber im Wagen kann ich mich nicht beständig auf alle Seiten drehen, mit dem Wagen kann ich nicht alle Gegenden bereisen; denn es giebt gar viele Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst, zu welchen man schlechterdings nicht fahren kann. Gehe ich zu Fusse, so kann ich überall, in dem geringsten Bauerhäuschen, ja sogar in einer Felsenschlucht, und wenn es die Witterung erlaubt, allenfalls auch unter freiem Himmel mein Nachtquartier nehmen; aber mit dem Wagen mus ich schlechterdings die Tagereise allemal so beschliessen, daß Wagen und Pferde unterkommen können, welches doch nicht überall der Fall ist. So manche Schönheiten der Schweiz und Italiens würde man gar nicht betrachten können, wenn man sie nur im Wagen besuchen wollte; denn nicht bei jedem Wasserfall, bei jeder romantischen Aussicht, bei jeder Höhle ist der Weg zum Fahren möglich, oder ein Wirthshaus in der Nähe, wo man indes Wagen und Pferde halten lassen kann.

Gustav. Ein kleiner Umweg, den man bisweilen machen mus, um etwas Merkwürdiges zu sehen, ist dem Fussgänger eine Kleinigkeit, mit dem Wagen aber macht es gemeiniglich eine Menge Umstände.

Steinau. Nicht wahr, ein Hauptzweck des Reisens, ausser der Beobachtung merkwürdiger Gegen-

Digitized by Google

genstände der Kunst, Kunst und des menschlichen Fleises, ist auch, sich Menschenkenntnis zu sammlen und die Menschen, wie man sich sehr richtig ausdrückt, zu studiren, das heißt, alle ihre Mienen, ihr Betragen, ihre Handlungen, ihre Pläne und die Mittel, welche sie dazu wählen, mit Sorgfalt zu beobachten und für sich Nutzen daraus zu ziehen. Auch dies verfehlt man, wenn man im Wagen reiset, nicht selten. Kann man sich lange an einem Orte aufhalten und bald da bald dort Beobachtungen anstellen, so ist dies freilich etwas anders und der Fußgänger hat da nichts voraus. Aber sehr oft lassen sich unterwegens, wenn man einen Gefährten bekömmt, oder auch nur auf einen Husch im Gasthofe die schönsten Beobachtungen anstellen.

Eduard. Das wüßte ich nicht, warum der Mann im Wagen diese nicht auch machen könnte.

Steinau. Weil man diesen immer gleich für einen Vornehmen hält, vor dem man sich scheuen müsse und sich deswegen sogleich zurückzieht, im Gespräche einen andern Ton annimmt, und seinen wahren Karakter nicht selten verbirgt. Den Fusgänger aber achtet man gemeiniglich, wenn er in die Stube tritt, nicht besonders, hält ihn für seinesgleichen oder für nicht viel besser, glaubt, daß er auf nichts Einflus habe, und daß man sich also vor ihm nicht zu verbergen brauche. Mit dem Fusgänger läßt sich jeder gern in ein trauliches Gespräch ein, aber mit dem,

dem, dessen Kutscher noch vor der Thüre hält, glaubt man schon nicht so offenherzig sprechen zu dürfen, weil er entweder zu stolz und vornehm, auf vertrauliche Gespräche nicht achten werde, oder wohl gar dieses und jenes anders deuten und dem Erzähler hie und da schaden könne. Ich habe wenigstens auf meinen vielen Reisen diese Bemerkung sehr oft bestätigt gefunden. Wann ich zu Fusse in den Gasthof gekommen, so unterhielt sich alles gern mit mir laut und offen über alles; aber man schwieg oder sprach leise, so bald man einen Wagen vor dem Thore halten und einen Kattlichen Herrn hereintreten sah. Das nämliche widerfuhr mir oft selbst, wenn ich gefahren kam.

Gustav. Nur das will mir immer bei den Reisen zu Fusse nicht gefallen, daß man den Fusgänger nicht selten sehr gleichgültig behandelt, alles, auch das Schlechteste, für ihn noch gut genug hält, ihm oft mit Grobheit begegnet, keine Bequemlichkeit ohne Murren verschaft, und ihm wohl gar das elendeste Zimmer und das unsauberste Nachtlager anweiset.

Ich. Freilich darf man auf der Reise nicht so delikat und eigensinnig seyn, als zu Hause, wo einem alles zu Gebote steht, indes überwiegen doch jene Vortheile diese kleinen Unbequemlichkeiten, die man noch dazu durch Geld oder ein anständiges Betragen leicht mildern kann, bei weitem. Bei uns in Teutschland macht man doch keinen so grosen Unterschied

terschied zwischen einem Manne, der auf seinen zwei Beinen kömmt und einem, der zehn, ja oft ein Paar Duzend Beine braucht, um seine zwei Beine den Boden nicht berühren zu lassen. Aber in England ist der Fussgänger beinahe überall der verachtetste Reisende; man gafft ihn, wie ein Wunderthier an, bedauert ihn, als einen Armen, der das Geld zum Fahren vermuthlich nicht habe auftreiben können, oder hält ihn wohl gar für verdächtig und weicht ihm aus.

Steinau. Ich habe einen Theil meiner Reisen durch England auch zu Fuß gemacht, aber wirklich bisweilen nicht ohne recht herzlichen Verdrus, daß ich mich so angegaffet, bewundert, bedauert und oft wohl gar von jedem andern Reisenden gemieden sah. So mancher Kutscher rief mir mit einem mitleidigen Tone zu, ob ich nicht wenigstens auf der Outside, das heißt, oben auf der Kutsche, fahren wollte, weil man dafür nur halb so viel zahlt, als wenn man in der Kutsche sitzt — jeder Bauer zu Pferde flüsterte mir mit bedeutender Miene zu, daß es sehr warm sey, und jedes alte Weib bedauerte mich mit dem herzlichen Seufzer: Allmächtiger Gott! und der sollte doch nichts mehr und nichts weniger heissen, als: Ach, über den armen Mann, daß er zu Fusse gehen mus! Auf den Strasen selbst war mir dieses Bedauern und diese Gleichgültigkeit allenfalls noch erträglich, aber daß man mich als Fussgänger in den Gast-

höfen

höfen wie einen Bettler aufnahm, das wurmte mich anfänglich nicht wenig. So reisete ich einst zu Fusse von London nach Windsor. Unterwegens gieng mir es so schlimm, wie ich Euch eben erzählt habe, aber im Gasthofe in Windsor selbst noch viel schlimmer. Der Wirth sah mich mit einer gleichgültigen und der Aufwärter mit der verdrüslichsten Miene an, die mir nur je vorgekommen ist. Es schien mir, als halte er es seiner Würde zuwider, einen Fusgänger, der nicht einmal wenigstens über der Kutsche ein Plätzchen bezahlen könnte, aufzuwarten. Alles, was er mir brachte, schob er mir mit Murren und Verachtung hin und forderte mir doch so viel dafür ab, als ob er einen rechtlichen Mann vor sich habe, für welchen ich doch in seinen Augen nicht galt.

Müde und verdrüslich verlangte ich endlich ein Zimmer zum Ausruhen, und man wies mich in ein Loch, das einer Diebshöhle glich. Als ich aber zur Nacht mir ein ordentliches Schlafzimmer erbat, da mußte ich zu meiner nicht geringen Bestürzung hören, daß man nicht einmal Lust habe, mich zu beherbergen. Ich wanderte also nach einem andern Gasthofe, wo es mir beinahe eben so gegangen wäre. Und doch mus man beim Weggehen auch die Grobians von Aufwärter noch mit einem Trinkgelde bedenken, wenn man nicht eine Legion Grobheiten mit auf den Weg haben will. Vor einer Postchaise, und wenn die Reisenden darinn nur einen Krug Bier verzehren,

reisset

reisset man sogleich beide Thorflügel auf, aber den Fußgänger, und wenn er auch noch so viel verzehrt, sieht man kaum über die Achsel an und weiset ihn zu den Soldaten und Hausknechten.

Franz. Nun das hätte mir doch das Gehen verleiden können, überall mich so verächtlich behandelt zu sehen.

Steinau. Ich ward es in kurzer Zeit gewohnt und es war mir bald gleichgültig, ob man mich bemitleidete und begaffte oder nicht, ob man mich grob oder höflich in den Gasthöfen aufnahm, wenn ich nur wenigstens Dach und Fach und Essen und Trinken bekam. So habe ich denn zu 50 bis 60 Meilen mit dem größten Vergnügen zu Fusse gemacht, denn mit der englischen Landkutsche zu fahren ist weit unbequemer, als zu gehen.

Agnese. Aber das viele Laufen mus ia der Gesundheit schaden.

Ich. Nichts weniger. Wenn man sich nicht überläuft, ist es vielmehr gesund. Nur mus man freilich nicht zu starke Märsche machen, besonders wenn man lange vorher keine Uebung gehabt hat.

Eduard. Ich sehe nur nicht ein, wie man tagtäglich laufen kann, ohne nicht alle Kräfte zu verlieren und endlich vor Mattigkeit hinzusinken. — Ich weis, wie sauer mir das Aufstehen wird, wenn wir einmal weit spazieren gegangen sind.

Walther.

Digitized by Google

Walther. Und wir wissen recht gut, mein kleiner Gemächlicher, wie sauer Dir es auf dieser Reise geworden ist, früh aufzustehen und wieder aufs neue zu marschiren. Reiseten wir aber noch einige Wochen so herum, so würdest Du immer weniger empfinden und endlich den einen Tag so munter seyn, als den andern.

Eduard. Ach ich lobe mir doch die Bequemlichkeit des Fahrens, da braucht man nicht erst Jemanden mitzunehmen, der einem Kleider und Wäsche trägt, oder sie wohl gar selbst zu tragen. Da ist man immer fein munter und darf nicht erst wieder ausruhen, wenn man an Ort und Stelle kommt und sich etwas besehen will.

Ich. Du hättest Dich am besten zum Begleiter des Herrn von Grotthausen geschickt.

Eduard. Und warum? Gieng der auch so ungern zu Fusse? —

Ich. Aeuserst ungern, denn er durchwanderte den größten Theil von Europa, Asien und Afrika zu Fusse, und befand sich sehr wohl dabei.

Alle lachten den bequemen Eduard aus, der mir kaum glauben wollte, und meinte, ich möchte ihm wohl nur mit seiner Gemächlichkeit aufziehen, und vermuthlich den Herrn von Münchhausen haben nennen wollen, dessen Lügen allgemein bekannt wären. Allein wir überzeugten ihn bald eines bessern.

Gustav. Neulich wurde ja ein eben so merkwürdiger Fusgänger in den Zeitungen erwähnt, Er hies Spillard, und hatte über 12,000 Meilen zu Fusse gemacht.

Steinnu. Kurz nach meiner Abreise von England starb in London 1792 einer der berühmtesten Fusgänger, die es wohl je gegeben hat. Er hies Powell, war 1734 zu Horseforth in Yorkshire geboren, kam 1762 nach London, und widmete sich da der Rechtsgelahrheit. Im Jahr 1764 unternahm er es zum erstenmal auf der Landstrase nach Bath 9 deutsche Meilen in 7 Stunden zu laufen. Er legte sie auch glücklich zurück, und zwar die ersten zwei Meilen in einer Stunde, ob er gleich einen grosen und schweren Rock und lederne Beinkleider anhatte. Bald unternahm er nun zu seinem Vergnügen mehr als einen Spaziergang in die Schweiz und nach Frankreich, und erregte dadurch überall nicht wenig Aufsehen. Im Jahr 1773 machte er eine Fusreise von London nach York, und von da wieder zurück, einen Weg von 88 deutschen Meilen, wozu er nicht mehr als 5 Tage und 18 Stunden brauchte. Im Jahr 1785 lief er auf der Landstrase nach Bath 20 deutsche Meilen in 23 ¼ Stunde. Er hatte auf 24 Stunden gewettet, und behielt also noch ¾ Stunden übrig. Im Jahr 1788 machte er sich verbindlich, seinen Lieblingsweg von London nach York, und wieder zurück in 6 Tagen zu machen,

und

Digitized by Google

und doch brauchte er dazu nur 5 Tage und 20 Stunden. Nachher nahm er nicht eher wieder einen grossen Weg vor, als 1750, wo er im seinem 56sten Jahre abermals von London nach York gieng, und wieder zurück. Man hatte ihm 6 Tage dazu verstattet, er stellte sich aber schon nach 5 Tagen und 18 Stunden wieder ein. Den nämlichen Weg legte er zwei Jahre nachher, also in seinem 58sten Jahre, in 5 Tagen und 15 Stunden zurück. Dieser letzte Marsch soll ihm aber den Tod zugezogen haben.

Agnese. Lief denn der schnellfüssige Mann zu seinem Vergnügen, oder nur, um Geld zu erwerben?

Steinau. Wahrscheinlich nur zu seinem Vergnügen und aus Ehrgeiz. Denn Reichthum lag ihm gar nicht am Herzen. Er hatte oft die beste Gelegenheit, im Vertrauen auf seine schnellen Füsse, die grösten Wetten zu gewinnen; allein daran dachte er nicht, und der ansehnlichste Gewinn, den er auf diese Art einst zog, war 240 Thaler, welche seine Freunde grosmüthig selbst einsammlen mußten.

Herr Steinau schlos hier seine Erzählung, und schien eben nicht sonderlich gestimmt, noch länger zu erzählen, weil er hie und da matte Augenlieder bemerkte. Wir verfügten uns daher insgesammt auf unser Strohlager, und schliefen sanft, bis die Morgensonne, die über die Berge in unsre Fenster guckte, vom Schlafe uns weckte.

Alle waren wieder munter und frisch, nur der bequeme Eduard klagte über das harte Nachtlager, welches ihn beinahe gar nicht habe einschlafen lassen. Ich verwies ihm beym Frühstück seinen Hang zur Gemächlichkeit, sagte ihm, daß man Beschwerden dieser Art gar nicht achten müsse, wenn man etwas sehen wolle, daß alte und kränkliche Leute wohl Bequemlichkeit mit Recht suchen könnten, einem jungen Menschen aber sey dies gar nicht zu verzeihen. Sein Geschwister, das munter und lustig um ihn her sprang, neckte ihn auf alle Art, und so kam er nach und nach wieder in Gang. Mich verdros dieser Hang zur Bequemlichkeit, der ihm so sehr eigen ist, diesmal ganz besonders, und ich nahm mir es vor, ihm bei der nächsten Gelegenheit, wenn wir wieder nach Hause gekommen seyn würden, tüchtig den Text darüber zu lesen. Für heute lies ich ihn noch so hingehen, um seinem Geschwister, das so lustig und froh um ihn her sprang, die Freude nicht zu verderben.

Wir nahmen unsern Weg durch die Postelwitzer Steinbrüche, welche in den fürchterlichsten Gestalten hoch über unsre Köpfe hiengen, und beständig herab zu stürzen drohten, nach Schandau, und von da nach Rathen, einem Dorfe an der Elbe in einer Gegend, die Herrn Steinau aufs neue wieder recht lebhaft an die schöne Schweiz erinnerte. Ringsum erhebt sich ein Halbzirkel der schauerlichsten Felsen.

sen, unter welchen der Lilienstein, als der gröste, wie ein Riese hervorragt; sanfte Wiesen führen von dem Fusse der Felsen nach der Elbe, an deren jenseitigem Ufer, die andere Hälfte des Dorfs Rathen zerstreut liegt. Auf dem diesseitigen Ufer erheben sich über dem Wirthshause auf dem Felsen die Ruinen des alten Schlosses Rathen. Die ganze Gegend ist so einsam, hat so viel Einladendes und Feierliches, daß wir lange da standen, und sie ringsum besahen, ohne vor inniger Freude und Bewunderung auch nur eine Silbe mit einander zu sprechen.

Meine Kinder baten mich, den riesenmäßigen Lilienstein mit ihnen zu besteigen; allein Herr Steinau versicherte, daß der Weg zu gefährlich sey, als daß man ihn mit so unerfahrnen Wanderern, als wir wären, wagen könnte, und so vertröstete ich sie denn auf ein andermal, wenn sie schon mehr Kräfte und Uebung im Klettern haben würden. Ich gab ihnen die Versicherung, einst mit ihnen eine Reise nach dem Königstein zu unternehmen, und dann den Lilienstein zugleich mit zu besuchen, wobei sie sich dann auch recht gern beruhigten.

Sobald wir ein wenig ausgeruht hatten, stiegen wir zu den Ruinen des alten Schlosses, welche nur noch in einem runden Thurme und einigen dicken Mauern und Kellergewölben bestehen. Ueber diesen Ruinen, welche man Altrathen nennt, liegen

auf der höchsten Spitze des Felsens noch andere, welche Neurathen heisen. In diese flüchteten sich im dreisigjährigen Kriege die Bürger von Pirna mit ihren Haabseligkeiten, als die Schweden unter Gustav Adolf in Sachsen einfielen. Beide Schlösser, die vermuthlich sonst feste Plätze der Sorbenwenden waren, gehörten, den ältesten Nachrichten zufolge, im 15ten Jahrhundert den Herren von Oelsnitz. Diesen Ruinen gegenüber erhebt sich ein freistehender Fels, in dessen Spitze ein länglichrundes Loch gehauen war, das einer Kellerthüre glich und Gustavs Neugierde nicht wenig beschäftigte. Gern wäre er sogleich hingeklettert, wenn ihn der Wirth, der uns begleitete, nicht gesagt hätte, daß man nur mit Lebensgefahr, durch Hülfe zusammengebundener Leitern dahin gelangen könne, und endlich doch nichts sehe als ein leeres Felsengewölbe, in welchem ein Tisch und ein Dutzend Stühle Platz hätten. Es heißt das Mönchsloch, und mag wohl in den ältesten Zeiten ein sorbenwendisches Wachhaus gewesen seyn.

Nach Tische machten wir einen Spaziergang nach dem Amselsteine, den uns Herr Steinau besonders anpries. Wir betraten bald ein fürchterliches Thal, von den sonderbarsten und größten Steinmassen gebildet, das immer enger und enger wurde, und endlich durch einen Felsen, den man den Amselstein nennt, gänzlich geschlossen wird.

Von

Von diesem stürzte ein Wasserfall herab, dessen Geplätscher uns, in dieser schauerlichen Einsamkeit, nicht wenig überraschte. In dem Amfelsteine öfnet sich dem neugierigen Wandrer eine Höhle, von ohngefähr 10 Fus Höhe und 4 Fus Breite, welche tief in den Felsen geht. Auf beiden Seiten über der Höhle bilden zwei senkrechte Felsen eine enge finstere Schlucht, durch welche ein Waldwasser rauschend herabströmt. Ist dieses klein, so fällt es durch eine Oefnung des Berges mitten in die Höhle nicht weit vom Eingange und schäumt dann aus dem Felsenportale über grose herabgestürzte Steinblöcke in ein noch tieferes Becken, wo es sich dann in einen Bach auflöst. Ist das Waldwasser aber eben stark, wie wir es trafen, so stürzt es in einem einzigen dicken Strahl über den Eingang der Höhle herab, so daß man von dieser beinahe gar nichts sieht.

Meinen Kindern gefiel dies neue Schauspiel ausserordentlich. Gustav und Eduard setzten sich auf einen Steinblock, den Wasserfall zu zeichnen und Herr Steinau that das nämliche. Ich lege Euch, meine jungen Freunde, die Zeichnung des letztern bei *) und hoffe, sie soll Euch schon neugierig machen, den Wasserfall, wenn es die Umstände erlauben, einmal selbst zu besuchen.

Agne-

*) Man sehe die Vignette.

Agneſe und Franz verſuchten es indes mit mir und Herrn Walther hinter dem Waſſerſtrahl in die Höhle zu gehen; allein ſie war voller Waſſer und wir mußten, über und über naß, unverrichteter Sache wieder umkehren.

Die Abendluft im Thale war ſchon ziemlich feucht und kalt, als wir zurückgiengen und der zierliche Eduard konnte auch diesmal wieder ſeinen Mismuth nicht verbergen. Das Nachtlager hielten wir abermals, wie in Schmilke, auf bloſem Stroh, welches denn Eduard ſeitwärts mit ſcheelen Blicken anſah und gerne in Betten verwandelt hätte, wenn es möglich geweſen wäre. Indes lies er es ſich diesmal ohne Murren gefallen und ſchien früh beim Aufſtehen auch ziemlich munter zu ſeyn, wenigſtens ſtellte er ſich ſo.

Langs den Wehlner Sandſteinbrüchen, die mit denen von Lieberthal und Poſtelwitz viel Aehnlichkeit haben, giengen wir nach Wehlſtädtel, einem Städtchen in einer reizenden Gegend unter hohen Bergen am Ufer der Elbe. Auch hier war ſonſt ein feſtes groſes Schlos, wo die Herren von Clubmen in den alten Zeiten ihren Ritterſitz hatten. Jetzt liegt es aber auch ganz in Ruinen und ſtürzt immer mehr und mehr zuſammen. Das Städtchen ſelbſt kennt Ihr längſt aus Euren Geographieen.

Hier mietheten wir Nachmittags einen Kahn und ſchwammen unter Ruderſchlag und fröhlichem Geſan-

ge-

Digitized by Google

ge, Pirna und Pillnitz vorüber, nach Dresden, wo wir Abends gegen acht Uhr anlangten.

Zu unsrer Freude trafen wir die Zurückgelassenen alle gesund und munter an. Wir umarmten uns herzlich, waren froh, einander wieder zu sehen, und meinen Kindern sah ich es deutlich an, wie innig vergnügt sie waren nach einer Entfernung von acht Tagen, die ihnen sehr sehr lange zu seyn dünkte ihre gute Mutter, die wirthschaftliche Elise und den kleinen Heinrich wieder zu umarmen. An die erstere klammerten sich die kleinen Pilger so fest an, und sahen ihr so herzlich dabei ins Gesicht, als hätten sie dieselbe seit einem Jahre nicht gesehen und dann erzählten sie den beiden letzteren alles haarklein, was sie gesehen und gehört, welche Gefahren sie überstanden, welche Felsen sie beklettert und wie viele Strapazen sie ausgestanden hatten, und das alles so umständlich und mit einer Wichtigkeit, als kämen sie nach einer Jahrelangen Abwesenheit aus den schweizerischen Alpen oder den savoyischen Gletschern. Ausziehen und Müdigkeit wurden dabei vergessen, und Franz knöpfte nach einer halben Stunde immer noch an der Weste, die er gleich beim Eintritt in die Stube hatte ausziehen und von sich werfen wollen. Und die kleinen Zuhörer vergasen sich so dabei, daß Elisen zweimal das Schlüsselbund abgefordert und der sonst so dienstfertige

Heins

Heinrich dreimal erinnert werden müßte, dem Vater die Pantoffeln zu holen. Nun wird wohl wenigstens vier Wochen lang die Reise das tägliche Gespräch seyn. —

Daß

Daß mein Eduard immer mit dem Glockenschlag zehn gähnend ins Bette wandert, und daß man ihn später nur selten noch an seinem Arbeitstische antrift, habe ich Euch, meine jungen Freunde, wo ich nicht irre, schon erzählt. Ihr kennt ihn überhaupt schon von mehrern Gelegenheiten und besonders von der letzten Reise her, als einen gemächlichen Knaben, dem Bequemlichkeit über alles geht. Sein Geschwister zieht ihn oft damit auf, und Franz, Elise und der kleine Heinrich necken ihn deshalb, wo sie nur wissen und können.

Am trägsten und bequemlichsten ist er aber, so bald es nur ein wenig warm ist, so wie er auch am ersten wieder ziefert, so bald ihn nur ein kaltes Lüftchen anweht, wie Ihr Euch noch (aus dem 1sten B.) erinnern werdet. Diesen Sommer nun, wo die Hitze so anhaltend heftig war, befand er sich, nach seiner gemächlichen Art, äuserst schlecht, alles war ihm zur Last und nichts kam ihm erwünschter, als Abends der zehnte Glockenschlag, der ihm dann, wie Agnese ihm neulich zu-

rief,

Digitized by Google

rief, das Privilegium ertheilte, mit Fug und Recht zu Bette zu gehen. Denn eher darf er schlechterdings nicht fort, weil er sonst wohl im Stande wäre, schon nach acht Uhr sich fortzuschleichen.

Vorige Woche waren wir mehrere Tage hinter einander des Abends spazieren gegangen und erst nach zehn Uhr nach Hause gekommen. Unterwegens giengs noch mit dem trägen Eduard, aber so bald er in die Stube trat, war das Sandmännchen bei ihm und er selbst fort, ehe man es sich versah. Ja einigemale begieng er sogar die Unart, sich auf der Treppe schon, weil er der letzte war, immer Rock und Weste auszuziehen, die Beingürtel zu öfnen und die Halsbinde aufzuknüpfen. Sobald wir in die Stube traten, legte er alles in Eil ab, zog die Schuhe aus, ohne sie aufzuschnallen, und wanderte zur andern Thüre wieder hinaus nach der Schlafkammer. Ein schallendes Gelächter seines Geschwisters folgte ihm; allein das mochte er wohl vor Schlaf kaum hören oder wollte wenigstens nicht thun, als ob er es höre. Kurz, er gieng seinen Weg, mit nichts dir nichts, fort, und war auch wirklich schon im Bette, als ich ihm, nur eine Minute drauf, nachschlich.

Das merkten sich denn Franz, Elise und Heinrich, und entwarfen sogleich mit einander ein Plänchen, das ich aber, weil sie so heimlich zischelten, diesen Abend nicht errathen konnte. Abfragen

fragen wollte ich es ihnen nicht, sondern lieber gelegentlich beobachten, was sie denn eigentlich verabredet hätten. Sie gickerten aus Leibeskräften und dabei hörte ich denn Eduards Namen einigemal sehr deutlich nennen. Licht genug für mich, daß es auf dessen Gemächlichkeit wieder einmal gemünzt sey.

Den Tag drauf machten wir insgesammt einen Spaziergang in den plauenschen Grund, von welchem wir nach zehn Uhr erst zurück kamen. Eduard blieb auf der Treppe wieder der letzte. Ich sah mich einigemal nach ihm um, merkte, daß er keinen Rock mehr anhatte und sich eben auch mit der Weste beschäftigte. Sein Geschwister blickte auch immer verstohlen hinter sich und konnte das laute Auflachen kaum mehr bergen. Als wir in die Stube traten, wollte Eduard seinen Rock eben wieder anziehen, konnte aber vor Verlegenheit den andern Aermel nicht finden und forderte mit ängstlicher Stimme und einem verdrüslichen Seitenblick auf sein Geschwister, eine Scheere.

Dieses wußte sich jetzt nicht mehr zu mäßigen und brach in ein so lautes Gelächter aus, daß ich in der That Einhalt thun mußte. Eduard klagte nun, daß man ihm die Weste an die Beinkleider genähet habe, und wußte sich vor Unmuth kaum zu lassen. Franz und Heinrich hatten den Einfall gehabt und Elise war die Künstlerin gewesen, die ihn ausführ-

führ-

führte, als Eduard nach Tische ein wenig eingeschlafen war. Man erzählte mir nun seine Unart, sich schon auf der Treppe auszuziehen, und ich gab ihm meinen ganzen Unwillen darüber zu erkennen, daß er sich, aller Ermahnungen ohngeachtet, immer noch so faul und gemächlich gewöhne. Die kleinen Necker hörten indes nicht auf zu gickern, besonders als Eduard zu Bette gieng.

In einer kleinen Viertelstunde, da sie eben nun selbst auch zu Bette gehen wollten, öfnete sich die Thüre, Eduard trat halbausgezogen mit dem verdrüslichsten Gesicht herein und verlangte abermals eine Scheere und ein Licht. Hatten seine Geschwister erst schon gelacht, so vergaßen sie nun bald alle Grenzen, traten um Eduard her, und erboten sich eins ums andre zu Gehülfen.

Ich fragte, was es gebe? und da erzählte mir denn Eduard mit weinerlicher Stimme, daß man ihm das Bette zugenäht habe — daß er schon völlig ausgezogen gewesen sey, und seit einer Viertelstunde sich bemühet habe, es aufzutrennen, aber vergebens. Der Verdacht fiel natürlich wieder auf Franz, Elise und Heinrich, welche es auch nicht leugneten und sogleich selbst mit Scheere und Licht ihn begleiteten und das Bette auftrennen halfen.

Gewöhnlich ist Eduard immer der letzte aus dem Bette, allein den folgenden Morgen war er der erste, der auf mein Zimmer kam, um — die

klei-

kleinen Necker aufs neue zu verklagen. Sie hatten ihm nemlich ein nur ganz locker zugenähtes Sandsäckchen unter das Kopfkissen gelegt — vor Müdigkeit hatte er nichts gemerkt, aber früh, als er erwachte, war das Säckchen aufgegangen und er lag wie in einer erst gescheuerten Stube, hatte sich überall rothe Flecke gerieben und ganz wunde Augen, vermuthlich von dem Sande.

Die beiden ersten Späschen sahe ich noch so gleichgültig mit an, weil sie wahrscheinlicherweise ihm keinen Schaden thun, sondern vielleicht ein neues Notabene gegen seine zu grose Gemächlichkeit seyn kamten, aber der letzte Spas war mir doch etwas zu derb, als daß ich ihn nicht hätte ahnden sollen. Ich beschied also Eduarden, bei mir zu bleiben und seine Geschwister hier zu erwarten; zugleich empfahl ich es ihm aber auch, sich auf keine Art zu rächen, weil er leicht auch einen Spas wählen möchte, der nicht zum Besten ausschlagen könnte.

Franz, Elise und Heinrich traten lachend zur Thüre herein und fragten Eduarden, ob er gut geschlafen habe? —

Das mögen Euch meine Augen und mein guter Vater beantworten — sagte Eduard, und zeigte sich ihnen als den leidenden Gegenstand ihrer Neckereien. Alle drei wurden bis hinter die Ohren roth und geriethen in die peinlichste Verlegenheit, weil

weil sie es schon aus Erfahrung wußten, wie streng ich bei solchen Gelegenheiten bin.

Elise. Die rothen Augen mögen wohl von etwas anderm, als von dem Sandsäckchen herrühren, das lag ja unter dem Kopfkissen, wie will Dir denn da Sand in die Augen gekommen seyn? —

Eduard wollte antworten, allein ich nahm selbst das Wort, um seinem Prozes desto gründlicher zu führen.

„Nichts leichter als dies. Ihr hattet das Sandsäckchen so eingerichtet, daß es bei der geringsten Bewegung aufgehen mußte. Eduard liegt, wie Ihr wißt, immer sehr unruhig, der Sand breitete sich dadurch im ganzen Bette aus und mußte ihm also natürlich auch in die Augen fließen; oder, die Nacht war schwül, Eduard dänstete aus, seine Hände, welche immer im Sande lagen, waren feucht, der feine Sandstaub, der ihm schon in die Augen gefahren war, fieng an ihn im Schlafe zu jucken, er fuhr mit den Händen, an welchen Sand klebte, nach den Augen, so und vermuthlich nicht anders entstand die heftige Entzündung derselben. Habt Ihr nun noch Lust, über Eure Neckerei zu lachen? —

Die Schuldigen standen da, als ob auch ihnen Sand in die Augen gestreut worden wäre, daß sie nicht sehen könnten, und wollten eben etwas zu ihrer Vertheidigung vorbringen, als Herr Walther mit

mit Gustav und Agnese ins Zimmer tratt. Diese wunderten sich nicht wenig, so früh schon vor dem väterlichen Gerichte die Kleinen stehen zu sehen, deren niedergeschlagene Augen sogleich anzeigten, daß sie etwas verbrochen haben müßten. Zugleich erblickten sie auch den Kläger, der seine Klage nur zu deutlich im Gesichte trug. Sie wurden durch mich bald von allem unterrichtet und gaben den Verbrechern ihre herzliche Misbilligung zu erkennen.

Elise. Aber, lieber Vater, wir hatten es ja nicht so böse gemeint —

Ich. Nun, wenn Ihr es absichtlich so böse gemeint hättet, Eduarden Augenschmerzen zu verursachen, so hättet Ihr boshafte Seelen und wäret nicht werth, meine Kinder zu heissen. Ich glaube es recht gern, daß Ihr Eurem Bruder nicht einen Possen spielen, sondern nur eine kleine Neckerei, wofür Ihr es hieltet, mit ihm treiben wolltet. Aber kam es Euch denn gar nicht in den Sinn, daß der Spas übel ablaufen könnte? —

Franz. Ach! wenn uns dies eingefallen wäre, so hätten wir es gewis nicht gethan.

Ich. Auch das glaube ich recht gern im Vertrauen auf Eure guten Herzen und die Liebe zu Eduarden. Aber habe ich euch nicht oft gesagt, daß man nicht gleich ausführen dürfe, was einem eben einfällt und als etwas Unschuldiges vorkömmt, sondern daß man dies auch erst prüfen müsse, ob

es keine üblen Folgen haben könne. Daß die angenähte Weste und das zusammengeheftete Bette wahrscheinlich keine schlimmen Folgen haben würden, war allenfalls vorauszusehen, wiewohl auch dies leicht nachtheilig werden konnte.

Heinrich. Das wüßte ich nicht, wie?

Ich. Eben weil Du noch zu wenig Verstand besitzest, um die Folgen einer Neckerei zu überlegen und um deswillen hättest Du sie auch nicht mit ausführen helfen sollen. Eduard war noch erhitzt, wie er eben erst vom Spaziergange kam, als er ins Bette steigen wollte. Die Fenster in der Schlafstube standen, wie gewöhnlich, auf; während er sich nun mit dem Auftrennen des Bettes beschäftigte, konnte Jemand die Thüre öfnen, es entstand Zugluft und, was diese auf einen erhitzten Körper oft für traurige Folgen hat, ist Euch ja von mir und Herrn Walther bei ieder Gelegenheit gesagt worden. Wie würde Euch nun zu Muthe seyn, wenn Eduard, ausser der schmerzhaften Augenentzündung, auch noch eine gefährliche Krankheit bekommen hätte? —

Elise. Ach! das haben wir gar nicht überlegt, guter Vater.

Ich. Und eben deswegen seid Ihr strafbar.

Franz. Wir glaubten immer, eine kleine Neckerei verdiene keine Strafe.

Ich.

Digitized by Google

Ich. Wenn sie nun aber gefährliche Folgen hat? —

Die Angeklagten schwiegen und gaben sich dadurch ihrer Sünden schuldig.

Agnese, die immer auch gern ein Späschen treibt, meinte, sie habe immer geglaubt, Jemanden einen Possen zu spielen sey nur strafbar, eine kleine Neckerei aber recht gern erlaubt.

Ich. Die Neckerei an und für sich ist zwar nicht unerlaubt, aber sie bleibt allemal gefährlich, weil man die Folgen davon nicht vorhersehen kann, und die Frage, ob es erlaubt sei sich zu necken? läßt sich nicht allgemein beantworten. Es ist freilich ein groser Unterschied, zwischen einem Possen, den man Jemanden thut, und einer Neckerei. Kannst du mir den Unterschied bestimmen? —

Agnese. Ein Possen setzt ein schlechtes Herz und die Absicht voraus, einem Andern zu schaden. Und dies ist allemal unerlaubt und strafbar.

Ich. Richtig, und die Neckerei?

Agnese. Geschieht nicht aus der Absicht, Jemanden zu schaden, sondern nur einen kleinen Spas mit ihm zu treiben. Man belacht ihn, wenn er geglückt ist und giebt dem Andern dadurch die Erlaubnis, sich mit einem ähnlichen Späschen, bei Gelegenheit zu rächen.

Ich. Wenn der Spas nun aber nicht geglückt ist und traurige Folgen hat?

Agnese. So hat man doch immer nicht die Absicht gehabt, dem Andern zu schaden.

Ich. Aber ist man denn blos für die Absichten einer Handlung verantwortlich? oder auch für die Folgen derselben? — Wenn sich zwei Kinder zum Spas in der Stube herumbalgten, und das eine würfe unversehens das andere an den heissen Ofen, daß es sich die Hände verbrennte, würde der Verbrannte den Andern nicht als die Ursache seiner Schmerzen ansehen?

Agnese. Freilich.

Ich. Und verdiente dieser nicht Strafe?

Agnese. Strafe wohl, aber doch nicht so viel, als wenn er den Andern mit Fleis an den Ofen geworfen hätte.

Ich. Eben so verhält sichs auch mit der Neckerei. Wenn sie glückt, wird sie belacht. Wenn sie verunglückt, fühlt oft der eine Theil lange Zeit Schmerzen und Nachtheil und der andre macht sich selbst die bittersten Vorwürfe. Man hat ja leider Beispiele genug, daß Neckereien oft den Gesündesten um seine Gesundheit, ja wohl gar um sein Leben brachten.

Walther. Ich habe ein solches Beispiel erlebt und es hat mich auf immer von jeder Neckerei abgeschreckt. In meiner Vaterstadt hatte sich eine Gesell-

Digitized by Google

sellschaft gebildet, welche alle Abende zusammen kam, um sich über dieses und jenes zu besprechen. Einst fiel nun hier das Gespräch auf Gespenstergeschichten. Alle verwarfen sie steif und fest als Mährchen, die schlechterdings keinen Glauben verdienten. Nur ein alter Forstbeamter, der immer widersprach, blos um zu widersprechen, behauptete das Gegentheil und versicherte, er wisse ein Zimmer in der Stadt, wo alle Nächte von zwölf bis ein Uhr ein feierlicher Geistertanz gehalten würde. Vermuthlich in dem Gehirne des Hausbesitzers und nicht in seinem Zimmer, sagte der junge L — der eben von der Universität zurückgekommen war, und lachte. Der Forstbeamte lachte mit und sprach bald von etwas anderm. Die Gesellschaft gieng aus einander. Beim Nachhausegehen fiel es einem Kaufmanne, der sich immer mit dem jungen L —, weil es sein bester Freund war, geneckt hatte, ein, sich wieder einmal ein Späschen mit ihm zu machen. Er gieng zu dem Forstbeamten, und nahm mit ihm, so wie noch mit einigen andern aus der Gesellschaft deshalb die nöthige Abrede.

Den folgenden Abend kam absichtlich das Gespräch wieder auf den Geistertanz. L — lachte vom neuen, die übrigen lachten mit und der Forstbeamte fragte den jungen L — ob er wohl Lust habe, den Tanz mit anzusehen, und sich von der Wahrheit selbst zu überzeugen? Recht gern, war die Antwort, und

man hielt ihn dabei. Die folgende Nacht schon wollte er in dem Zimmer schlafen und die Geister mit seinen Pistolen bannen. Die Spasvögel bestachen nun den Wirth des Hauses, der Erzählung treu zu bleiben und L — ein Bette auf eine Nacht zu erlauben — Eben so gewannen sie auch den Bedienten des jungen L — ihm die Pistolen, aber nur mit Pulver ohne Kugel oder Schroot zu laden, im Fall aber L — sie selbst laden würde, die Kugel heimlich herauszuziehen. Alle kleideten sich nun in lange weisse Hemden, färbten sich die Gesichter weiß und nahmen überhaupt ganz die Gestalten an, wie man Gespenster gemeiniglich zu schildern pflegt. L — verfügte sich den folgenden Abend auf den Posten, den er versprochen hatte, einzunehmen, lies zwey Lichter auf dem Tische brennen und legte sich mit zwei (ohne sein Wissen blind) geladenen Pistolen ins Bette — So bald die Glocke zwölfe schlug, sprang die Thüre auf, die Geister schlüpften herein und fingen, nicht weit von seinem Bette, ihren Tanz an. L —, nicht im geringsten darüber erschrocken, weil er dies Geistergesellschaftchen für Leute hielt, die den Wirth des Hauses gern schabernacken oder ihn wohl gar aus dem Hause treiben wollten, sah ihrem Tanze eine Weile zu, fragte dann mit Donnerstimme, wer sie wären? und drückte endlich, da sie keine Antwort gaben, ein Pistol auf sie los. Keiner von den Geistern lies sich deshalb im Tanze stören — L — drückte

das

Digitized by Google

das zweite Pistol los, und — es that ebenfalls keine Wirkung. Die Geister näherten sich vielmehr dem Bette und tanzten fort, ohne auch nur im Geringsten beschädigt zu seyn. L — drehte sich schnell um und legte sich auf die andere Seite —

Die Geister glaubten jetzt ihren Spas weit genug getrieben zu haben, ruften ihren Freund, und gaben sich zu erkennen. Allein es erfolgte keine Antwort. Der Kaufmann, welcher den ganzen Spas angegeben hatte, faßte nun seinen Freund beim Arm, drehte ihn um, und — fand ihn tod — Der Schreck und die Bestürzung der Geistergesellschaft, und besonders dessen, der die Ursache davon war, brauche ich Euch nicht zu schildern. Alle machten dem Urheber des traurig ausgeschlagenen Spaßes die bittersten Vorwürfe, und dieser selbst ward nie wieder recht vergnügt, und konnte sich zeitlebens nicht über den Verlust eines Freundes trösten, der ihm so theuer war, und dessen Tod er durch unvorsichtigen Spas verursacht hatte. Der gestorbene junge L — war übrigens bekannt für einen der herzhaftesten unter der ganzen Gesellschaft. Er glaubte schlechterdings nicht an Gespenstererscheinungen, und war fest überzeugt, daß seine mit Schroot geladenen Pistolen, wofür er sie hielt, den Geistern das Tanzen schon verbittern würden. Allein da er von einem so gewaltsamen Mittel gar keine Wirkung sah, so übermeisterte ihn nun vermuthlich der Gedanke,

daß

daß er doch wohl nicht nach irdischen Körpern geschossen haben möchte. Seine bisherige Ueberzeugung wurde zu schnell widerlegt, der gräßliche Anblick des nächtlichen Schauspiels that auch seine Wirkung, und so starb denn vor Schreck ein Mann von 24 Jahren, der dem Vaterlande noch lange hätte dienen können. Seine Verwandten waren äußerst aufgebracht über den Spas, und verfolgten den Urheber, wo sie nur wußten und konnten. Der Kaufmann verlohr seitdem alles Ansehen und alle Kundschaft in der Stadt, so, daß seine Nahrung ganz krebsgängig gieng. Seine Frau härmte sich darüber und über den übel ausgeschlagenen Spas ihres Mannes so, daß sie bald starb, und der Kaufmann führte ein elendes und misvergnügtes Leben. Alles die Folge einer einzigen Neckerei.

Meine Kinder entsetzten sich über die traurige Geschichte. Und ich empfahl sie besonders den drei Schuldigen, welche immer noch ängstlich vor Gericht standen, als ein warnendes Beispiel.

Gustav. Das war nun freilich eine Neckerei, davon sich sehr wahrscheinlich nicht die besten Folgen voraus sehen ließen. Wenn der junge L— auch nicht starb, so konnte er es wenigstens sehr übel nehmen, daß man seinen Muth auf diese Art hatte prüfen wollen. Aber es giebt doch ganz unschuldige Neckereien, von denen sich mit Gewisheit voraus sehen läßt, daß sie keinen Schaden bringen können.

Ich.

Ich. Mit Gewisheit sagst Du — ist das Dein Ernst? — lassen sich denn auch von der geringsten Handlung die Folgen mit Gewisheit berechnen? und haben nicht oft die unbedeutendsten Handlungen die wichtigsten Folgen gehabt? Die geringste und unschuldigste Neckerei kann doch traurige Folgen haben. Ich könnte Euch Beispiele dazu genug erzählen. Eines mag Euch statt vieler zur Warnung dienen. Ein reicher mecklenburgischer Kaufmann, Nintel, reisete nach Frankfurt an der Oder, und traf unterwegens in einem Posthause mit einem Freunde zusammen, der sich gern mit Jedem neckte, und sein grösstes Vergnügen darein setzte, diesem und jenem, von dem er wußte, daß er es nicht übel aufnahm, einen kleinen Schabernack zu spielen. Knesebeck, so hies dieser, ein gebohrner Niederländer, war dem mecklenburgischen Kaufmann 600 Thaler schuldig, und freute sich, da er seinen Freund hier so unvermuthet traf, ihm bei dieser Gelegenheit das Geld mit mündlichem Danke wieder erstatten zu können. Sie sasen des Abends traulich beisammen. Knesebeck wollte eben von seiner Schuld anfangen, und das Geld auszahlen, als Nintel abgerufen wurde, weil ein Fremder ihm allein zu sprechen wünschte. Knesebeck zählte indes auf, und nahm sich, als er damit fertig war, zum Zeitvertreibe eine Prise Taback aus einer grossen runden Dose von gepreßtem Leder, die er dabei

sehr

sehr genau besah, wie man es manchmal mit den geringfügigsten Sachen zu machen pflegt, wenn man eben vor Langerweile nicht weis, was man anfangen soll. Die Dose schien ihm mit der, welche er auf Reisen bei sich zu tragen pflegte, die gröste Aehnlichkeit zu haben; ja bei genauerer Untersuchung fand er nicht nur das nämliche Model, eine Figur mit einem Stabe in der Hand, darauf gepreßt, und alle auch die kleinsten Verzierungen ganz so, wie auf der seinigen, sondern das Gesicht und das linke Bein der Figur waren eben so, wie auf der seinigen, nicht recht ausgedrückt. „Hast du doch in Gedanken deine Dose einmal stehen lassen, dachte er," verdrüslich über seine Unvorsichtigkeit, die er sich mit Recht vorwarf, weil seine Dose in seinen Augen viel Gewicht hatte, ob sie gleich nur von gepreßtem Leder war. Eben wollte er sie einstecken, als Rintel wieder kam, und sich entschuldigte, daß er weggehen müsse, und unter einer halben Stunde nicht wieder im Posthause seyn könne. Knesebeck steckte nun die Dose ein, fand aber, als er damit in die Tasche fuhr, die seinige schon darinne. Voll Verwunderung nahm er beide heraus, verglich sie, und fand, daß sie, auch bis auf den kleinsten Strich, einander glichen. Wahrscheinlich waren also beide aus einer Form, welche Fehler hatte, die sich also natürlich auch beiden Dosen mit eingedrückt hatten. Knesebeck würde schlechterdings die seinige nicht mehr von der

seines

seines Freundes haben unterscheiden können, wenn es ihm das Gewicht nicht verrathen hätte. Und das gieng so zu. Knesebeck hatte sich es zum Gesetz gemacht, auser dem Gelde, was er bei sich trug, und in seinem Koffer mit sich führte, immer noch eine Hülfssumme irgendwo versteckt zu haben, im Fall ihm das Geld aus der Tasche, oder wohl gar aus dem Koffer geraubt würde. Und dazu hatte er sich denn in die grose lederne Dose einen doppelten Boden machen lassen, zwischen welchem er immer eine Banknote von 600 Thaler und 10 Dukaten in Golde verwahrte, um in Nothfall gleich baares Geld zu haben. Die Aehnlichkeit der Dosen brachte ihn nun auf folgenden Spas. Er steckte geschwind das Geld, welches er eben dem Kaufmann Rintel als Schuld hatte aufzählen wollen, wieder ein, nahm die Dose seines Freundes zu sich, und setzte ihm dafür die seinige mit der Banknote von 600 Thalern hin, nachdem er die zehn Dukaten herausgenommen, und auch sogar den Taback vertwechselt hatte, damit sein Freund auf keinen Fall die Veränderung gewahr werden möchte. Daß er es an der Schwere nicht fühlen konnte, war natürlich, denn ein Papier vermehrte das Gewicht eben nicht merklich.

Herzlich froh, daß ihm ein so prächtiges Späschen geglückt war, erwartete er nun seinen Freund, den er um Verzeihung bat, daß er die Zahlung von 600 Thalern nicht leisten würde, weil er es überlegt habe,

habe, daß er in Geschäften reise, wo er das Geld leicht noch selbst brauchen könne. Bei einem so reichen Manne, wie Rintel, der noch dazu sein Freund war, bedurfte es weiter keiner Entschuldigung. Beide Kaufleute trennten sich am andern Morgen als die herzlichsten Freunde. Knesebeck löschte die Schuld in seinen Büchern als bezahlt, wie er es auch mit Fug und Recht thun konnte, schrieb aber aus Vorsicht die Art, wie er sie getilgt habe, auf zwei Zettel, davon er den einen in die Dose seines Freundes, den andern in seine eignen Rechnungsbücher steckte, damit seine Familie, im Fall er jählings sterben sollte, die Summen nicht noch einmal bezahlen dürfe.

Knesebeck starb auch wirklich kurz nach seiner Rückkunft am Schlage, ohne seiner Familie etwas von dem Spaße mit der Dosenverwechselung gesagt zu haben. Rintel meldete sich nun mit seiner Forderung, die man ihm aber aus Knesebecks Handlungsbüchern als unrechtmäßig zurück gab, denn der bewußte Zettel — war vermuthlich schon unterwegens verloren gegangen, und Niemand wußte also etwas von der seltsamen Art der Bezahlung. Rintel war nicht wenig betreten, eine so gerechte Forderung zu verlieren und fieng nun einen Prozes deshalb an, der ihm, unendlicher Weitläuftigkeiten wegen, beinahe eben so viel kostete, als seine Forderung, ohne daß er etwas ausrichtete. Er

schrieb

schrieb also die Schuld, wie man zu sagen pflegt, in die Feuereſſe, beſleckte dafür den guten Namen des verſtorbenen Kneſebecks, wo er nur wußte und konnte, und hob mit der Wittwe deſſelben alle Handelsgeſchäfte auf, die beiden Theilen doch jährlich anſehnliche Summen gebracht hatten. Dieſe kränkte ſich ſo ſehr über den ungerechten Schimpf, der dem ehrlichen Namen ihres Mannes noch im Grabe angethan würde, daß ſie krank wurde und ſich nicht mehr um die Handlung bekümmern konnte. Untreue Diener brachten binnen zwei Jahren, (denn ſo lange dauerte ihre Krankheit,) alles ſo in Unordnung, daß ihr erſter Ausgang zum Magiſtrat ſeyn mußte, um den Bankerot ihrer Handlung anzuzeigen.

Rintel hatte heimliche Schadenfreude darüber und beſuchte auf einer Reiſe nach Hamburg die Wittwe ſeines Betrügers, wofür er immer noch den ehrlichen Kneſebeck hielt, unter dem Vorwande, als wenn er ſie bedaure, eigentlich aber nur, um ihr ſeinen Stolz fühlen zu laſſen, daß er, trotz der eingebüßten 600 Thaler, immer noch ein reicher Mann und ſie, trotz der gewonnenen 600 Thaler eine arme Frau ſei. Die arme Wittwe machte ihm bittere Vorwürfe und Rintel beantwortete ſie mit ſo viel Heftigkeit und Wuth, daß ſeine groſe Doſe, mit welcher er dabei immer derb auf den Tiſch pochte, endlich den untern Boden verr-

verlor. Ihr könnt leicht denken, wie sehr er sich wunderte, daß seine Dose einen doppelten Boden hatte. Als er ihn wieder fest machen wollte und die Dose umdrehte, fielen ihm zwei Papiere in die Hände. Er entwickelte sie und fand — eine Banknote von 600 Thalern und einen Zettel von Knesebeck, auf welchem er den ganzen Schabernack, wie er es nannte, haarklein erzählte.

Rintel war wie vom Schlage getroffen und die arme Wittwe ausser sich vor Freude, die Ehre ihres Mannes auf eine so sonderbare Art gerettet zu sehen. Allein leider half ihr diese Entdeckung auch weiter zu nichts, denn Rintel war ein Geizhals, der sich von seiner Verwunderung bald wieder erholte und in seinem Herzen Gott dankte, daß er nur wenigstens seine 600 Thaler wieder habe. Er schlich sich unter einem Vorwande sogleich fort, reisete noch in der nämlichen Stunde ab und dachte an die arme Wittwe nicht weiter. Diese war zu edel, als daß sie sich je um ihn bekümmert hätte, und trug ihr Elend mit Geduld bis an ihren Tod, der binnen einem Jahre erfolgte. Ihr Vermögen war gerade noch so gros, daß sie ehrlich zur Erde bestattet werden konnte und ihre Kinder kamen ins Waisenhaus.

Meine Kinder fühlten auch durch diese Geschichte, wie gefährlich eine Neckerei oft werden könne, und wie vorsichtig man dabei seyn müsse.

Kne-

Rittersdeck, sagte ich, hätte gewis alle Vorsicht gebraucht und doch schlug sein Spas so traurig aus, um wieviel mehr mus man sich also vor Neckereien hüten, von welchen sich unangenehme Folgen mit Wahrscheinlichkeit berechnen lassen!

Gustav. Aber das ist doch immer nur ein Fall gegen tausende von Neckereien, welche glücklich abliefen und Stof zu mancher gesellschaftlichen Freüde gaben.

Ich. Richtig. Aber kann der eine Fall nicht gerade eintreten, wenn ich mich necke oder geneckt werde? — Ihr saht eben durch Beispiele die Regel bestätigt, daß man äuserst vorsichtig bei Neckereien seyn oder noch lieber sie gar meiden müsse, weil sie auch bei aller Vorsicht doch übel ablaufen können und ich hoffe, Ihr werdet sie Euch merken, und Euch nicht für Ausnahmen ansehen, denen nie ein Spas misglücken könne. Junge Leute besonders, die noch nicht Ueberlegung und Erfahrung genug haben, müssen sich vor allen Neckereien sorgfältig in Acht nehmen.

Gustav. Aber ganz kann man doch nicht aller Neckerei und allen Späschen entsagen, sonst spielt man ia in Gesellschaften oft die steifste Rolle.

Walther. Unschuldige Neckereien und anständiger Spas gehören allerdings mit zur gesellschaftlichen Unterhaltung, geben oft langen Stof zu dem schönsten Zeitvertreib und ein Mensch, der

gar

gar keinen Gefallen daran findet, oder sie nicht selbst mitmachen kann, paßt freilich in viele Gesellschaften gar nicht. Aber eben in Gesellschaften ist es auch am schwersten, sich mit Jemanden zu necken, ohne die dabei nöthigen Regeln zu verletzen. Den Schaden, der daraus entstehen kann, zu überlegen, ist die erste Regel, die Euer Vater und ich Euch eben mit Beispielen bestätigt haben. Dann mus man aber auch einen Unterschied zwischen feinen und groben Neckereien machen und sich die letzten ia nie zu Schulden kommen lassen. Es giebt Leute, die den gröbsten Spas für eine kleine Neckerei ausgeben und sich dann noch wundern, wie man eine solche Ungezogenheit übel nehmen könne. Einem, der sich niedersetzen will, heimlich den Stuhl wegziehen, im Tanzen ein Bein vorstellen, den Hut aus der Hand werfen, wenn man ein Kompliment machen will, an das Glas oder die Tasse stoßen, so daß man sich die Kleider verdirbt, das Schnupftuch wegziehen, während man sich schnäuzen will, u. s. w. das sind, mit einem Worte, Grobheiten, die nur ungesittete und rohe Menschen für Neckereien ausgeben können — Grobheiten, welche zum Theil traurige Folgen nach sich ziehen können, theils aber auch sehr oft Gelegenheit zu dem heftigsten Zank, ia wohl gar zu Schlägereien werden. Keine gesittete Gesellschaft mag Grobians dieser Art dulden

und

Digitized by Google

und darf man sie ja, Ihres Standes oder Ranges wegen, fortweisen, so hütet sich doch ieder Vernünftige, sich nicht zum Gegenstand ihrer Späse brauchen zu lassen.

Ich. Vor ohngefähr zehn Jahren hatte ich einmal das Unglück, mich mit einem Grobian dieser Art in einer, übrigens sehr gesitteten Gesellschaft zu befinden; er war der Sohn vornehmer Aeltern, die mit zugegen waren und sich seiner nicht wenig schämten, aber alles auf sein feuriges und lustiges Temperament schoben. Ueber der Tafel fuhr bald da, bald dort eine Dame zusammen, als wenn sie über etwas erschräcke, wischte sich das Gesicht und die Kleider ab, sah sich aufmerksam um und schwieg. Allein der artige Spas wurde so oft wiederholt, daß man endlich bittere Klagen gegen den Thäter erhob. Das war nun für diesen ein Fest, auf welches er sich längst schon recht herzlich gefreut zu haben schien. Er schlug eine helle Lache auf, zeigte einen Ring, in welchem ein feines Spritzchen angebracht war, und meinte, er habe den Spas schon oft gemacht und werde ihn auch noch manchmal wiederholen. Allein man verbat sich dies für heute sehr ernstlich und es fehlte nicht viel, so kam es zwischen ihm und einigen jungen Männern der Gesellschaft zu einem heftigen Zank. Der artige Spasmacher lies sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern fuhr fort, uns

mit

mit seinen Neckereien die Zeit zu vertreiben, wie er sich auszudrücken beliebte. Vermuthlich pochte er auf seine vornehme Geburt und überlegte nicht, daß auch geringere Personen nicht nöthig hätten, vornehmen Grobians zum Stichblatt ihrer guten oder vielmehr ungezogenen Laune zu dienen.

Die Gesellschaft feierte eben einen Geburtstag und da wurden natürlich fröhliche Gesundheiten getrunken, bei welchen denn der erwähnte Spasmacher einmal so derb mit seinem Glase anstieß, daß sein und des Nachbars Glas in Stücken brach und das ganze Tafeltuch Flecke vom rothen Wein bekam. Dies nannte er frohen Gläserklang, lachte, daß er kaum zu Odem kommen konnte und beantwortete das verdrüßliche Gesicht der Frau vom Hause mit der feinen Bemerkung, daß eine dauerhafte Gesundheit schon für zwei Groschen Gläser werth sei. — Beim Gebete nach Tische zischelte er dem ältesten Sohne des Wirths Unanständigkeiten ins Ohr, daß dieser, der eben beten mußte, zu lachen anfieng — Am Kaffeetische spielte er den Höflichen, nahm, so oft ein Frauenzimmer die leere Tasse wegsetzen wollte, den Kredenzteller und bat, die Tasse ihm anzuvertrauen, und wenn es geschah, hielt er den Teller auf einmal tief, so daß ein paar Tassen ganz zerbrochen wurden, und mehrere in die nämliche Gefahr kamen. Beim Spazierengehen jagte er den Hund vom Hause immer so nebest und vor der

Ge-

Gesellschaft her, daß man einander oft vor Staub nicht erkennen konnte. — Man verbat sich dies, mit Recht, nicht auf die höflichste Art; allein er schien dies so wenig zu fühlen, daß er sich in seiner Laune nicht im geringsten stören ließ. Als man wieder in den Versammlungssaal zurückkam und die Damen ihre Strickstrümpfe vornehmen wollten, hatte er, da er deswegen vorausgegangen war, aus allen die Nadeln gezogen, stellte sich nun bald an diesen, bald an jenen Stuhl und sah mit wohlgefälligem Lächeln dem Auftaffen der Augen zu. Ich würde noch lange nicht fertig werden, wenn ich Euch alle die groben Späße erzählen wollte, womit er die Gesellschaft belustigte oder vielmehr belästigte, und wobei er denn nicht selten auch die unanständigsten Zweideutigkeiten sagte, auf welche er sich besonders viel zu Gute that. Allein den letzten Zug seiner groben Laune kann ich Euch nicht vorenthalten, weil er wirklich der lehrreichste unter allen ist.

Bei der Abendmahlzeit sah er deutlich, wie sich jedes zurück zog, um nur nicht neben ihm zu sitzen; allein dies nahm er für eine Art von Ehre, die man seinem Uebergewicht, in der Kunst zu necken, wiederfahren lassen müßte, und setzte sich ganz gelassen nieder, weil er, wie er sagte, doch auf jeden Fall Nachbarn bekommen würde. Ihm zur Rechten kam denn endlich, nach langem Aus-

weichen, Drehen und Wenden, der Kaufmann B..., ein sehr würdiger Mann, und zur Linken Madam S.., eine Frau von vieler Höflichkeit, aber eben so vieler Hitze, wenn man sie beleidigte. Die Gesundheiten wurden wiederholt, und giengen um den ganzen Tisch herum. Als die Reihe an den Kaufmann kam, stand er nach hergebrachter Sitte auf. Sein spaßhafter Nachbar schob indes mit dem Fusse heimlich den Stuhl zurück, und der gute Kaufmann, der sich nun freilich ohne Stuhl nicht wohl niedersetzen konnte, lag mit seinem Glase unter dem Tische, daß man nicht wußte, wo er hingekommen war. Das schnelle Verschwinden kam vielen lächerlich vor, so sehr man auch allgemein den Spas misbilligte; allein bald verschwand das Lächerliche, denn der arme Kaufmann hatte sich den Ellenbogen so derb aufgeschlagen, und einen Fus verstaucht, daß er ohne Hülfe nicht wieder aufstehen konnte. Man wollte sogleich die Tafel aufheben, um sich den Späsen des vornehmen Grobians nicht länger auszusetzen. Allein Madam S.. erklärte, sie müsse erst noch eine Gesundheit trinken, und damit brachte sie ihrem feinen Nachbar, den eben die Reihe traf, das Glas mit den Worten: Alle artigen Spasvögel sollen leben — Der artige Spasvogel, denn dafür glaubte er sich halten zu können, stand triumphirend auf, und trank. Indes schob Madam S.. seinen Stuhl

leise

leise weg, und der artige Spasvogel lag mit grossem Gepolter unter dem Tische, ehe er es sich versah — Das war nun freilich auch nicht die beste Art, ihn seine Ungezogenheiten entgelten zu lassen, denn der Fall konnte leicht unglücklich ablaufen. Indes dachte Madam S. . in der Hitze des Unwillens an nichts weniger als daran. Zwar wollte sich der feine Spasmacher unwillig stellen; allein Madam S. . tröstete ihn mit dem Sprüchlein: Wie es in den Wald hinein schallt, schallt es auch wieder heraus, und den Augenblick machte die Gesellschaft Anstalt, sich zu empfehlen, ohne den Grobian, der ihre Freude so gestört hatte, auch nur anzusehen. Sobald er sich bei einem beurlauben wollte, drehte man sich um, als wenn man mit einem andern zu sprechen habe. Als er sich dem Wirth und der Wirthin empfahl, ward eine allgemeine Stille, die man in der Geschwindigkeit verabredet hatte. Er suchte zwar mit wenigen Worten davon zu kommen; allein beide überhäuften ihn so mit Lobsprüchen über seine feine Unterhaltung, dankten ihm mit einem solchen Schwall von Worten für seine artigen Späse, und baten ihn so dringend, sie doch ja lieber täglich zweimal künftig zu besuchen, daß den Unverschämten doch endlich seine Frechheit verließ. Er ward über und über roth, stammelte unverständliche Worte, und wußte vor Verlegenheit nicht, was er anfangen

sollte. Seine artigen Neckereien wurden bald das Gespräch aller guten Gesellschaften, und man vermied ihn, wo man nur wußte und konnte.

Das gönn ich ihm, — das war Recht — der unverschämte Mensch — rief eins um das andere von meinen Kindern, welche es sich kaum vorstellen konnten, wie ein Mensch solche Grobheiten für Neckereien ausgeben könne.

Mir ist auch, fuhr Herr Walther fort, ein junger Mann dieser Art bekannt, der sich nicht blos in Gesellschaften, sondern auch des Abends auf der Gasse Späße erlaubt, wie sie sonst nur Gassenbuben zu treiben pflegen. So springt er z. B. oft auf die Wagen, und wirft den Leuten, wo er vorbeifährt, Steine in die Fenster — kollert den Kaufleuten grose Quaderstücken zu der offenen Ladenthüre hinein, und schreit dazu die unanständigsten Worte — geht zu Obstweibern, welche nahe bei einem Hause feil haben, wo Wagen stehen, die bald abfahren wollen, kauft ihnen etwas [illegible] und bindet indes ihren Obsttisch an ein langes Band, das er hernach an den Wagen, der eben fortfahren will, befestigt — dieser reisset natürlich die ganze Haabe der armen Frau mit fort, welche denn aus allen Kräften nachläuft und wacker dazu schreit, während der Schadenfroh nicht weit davon steht, und aus Leibeskräften lacht — Ich habe es selbst einigemal mit angesehen, daß er alte Weiber auf

der

der Gasse schnell anfuhr, und sie fragte, woher er komme? und wohin er wolle? Diese standen denn natürlich wie verblüfft da, weil sie nicht wußten, was sie antworten sollten, indes der Necker lachend fortlief. Die Miethzettel an den Häusern riß er ab, und klebte sie an solche, wo kein Quartier ledig stand, freute sich dann, wenn die Leute die Zettel lasen, und zum Wirth gingen, um sich das Quartier zu besehen, der denn natürlich nichts davon wissen wollte, und wohl gar bisweilen grob war. Ja er selbst, der den Zettel angeklebt hatte, gieng oft zu dem Wirth vom Hause, und erkundigte sich nach dem ledigen Quartier. Die Post misbrauchte er ebenfalls auf die gröbste Art, packte flugs eine Schachtel voll Steine, Sand, Erde oder alte Lumpen, wickelte sie in reinliche Glanzleinewand, siegelte sie mit einem alten Petschafte zu, brach dann einen Brief dazu, in welchem entweder nichts, oder ein alberner Vers stand, und schickte dies feine Geschenk dann an den ersten besten, der ihm einfiel, wohl zwanzig und mehrere Meilen weit unfrankirt. Damit er nie verrathen werden könne, gab er einem Bauer oder einem Bettelungen allenfalls ein Paar Groschen, es auf die Post zu tragen.

Solche Ungezogenheiten beliebte er denn Neckereien zu nennen und war unerschöpflich, sie seinen Freunden zu erzählen, wenn das Gespräch darauf kam.

So

Digitized by Google

So ernsthaft auch Franz da stand, weil er sich seiner Schuld nur zu gut bewußt war, so konnte er doch seine Freude über Herrn Walthers Erzählung kaum verbergen. Ich gab ihm einen bedeutenden Blick, der ihm deutlich genug sagen konnte, was ich meinte und Herr Walther fuhr fort:

Vorausgesetzt nun, daß auch solche grobe Neckereien Niemanden sonderlichen Schaden zufügten, so sind sie doch äuserst unanständig und erwecken von dem, der sie übt, keine sonderliche Meinung. Wird er nun vollends einmal über einem solchen Spas ertappt, so darf er es auch nicht übel nehmen, wenn er die gröbsten Ehrentitel bekömmt oder wohl auch zum Spase einmal derb abgeprügelt wird.

Feine und anständige Neckereien sind im Gegentheile sehr oft der Gegenstand einer muntern, gesellschaftlichen Unterhaltung und nur gebildeten und verständigen Leuten eigen, die dem Spase Grenzen zu setzen wissen, daß er nie ins Ungezogene fällt und wahrscheinlich auch nicht Schaden bringt. Freilich lassen sich keine Regeln für den feinen Spas vorschreiben, denn diese liegen in dem Gefühl eines Jeden, der Bildung hat, selbst; eben so wenig wie für die wahrscheinlichen Folgen des Spases. Ich sage mit Fleis wahrscheinlichen, weil es sich, wie Ihr vorhin schon gehört habt, nie mit Gewisheit berechnen läßt, ob er Schaden bringen könne oder nicht. Und darum ists denn

auch,

und, wie gesagt, allemal besser, das Gewisse für das Ungewisse zu nehmen und Niemanden zu necken.

Eine neue Regel, die man sich vorzüglich hinters Ohr schreiben muß, wenn man Jemanden necken will, ist: Auf die Personen Rücksicht zu nehmen. So ist es z. B. äußerst unanständig, wenn jüngere Personen alte ehrwürdige Männer necken und sie zum Gegenstande ihres Spaßes machen. Dies verdient die strengste Ahndung, weil es die Hochachtung verletzt, die man dem Alter schuldig ist. Wer einem alten Manne, und wenn er ein Bettler ist, einen Schabernack anthun kann, ist in meinen Augen ein Mensch, der selbst nicht die geringste Achtung verdient. Eben so unschicklich ist es auch, wenn Kinder sich in Gesellschaften mit Erwachsenen oder wohl gar mit ihren Aeltern und Lehrern necken. Kinder verstehen am wenigsten die Gränzen der feinen und anständigen Neckerei und werden, wenn man ihnen dergleichen Späßchen erlaubt, in der Folge gewöhnlich vorlaute und naseweise Menschen, die Jedem ein Mäulchen anhängen und ihren Witz auf Kosten andrer bei allen Gelegenheiten spielen lassen.

Ich. Erinnern Sie sich noch des kleinen Ungezogenen, der einmal dem schönen Spaß mit der Karte machte? —

Walther. Sehr gut. Ich habe den Buben seitdem genauer beobachtet, ihn bei jeder Gele-

genh

genheit ungezogener gefunden und bin fest überzeugt, er wird mit seinen Späschen einmal derb anrennen.

Meine Kinder baten mich, ihnen die Anekdote zu erzählen. (Sie hätten es nicht nöthig gehabt, denn Geschichten, welche Achtung gegen den Lehrer predigen, schärfe ich ihnen gar zu gern ein.

Ich. Ich war bei einem meiner Freunde mit Herrn Walther zu Tische gebeten. Ausser einem einzigen Knaben, dem Sohne des Sekretärs H — war sonst kein Kind in der Gesellschaft. Der Knabe betrug sich schon bei Tische so vorlaut, daß ich mich über ihn ärgerte. Sein Lehrer war nicht aus Sachsen gebürtig und noch ganz neu. Nach Tische wurden Kunststücke mit der Karte gemacht, wobei denn die Gesellschaft um einen grosen runden Tisch versammlet stand. Kaum hatten einige angesehene Personen sehr feine Kunststücke gezeigt, so bat sich auch Monsr. H — die Karte aus, weil er ein Stück seiner Art zeigen wolle. Man gab sie ihm aus Achtung für seinen Vater. Der Kleine mischte, lies seinen Lehrer ein Blatt ziehen, wieder einstekken, mischte nochmals, hielt ihm dann die Karte vor den Mund, bat, er möchte nur hineinblasen, und den Augenblick würde das von ihm gezogene Blatt herausfliegen. Der Lehrer war so gefällig und blies, weil er natürlich von seinem Zögling keine Grobheit erwartete. Allein wie wunderte er sich, als dieser ihn mit der Karte auf den Mund schlug,

die

die Blätter auf den Tisch warf und mit lautem Gelächter sagte: er möchte sich nun das Blatt selbst suchen.

Gustav. Das war äußerst unanständig. — Bekam er denn keinen Verweis? —

Ich. Einen ziemlich derben, den er aber auf sich nahm, ohne sonderlich deshalb sich zu schämen. Er hätte aber einen noch viel derberen verdient, denn er bewies durch diesen Spas Geringschätzung gegen den Lehrer, und diese verdient allemal die härteste Strafe. Es ist für ein Kind unanständig, sich mit Erwachsenen zu necken, aber mit dem Lehrer oder den Aeltern unanständigen Spas zu treiben, darf ihm schlechterdings nicht verziehen werden.

Walther. Nicht weniger unschicklich und unklug ist es auch, mit seinen Vorgesetzten oder überhaupt mit weit Vornehmeren Spas treiben zu wollen. Wenn mein Vorgesetzter mit mir auch auf eine noch so freundschaftliche Art umgienge und mir es nicht fühlen ließe, daß er mir befehlen könne, und daß ich gehorchen müsse, so würde ich mir es doch nie unterstehen, mich mit ihm zu necken. Denn erstlich sagt mir mein Gefühl, wie unschicklich dies ist, und dann räth mir auch die Klugheit und mein eigner Vortheil davon ab. Wie leicht könnte er den Spas übelnehmen, sich von mir zurückziehen, mich wieder sein Ansehen, als Vorgesetzter, bei allen Gelegenheiten fühlen lassen und so hätte ich denn für mei-

meinen Spaß nichts als Unannehmlichkeiten. Eben so verhält es sich auch mit dem Spaß, den sich oft Geringere gegen Vornehme erlauben. Bisweilen läuft er gut ab, ja es giebt Vornehme, die Vergnügen an Leuten finden, die sich mit ihnen necken und ihnen Späße machen. Allein eine einzige üble Laune, ein einziger zu weit getriebner Spaß bringt dann dem Geringern auch oft auf einmal desto mehr Nachtheil. Er wird nun mit Verachtung, oder sonst auf eine noch empfindlichere Art gestraft und fühlt itzt die große Kluft nur desto mehr, die zwischen ihm und einem Vornehmen im bürgerlichen Leben befestigt ist. Ein vernünftiger Mann, wenn er von gwosem Range oder wohl gar mein Vorgesetzter ist, wird sich aber auch schon so betragen, daß es mir nicht einfällt, Spaß mit ihm zu treiben. Und das ist auch billig, denn sein Ansehen in seinem Amte und bei Gelegenheiten, wo er mir befehlen muß, leidet allemal, wenn er einen Gefallen daran findet, sich von seinen Untergebenen necken zu lassen. Denkt einmal, welchen Gehorsam ein Herr von seinem Bedienten, ein Minister von seinem Sekretair, ein Offizier von seinen Gemeinen u. s. w. fordern kann, wenn er mit diesen erst Possen getrieben hat? —

Ich. Am allerwenigsten aber muß man wohl seinen Spaß an Unbekannten auslassen. —

Gustav. Weil man noch nicht weiß, wie sie ihn aufnehmen werden — Nicht wahr?

Ich.

Ich: Richtig. Wer den Mann nicht kennt, mit dem er sich necken will, ist äuserst unvorsichtig und kann manchmal gar übel ankommen. Selbst bei Personen, die man schon kennt, ist eine gewisse Vorsicht nöthig, daß man z. B. wisse, ob sie etwas leicht übel nehmen, daß man sich nicht zur unrechten Zeit oder am unrechten Orte mit ihnen necke, daß man nicht etwa Anspielungen auf Verhältnisse mache, deren sie sich nicht gern erinnern — u. s. w. Denn der Spas, den ich mit einem unter vier Augen habe, kann für ihn da sehr angenehm, und in einer grosen Gesellschaft eben so unangenehm seyn — er kann bei guter Laune eine Neckerei erwiedern und belachen, die er mir bei Mislaune und wenn ihn vielleicht gerade wichtige Dinge beschäftigen, mit Verachtung und Unwillen zurückgiebt. Ist nun diese Vorsicht schon gegen Bekannte nothwendig, um wie viel mehr muß sie es nicht gegen Fremde seyn, deren Stand, Gesinnungen, Temperament, Laune u. s. w. man noch gar nicht kennt. Darum muß man auch an öffentlichen Oertern, wo immer viele fremde Personen zugegen sind, in Gesellschaften, wo man nicht alle Anwesende oder wenigstens die mannichfachen Verhältnisse derselben nicht kennt, mit Neckereien äuserst vorsichtig seyn, sonst kann man sich durch ein unschuldiges Wort, durch einen gar nicht so böse gemeinten Spas, Grobheiten, ja wohl eine derbe Tracht Prügel zuziehen.

Ich

Ich. Da fällt mir eine Anekdote von einem bekannten lustigen Kopfe in Hamburg ein. Er hies Dreier und war ein Spasvogel, der durch seine Neckereien schon manchmal angekommen, aber immer noch mit einem blauen Auge entwischt war. Einst sas er in der Komödie neben einem fremden Offizier. Diesem gefiel das Stück und er fragte daher Dreiern, den er ebenfalls nicht kannte, ob er den Verfasser des Stücks nicht wisse? — Das kann ich Ihnen wohl sagen, erwiederte dieser, unser Herr Pastor Göze — zwar ein verdienter Geistlicher, aber ein Mann, der sehr viel Witz hat und das Theater liebt — „Den Mann möchte ich kennen lernen, sagte der Offizier und ihm für das Vergnügen danken, das er mir verursacht hat". — Er lies sich also Götzens Wohnung sagen und machte ihm seine Aufwartung. Um Euch nun Dreiers Neckerei noch deutlicher zu machen, müßt Ihr wissen, daß der Pastor Göze ein sehr eingezogner Mann war, der dergleichen Vergnügungen, wie Schauspiele, gar nicht liebte, sondern sie sogar verachtete und also gewis in seinem Leben nie daran dachte, eine Feder zu einer Komödie anzusetzen. Göze nahm indes den Besuch des Offiziers höflich auf und zeigte ihm, daß der Spas am meisten auf ihn gemünzt sei. Dieser gieng voll Zorn fort und auf ein Kaffehaus, wo er zu seinem Freunde Dreiern trat. Ohne ein Wort zu sagen, lies er seinen Stock auf dem Rücken desselben

tanz

tanzen. Dreier sah sich um — „Ach sind Sie dort gewesen — sind Sie dort gewesen — Nun das freut mich“ — beantwortete er die Prügel mit lachendem Muthe und nahm sie gleichsam als einen schuldigen Dank für die Neckerei auf.

Agnese. Hätte Dreier den Offizier als einen Mann gekannt, der nicht gewohnt sei, auf solche Art mit sich spasen zu lassen, so würde er sich wohl gehütet haben, ihn zu necken.

Walther. Eben darum war es auch sehr unvorsichtig von ihm gehandelt, daß er seinen Spas an einem Fremden auslies. Man kann in diesem Punkte nie vorsichtig genug seyn, weil man sich sonst leicht die peinlichsten Verlegenheiten zuziehet. Dreier zog sich noch sehr gut daraus und ergrif gewis die klügste Parthie, daß er die Prügel ebenfalls für Spas oder wenigstens für verdienten Lohn aufnahm, sonst hätte er wohl blutige Händel mit dem Offizier bekommen können.

Gustav. Nun ich dächte, er hätte aber auch nach gesunder Vernunft gar nicht anders handeln können, denn wer etwas ausgiebt, mus auch wieder etwas einnehmen.

Walther. Das ist ebenfalls eine sehr wichtige Regel, die man bei Neckereien beobachten muß, und mit welcher ich Euch eben bekannt machen wollte. Denn leider! sind die wenigsten sogenannten Spasvögel derselben treu. Die meisten wollen nur immer

ihren

ihren Witz und ihre gute Laune auf Kosten anderer spielen lassen, ohne dafür auch nur das Geringste zu dulden. Und das ist äußerst unbillig. — Solchen Leuten muß man zu entwischen suchen oder wenigstens ihre Neckereien vermeiden. So kann ich mich, die es sich zum größten Vergnügen machen, Jemanden etwas ins Bette zu legen, den Stuhl, auf dem man sitzt, an den Tisch zu binden, die Kleider einiger aus der Gesellschaft zusammenzuheften u. s. w. — Belacht man den Spaß, ohne ihn zu erwiedern, so betragen sie sich wie Herzensfreunde, weil sie gleichsam froh sind, Leute gefunden zu haben, die doch nicht jede kleine Neckerei gleich übel nehmen. Thut man aber das nämliche an ihnen selbst, so machen sie finstre Mienen, beleidigen durch Worte oder lassen es wohl gar zu Thätlichkeiten kommen.

Gustav. Das finde ich sehr unbillig, denn so gut, wie ich Spaß annehme, kann sich ihn auch ein anderer von mir wieder gefallen lassen.

Walther. Natürlich. Deßhalb muß man sich bei jeder Neckerei, die man vornimmt, auch gefaßt machen, mit gleicher Münze den Dank zu erhalten. So wird manches Späßchen noch größer und giebt zu mehrerer Freude Anlaß.

Ich. Darum hat mir immer die Geschichte mit dem Herrn v. S... und dem Baron G... sehr wohl gefallen. Das waren doch ein Paar Leute, die Spaß verstanden, und der Regel treu blieben, daß

man

man nicht blos ausgeben, sondern auch einnehmen müsse. Hört einmal!

Der Dr. Z — hatte gehört, daß Herr v. S — dem folgenden Morgen ein Laxirmittel einnehmen, und den ganzen Tag nicht von seinem Gouvernirstuhle sich bewegen wolle. Was that Z —? Er lies in der Eil eine Klistirung fertigen, wie sie die Bedienten des Hrn. v. S — kriegen, zog sie einem ganz fremden Menschen an, schickte diesen zu zwanzig der vornehmsten Herren, mit denen S — in Verbindung stand, und lies sie im Namen des Herrn v. S bitten, morgen Mittag bei ihm zu speisen. Er selbst gieng nun in alle Häuser, wohin er die Einladungen geschickt hatte, erzählte, daß er morgen zu einem grosen Feste in dem Hause des Herrn v. S — gebeten sei, und freute sich dann herzlich, wenn man ihm sagte, daß man auch gebeten sey, und ihn dort treffen werde. — Der Tag brach an, und während Herr v. S — sein Wiesenwasserchen mit saurer Miene hinunter schluckte, war man in allen den eingeladenen Häusern schon eifrig beschäftigt, sich frisiren und putzen zu lassen. — Punkt 1 Uhr kam die erste Kutsche vors Haus — v. S — gieng mit der Schlafmütze ans Fenster, sah einen ihm bekannten Herrn aussteigen, und blieb sicher in seinem Schlafrocke, weil er Befehl gegeben hatte, ihn vor Jedermann zu verleugnen. Man führte den Herrn gleich in den Speisesaal, der etwas abgelegen war; kaum

war

war er hinein, so rollte abermals eine Kutsche vors Haus; und bald kam eine nach der andern, beladen mit geputzten Herren. Von S — fragte seinen Bedienten, wohin die Herren giengen, und man berichtete ihn, daß der Kammerrath, der über ihm wohnte, heute ein groses Fest gebe. Es verdros ihn, daß er nicht dazu gebeten war, und iede neue Kutsche verursachte ihm neue Aergernis. Er lies sich nun gar nicht mehr mit der Schlafmütze am Fenster sehen. Endlich fuhr denn auch der Bar. Z — vor, kam gerade herauf in S — Zimmer, und schien nicht wenig zu erstaunen, als er diesen in der Schlafmütze neben der Tasse Habergrütze antraf. Kurz und gut entdeckte er diesem nun, daß man ihn zu seinem Geburtstage im Namen seiner Gemahlin eingeladen habe, und daß er noch viele andere Herren kenne, die ebenfalls eingeladen wären. Von S — ist in der gröβten Verlegenheit, bittet ihn, indes hier zu verziehen, um bei seiner Frau Erkundigung deshalb einzuziehen. Als er beim Speisesaale vorbei geht, hört er darinne sprechen, glaubt, die Bedienten wären darinne, will diese erst um Auskunft fragen, und öfnet die Thüre. Denkt Euch sein Erstaunen, als er zwanzig geputzte Herren da findet, die alle ihre Degen und Hüte schon abgelegt haben, und nur die Suppe zu erwarten scheinen. — Voller Verlegenheit entschuldigt er seinen Anzug, meint, da müsse wohl ein Misverstand obwalten, und bit-

ter

ihr nur so lange zu verziehen, bis er mit seiner Frau gesprochen habe. Diese trite eben zu der andern Saalthüre in äuserst nachlässiger Kleidung herein, weil sie auch sehen will, was das Gemurmel im Saale, das sie in ihrem Zimmer gehört hatte, zu bedeuten habe. So groß auch des Hrn. v. S — Verlegenheit war, so kam sie doch der Angst und dem Schreck seiner Gemahlin bei weitem nicht gleich. Man erzählte sich nun wechselseitig die Einladung mit allen Umständen, und wunderte sich, daß der Bar. Z. nicht mit zugegen sei, weil dieser auch habe kommen wollen — v. S. holte diesen, der denn nicht wenig sich zu wundern schien. Man erklärte bald die Einladung für den Einfall eines Spasvogels, der vermuthlich keine ernstern Geschäfte im Kopfe habe, als Leute anzuführen, entschuldigte sich wechselseitig, und gieng endlich wieder aus einander, wie man gekommen war, d. h. mit leerem Magen — denn ein Mittagsessen für einen Herrn, der Medizin genommen hatte, konnte doch unmöglich zwanzig hungrige Personen sätt machen. Der Spas wurde von manchem belacht, von manchem verwünscht, und alle sannen nur darauf, den Thäter zu entdecken, der sich denn auch, sobald die Gäste weg waren, bei dem Herrn v. S — einfinden, seine Schuld bekennen, und besonders die Bedienten entschuldigen, daß sie ihm gehorsam gewesen wären.

Herr v. S — war ein lustiger Vogel, der dem Spas so wenig übel nahm, als seine Gemahlin und so belachte man denn die ganze Geschichte vom neuen.

Ein halbes Jahr nachher erhielt B. Z — einen Brief aus Westphalen, worin ihm gemeldet wurde, daß einer seiner Verwandten gestorben sei und ihm 1000 Thlr. im Testamente ausgesetzt habe. Z — war ein sehr reicher Mann, dem es einerlei seyn konnte ob er 1000 Thlr. mehr oder weniger hatte. Doch freute er sich darüber, da es ihm so unvermuthet kam, und meldete die Erbschaft dem Herrn v. S —. Dieser sagte im Spas, er könne nun ihm und allen, die er neulich zum Besten gehabt, ein grosses Fest auf seinem Gute geben, um den neulichen Schreck zu vergüten. Z — lies sich nicht lange dazu bitten, versprach das Fest gewis recht glänzend zu geben, sobald die Erbschaft eingetroffen seyn würde und freute sich, die kleine Neckerei auf diese Art einigermasen vergeltem zu können. Frau v. S — aber meinte, die Erbschaft könne wohl noch ein halbes Jahr ausbleiben, dann wären die schönsten Tage vorbei — er solle doch das Fest lieber eher geben. Z — war es gleich zufrieden und bat nur um vierzehn Tage Aufschub, damit er alles aufs prächtigste anordnen könne, welchen man sich auch gern gefallen lies. Nun ging denn seine ganze Sorge dahin, an dem bestimmten Tage so prächtig, als möglich, sich zu zeigen. Die

ganzen Gäste, die vor einem halben Jahre mit mich ternen Wagen von einem großen Geburtstage nach Hause gegangen waren, wurden geboten und alle erschienen in vollem Glanze und mit großen Erwartungen auf Z— Landgute. Hier war denn alles aufs kostbarste zu dem festlichen Tage eingerichtet, die Tische brachen beinahe unter den Lasten, die Küche und Keller geliefert hatten — Nach der Tafel wurde gespielt. Auf den Abend war Ball, Illumination und Feuerwerk, wobei man denn nicht umhin konnte dem gütigen Wirthe über Geschmack und Pracht in allen seinen Anordnungen die gerechtesten Lobsprüche zu ertheilen. Als die Abendtafel bald zu Ende war, wurde dem Baron ein Brief mit einem Päckchen gebracht, wofür er ein ansehnliches Porto zahlen mußte. Ach gewis die Erbschaft aus Westphalen! — riefen ihm um S— und seine Gemahlin aus der Gesellschaft zu — Richtig, die ists auch, sagte der Baron, indem er an der Aufschrift des Briefes die ähnliche Hand seines Vetters erkannte, die ihm vor einiger Zeit die erste Nachricht von der Erbschaft gegeben hatte. — Schnell machte er das Päckchen auf, schüttete es auf den Teller und — erschrak nicht wenig über die alten und schmutzigen Kupferpfennige, welche auf dem Tische herumrollten, als würde ein Klingelbeutel ausgeschüttet. — Danke, danke, nun sind wir einander nichts mehr schuldig, — sagte athemlos zu S— und den eben mit seiner Gemahlin aufs

stehen mußte, weil er das Lachen nicht mehr halten konnte. — Die ganze Gesellschaft wußte nicht, was das heißen sollte, und Baron Z — bat sie nur zuzuhören, die Auflösung werde vermuthlich in dem Briefe stehen, den er eben erbrach und folgendes daraus verlas:

„Da Sie neulich den Spas machten, uns und alle, die hier versammlet sind, durch eine falsche Einladung ein wenig zu necken, so nehmen wir uns die Freiheit ein Gleiches zu thun — indem wir Ihres Onkels Hand nachmahlten, und durch Gefälligkeit des Postsekretairs Ihnen die Briefe zusandten, aber statt Ihrer Antworten nach Westphalen beförderten. — Das Fest haben wir — Sie mögen nun sehen, wo sie eine Erklärung herbekommen, die den heutigen Tag aufsetzt. Die Ihrigen

Auguste und Karl v. G —.

Die ganze Gesellschaft belachte den Spas, aber Niemand mehr als der Baron.

Gustav und Agnese baten mich, Ihnen noch mehr solche Späßchen zu erzählen; allein Herr Walcher entschuldigte sie, daß die Stunde des Unterrichts schon längst geschlagen habe, und daß er mich nun nicht habe unterbrechen wollen. Ihr habt nun schon Beispiele genug gehört, sagte er, welche Regeln man bei Neckereien beobachten müsse. Die erste und sicherste aber bleibt immer, lieber nicht zu necken; befolgt man diese, dann hat man die andern alle

nicht

nicht nöthig und wird sich vor manchem Schaden, so manchen Unannehmlichkeiten bewahren, denen man sonst ausgesetzt ist.

Und Ihr, fuhr ich nun fort, die Ihr Euren Bruder Eduard geneckt habt, Euch sei diesmal der Muthwille verziehen. — Wird aber gelegentlich wieder Klage über Euch geführt, so könnt Ihr auf strenge Ahndung mit Gewisheit rechnen — das merkt Euch.

Sie fielen mir alle drei um den Hals, baten mich um Verzeihung, dankten für meine Nachsicht und versicherten auch Eduarden mit Hand und Mund, daß sie ihn gewis künftig nicht wieder necken würden. Einige Tage nachher erhielten sie von Herrn Stebnau folgendes Liedchen, nebst Melodie.

Der

Digitized by Google

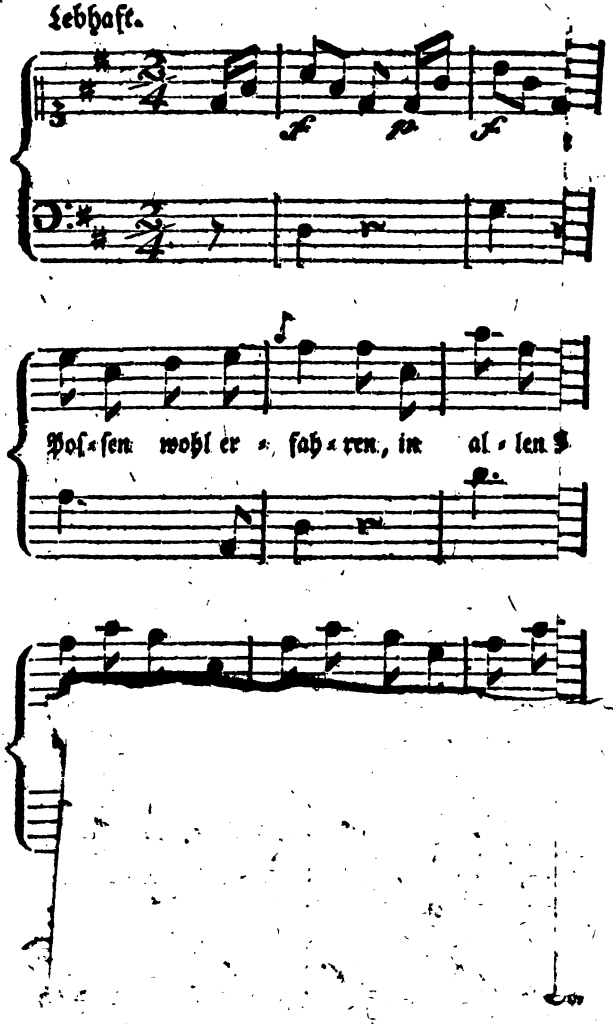
Der kleine Neckerl.

Franz war ein Held, wie's manchen giebt;
In Possen wohl erfahren,
In allen Neckerei'n geübt
Seit seinen frühsten Jahren;
Doch nicht so fertig im Latein.
Wozu mag das erfunden seyn? —
So sprach er oft mit Gähnen
Und Augen voller Thränen.

Beim Unterrichte schlief er ein,
Und sollt' er munter bleiben,
So mußt' etwas zu Handen seyn,
Den Schlafgeist auszutreiben.
Dies war denn, wie die Rede gieng,
Ein roth und weis geflochtnes Ding.
Fieng dieses an zu bannen,
So wich der Geist von dannen.

Doch Franz, bei Lehr und Unterricht
Im Informatorstübchen
Ein wahrer Faulpelz, wie man spricht,
War's allerflinkste Bübchen.

So



Digitized by Google

Digitized by Google

Sobald der Informator sprach:
's ist gut für heute — doch nun mag
Auch Fränzchen repetiren,
Und sich fein präpariren.

Statt dessen trieb der kleine Mann
Nun lauter Neckereien,
Hieng Jedem gern ein Kläppchen an,
Und konnte das sich freuen,
Wenn's ohne Schaden ihm gelang,
Und der Geneckte dann zum Dank
Das Späschen laut erzählte,
Und wacker auf ihn schmälte.

Schob man sich in den Winkel ein,
Ein Schläfchen zu geniessen,
So pocht' er an, und schrie: Herein!
Und scharrte mit den Füssen.
Erwachte man davon, und rief:
Wer da? — so sas Franz dort, und schlief,
Und schnarchte nun zum Spase
Konzertchen durch die Nase.

Sobald man las, fieng er auch an,
Von Possen zu erzählen,
Und wollte eins verdrüslich dann
Auf seine Possen schmälen,
Setzt' er dafür sich hin, und las,
Und bat, es möchte aller Spas,
Die Zeit sich zu vertreiben,
Von nun an unterbleiben.

Bald stellte er im Tanz ein Bein,
Und mußte eins sich bücken,
So malt' er ihm wohl gar, wie fein? —
Mit Kreide auf den Rücken.
Gieng man mit Licht zur Thür' hinaus,
So blies er es gewöhnlich aus.
Scholt man die grobe Sitte,
So sprach er: Ach ich bitte!

Und schute eins sich laut zur Ruh,
So stach der lose Bube
Ihm heimlich gleich das Bette zu,
Hielt in der Hinterstube

Sich

Sich fein verstellt, und löschte die
Das Licht aus, eh' man sichs versah,
Verkroch sich dann ganz sachte
Ins Federnest, und lachte.

So trieb denn nun mit Groß und Klein
Herr Franz, der kleine Necker,
All' seine losen Schelmerei'n
Mit jedem Tage kecker.
Doch endlich ward nun auch dafür
Herr Franz bezahlet nach Gebühr.
Merkt's, die ihr dieses höret,
Was Franzens Beispiel lehret:

„Heut kömmt Gesellschaft — heisasa!
„Da soll es lustig gehen —"
Sprach Franz voll Freuden zum Papa,
„Da werden sie erst sehen,
„Was ich für Späschen treiben kann."
„„Hör Franz! ein Späschen geht wohl an.""
Sprach dieser — „„doch bei Leibe,
„„Daß Franz nicht Unfug treibe.""

Die

Die Lehre drang dem Knaben zwar
Vernehmlich in die Ohren,
Doch nicht ins Herz. Für dieses war
Sie auch sogleich verlohren.
Kaum hörte er das letzte Wort,
So war er wie der Wind schon fort,
Und dachte nur auf Ränke,
Und Schelmerei'n und Schwänke.

Den gröſten Spaß versah er sich
Von einer groſen Latte,
Auf welche er gar meisterlich
Faul' Holz genagelt hatte.
„Du sollst von allen Neckerei'n
„Für heute meine Krone seyn —"
So trug der lose Bube
Sie in die Hinterstube.

An Spas und Neckerei'n gebrach
Es nicht, das läßt sich denken,
Der ganze liebe Nachmittag
Verstrich mit tausend Schwänken.

Zur

Digitized by Google

Zur Pfänderstunde rückte man
Die Stühle an einander an,
Und Pfänderspiele gaben
Nun Zeitvertreib den Knaben.

Franz war der erste, der sein Pfand
Durch etwas lösen sollte,
Und gleich gab alles sich die Hand,
Daß man ihn necken wollte.
„Er lies uns immer nicht in Ruh,"
So ziſchelt eins dem andern zu,
„Nun wollen wir ihn necken
„Zu seinem grosen Schrecken."

„Held Franz, dies mach' ich ihm zur Pflicht,
Soll drei gelöschte Kohlen
Jetzt aus der Küche ohne Licht
Auf einer Schaufel holen.
Verliert er eine, tret' er dann
Den Weg sogleich vom neuen an,
Doch ohne Licht, und hole
Sich eine andre Kohle."

So sprach jetzt Ernst — Der Plan gefiel,
Doch Franz fieng an zu lachen,
„Will schon in diesem Pfänderspiel
„Mir auch ein Späßchen machen.“
So dacht' er und gieng ohne Licht,
Mit Heldenmuth im Angesicht,
Die drei verlangten Kohlen
Sogleich herbei zu holen.

Doch kaum war er zur Thür hinaus,
So schrie er zum Erbarmen,
Als brennte gleich das ganze Haus,
„Ach helft! ach helft mir Armen.“
Die Kinder stürzten gleich herbei,
Zu sehn, was ihm begegnet sei.
Da lag Franz auf der Erde
Mit grämlicher Geberde.

„Ach seht nur dort! — Seht ihr denn nicht
Dort in dem Küchenfenster! —
Ach Gott! ein feuriges Gesicht —
Ja, ja! das sind Gespenster! —“

Das

Das ganze Haus kam nun herbei
Zu sehn, was ihm begegnet sei.
Franz sprang davon und rannte,
Als ob der Kopf ihm brennte.

Die Kinder blickten hin und sahn
Das Feu'r im Küchenfenster.
Ach — schrie gleich eins das andre an,
Das sind Faulholzgespenster.
Ein jedes nahm ein Stück davon,
Und Ernst trug in Prozession
Die alte grose Latte,
Die Franz benagelt hatte.

Und Jung und Alt und Gros und Klein
Zog aus dem ganzen Hause
Wie im Triumphe hinter drein
Mit frohem Saus und Brause.
Franz hatte hintern Ofen sich
Versteckt und weinte jämmerlich.
All' seine Mienen sagten,
Daß Schaam und Schmerz ihn plagten.

„Wer

Meine Prophezeihung, daß die Reise nach der sächsischen Schweiz wohl 4 Wochen lang das tägliche Gespräch seyn würde, ist pünktlich eingetroffen. Wer nur zu uns kam, dem wurde alles haarklein erzählt, und auch wenn meine Kinder unter einander allein waren, wußten sie immer noch bald diesen, bald jenen kleinen Umstand mit einer Wichtigkeit in Erwähnung zu bringen, als wenn sie wer weis was? vergessen hätten. An Heinrich und Elise fanden sie allemal treue Zuhörer, das wußten sie wohl.

So sprachen sie denn neulich auch wieder über den Wasserfall auf dem Amselsteine, und Gustav hatte eben Herrn Steinaus Zeichnung davon vor sich liegen, um die seinige darnach zu bessern, als dieser uns mit Herrn Werner besuchte und sich nicht wenig wunderte, die Kinder schon wieder mit Unterhaltungen über ihre Reise beschäftigt zu finden. Gustav brüstete sich damit, die verschiednen Ruinen gesehen zu haben. Franz erhob mit grosen Lobsprüchen das mächtige Zeughaus, in welches sie Herr Steinau geführt habe. Eduard pries vor allen

allen den Kuhstall, jene merkwürdige Höhle bei der Lichtenhayner Mühle und Agnese versicherte, für sie habe nichts soviel Anziehendes gehabt, als die beiden Wasserfälle bei Hohnstein und Rathen; um diese wieder zu sehen, wolle sie gleich den ganzen Weg noch einmal machen. Der kleine Heinrich, der keinen Springbrunnen vorüber geht, ohne sein Stöckchen hineinzutauchen, und zu sehen, wie tief er ist — über keinen Bach hüpft, ohne erst ein Paar Steine über einander gelegt und wie er sich dann rühmt, einen Wasserfall gebaut zu haben — der lieber auf einem Kähnchen spazieren schwimmt, als zu Fusse geht, dieser kleine Wassermann stimmte ihr völlig bei und bedauerte es, besonders der Wasserfälle wegen, daß er die Reise nicht habe mitmachen können.

Steinau. Da solltest Du nun die Wasserfälle des Riesengebirges sehen, das sind erst Wasserfälle, gegen welche die bei Hohnstein und Rathen gar nichts sind.

Agnese sagte, sie kenne zwar den Nahmen nach verschiedene davon, wie den Kochelfall, Zackenfall, Elbfall, aber eine ausführliche Beschreibung habe sie nie gehört. Sie bat also Herrn Steinau, ihr etwas davon zu erzählen. Der kleine Wassermann vereinigte seine Bitten mit den ihrigen, die übrigen Geschwister sahen auch Herrn Steinau schon an, als ob es gar keine Frage wäre,

Digitized by Google

daß er nun erzählen würde und der gute Mann, der meine Kinder gar zu gern auf die Erhabenheit und Gröse der Natur durch Beobachtungen aufmerksam macht, die er auf seinen Reisen sammelte, gab sogleich ihren Bitten nach und fieng an zu erzählen.

„Nicht weit von Schreibershau, einem sehr grosen Dorfe, dessen Häuser weit von einander auf und zwischen Bergen zerstreut liegen, und von Glasarbeitern und Instrumentenmachern bewohnt werden, einige tausend Schritte nordwestlich von dem dasigen grosen Vitriolwerke, erblickt man den schönen Kochelfall in einem romantischen Gebirge. Ueber eine etwas ausgehöhlte Felswand stürzt das klare Wasser des Kochelflusses ohngefähr 50 Fus hoch mit grosem Geräusch herab. In dürren Sommertagen ist der Wasserstrahl oben 14 bis 10 Fus breit. Von der Morgenseite her verengt eine Felsenwand nach unterwärts die Kluft. Bis hieher fällt der Wasserstrahl 13 Fus frei hernieder. Nun aber wird er durch die Felsen zusammengepreßt, dies vermehrt seine Gewalt und verstärkt sein Schäumen und Wallen in dem Becken, in welches er fällt. Beim obern Rande der höchsten Felsmasse ist er so durchsichtig, wie Silberflor, daß man deutlich die Lage des Felsen, über welchen er herabstürzt, unterscheiden kann. Das Becken, welches ihn aufnimmt, ist ohngefähr 40 Schritte lang und etwas weniger breit. Im Frühjahr,

wenn

wenn der schmelzende Schnee, die Gebirgswasser anschwellt, giebt der Kochelfall ein weit erhabneres Schauspiel. Das Wasser stürzt in einem weit grösern Strahl, mit weit mehr Gewalt und Getöse herab, und das Holz, welches man um diese Zeit auf dem Kochel flößt, giebt dem Anblick einen neuen Reiz. Die Holzkloben stürzen mit fürchterlichem Krachen von einer Felsenspitze zur andern — dort bleibt einer auf einem Abhange liegen, der den Augenblick von einem andern mit fortgerissen wird. — Hier schnellt einer den andern in die Höhe, manche springen wieder in einem Bogen weit voraus, als beeiferten sie sich, die ersten in dem Becken zu seyn — alle scheinen im Kampf und Streit mit einander die schauerliche Wasserreise zu machen und mitten unter ihnen rollt oft ein groses Felsenstück mit herab, welches die Wellen aus seinem Lager gerissen haben. Der schönste Standpunkt, den Kochelfall zu betrachten, ist auf einem der Granitblöcke am vordern Rande des Beckens. Wer sich weiter vorwagt, wird mit nasser, ia wohl schmerzhafter Münze bezahlt. Die Luft ist hier sehr kalt, und wenn man nicht auf seiner Hut ist, kann man eine Verkältung weg haben, man weis nicht wie? Der Dunstkreis ist natürlich ringsum mit Feuchtigkeit angefüllt und der Wasserstrurz durchreisset noch dazu mit Gewalt die Luft und verursacht dadurch einen beständigen Zug.

Digitized by Google

Agnese. Ach! da zöge ich mich warm an, und bliebe gewis einen ganzen Tag voll Bewunderung und Freude auf einem Felsenstücke sitzen — der schöne Kochelfall —

Steinau. Noch weit schöner und auch viel höher ist der Zackenfall in einer reizenden Gegend nördlich von Schreibershau. Der Weg zu ihm führt durch einen anmuthigen Wald, in welchem man schon vom weiten das Geräusch desselben hört. Der Flus, der ihn bildet, heißt Zackerle, und darf nicht mit dem Zacken oder dem kleinen Zacken verwechselt werden. Er hat sein Bette wohl 20 — 30 Fus breit in dem Granitfelsen ausgehöhlt, füllt aber, bei kleinem Wasser, kaum den fünften Theil desselben aus. Wo der Fall ist, wird das Bette auf einmal durch einen jähen Einschnitt in den Felsen unterbrochen. Zwischen hohen Granitwänden stürzt das Wasser über 200 Fus herab und rauscht dann in einem engen Bette von Felsen, wie in einer Strase zwischen hohen Palästen fort. Gegen 70 Fus stürzt es beinahe senkrecht und in einem schmalen Strale herab, dann rauscht es ungleich breiter über einen schroffen Felsen, der sich ziemlich weit vorzieht, beinahe noch einmal so tief herunter, theilt sich endlich durch einige hervorragende Felsenecken in mehrere Strale, wendet sich ein wenig nach Mitternacht und schießt dann vollends herab. Die Anhöhen rechts und links sind mit Fichten

ten und Eschen bewachsen, nur hie und da ragen schroffe Klippen hervor und ganz oben nach Mitternacht über dem Falle steht eine Wand von Granit, die den Ruinen eines alten Schlosses gleicht und sich hinter Fichten und Buschwerk versteckt. Der Zackerle ist im Sommer gemeiniglich sehr klein und oft nicht breiter als drittehalb Fus, aber nach einem heftigen Regen oder im Frühjahre, wenn der Schnee schmilzt, rauscht er desto stärker. Auch hier wird dann, wie bei dem Kochelfalle, Holz geflöset, welches das Getöse und die Schönheit des Falles nicht wenig vermehrt. Vor einigen Jahren stürzte ein Theil der Seitenwand in das Becken, und verschüttete es so mit seinen Trümmern, daß das Holzflösen gehemmt ward. Schon hatte man alle Anstalten zum Wegräumen getroffen, welches nicht wenig Mühe und Kosten verursacht haben würde, als auf einmal ein heftiger Regen kam, der denn in kurzem das Bette besser räumte, als viele Menschen, mit vieler Mühe und in langer Zeit, es hätten räumen können.

Gustav. Kann man denn nahe an den Wasserstrahl kommen? —

Steinau. Unten im Becken sind breite Stege von grosen Balken gelegt, auf denen man bis auf wenige Schritte unter den Fall gelangen kann.

Heinrich. Der prächtige Zackenfall!

Stei-

Steinau. Ja das ist er auch, und eben deswegen habe ich ihn auch bei meiner Reise durchs Riesengebirge gezeichnet, und werde Euch die Zeichnung nächstens mitbringen. *) Der Kochelfall ist bei weitem nicht so prächtig. denn er ist nicht so hoch, und der Elbfall ist zu schauerlich.

Der Elbfall, der Elbfall, riefen meine Kinder. Ei von diesem erzählen Sie uns doch wohl auch etwas? —

(Die Fortsetzung folgt im künftgen Bändchen.)

*) Meine Kinder erinnerten Herrn Steinau beim Abschiednehmen sehr dringend an die Zeichnung, er brachte sie auch wirklich das nächstemal mit, und ich lege sie Euch in Kupfer gestochen hier bei.

Inhalt

Digitized by Google

Inhalt

des neunten Bändchens.

Seite

Viel Geschrei und wenig Wolle. Ein Lustspiel in zweien Aufzügen. 5

Fortsetzung der im 8ten Bändchen S. 605 angefangenen Reise 79

Ausruhen im Zeughause; was mit diesem Worte hier bezeichnet werde 79

Digitized by Google

Seite

Besteigung des großen Winterberges 81

Weite und schöne Aussichten daselbst 82

Husche oder Plosse daselbst 82

Besuchung des kleinen Winterbergs und des daselbst befindlichen Winterhäuschens 83

Aberglaube hievon 8

Ursprung der Benennung des Winterhäuschens 84

Nachtquartier im Dorfe Schmilke 85

Gespräch über das Reisen zu Fuß und im Wagen 85

Wie man in England dem reisenden Fusgänger und dem im Wagen Reisenden begegnet 92

Wie weit der Herr von Greythausen zu Fuß herum gereiset sey 95

Digitized by Google

Seite

Einige Beyspiele von merkwürdigen Fusgängern 96

Fortsetzung der Reise durch die Postelwitzer Steinbrüche

nach Schandau 98

nach dem Dorfe Rathen 98

an den Lilienstein 99

ingleichen nach Alt- und Neu-Rathen 99

das Mönchsloch bei Neu-Rathen 100

Spaziergang nach dem Amfelsteine 100

Wasserfall daselbst 101

Reise nach Wehlstädtel 102

Rückkunft nach Dresden 103

Eduards Bequemlichkeit und Gemächlichkeit getadelt 105

Wie

Digitized by Google

Seite

Wie dieselbe sich besonders beim Schlafengehen geäußert 106

Was für einen Plan seine Geschwister sich deshalb entworfen, und wie sie ihn ausgeführt 107

Was dabei höchst tadelnswürdig, ja strafbar war 109

Wie sie sich deshalb entschuldigen 110

Erste Regel beim Spaßmachen, oder was man zu bedenken habe, ehe man Neckereien vornimmt 111

Ueble Folgen, die der Spas der Geschwister bei Eduard hätte nach sich ziehen können 112

Unterschied zwischen Possen und Neckereien 113

Traurige Folgen, die die Neckerei oft nach sich

ges

Digitized by Google

Seite

gezogen, in einigen Beispielen den Kindern dargestellt. 114

16 Beispiel. Die Vorstellung eines Geistertanzes wirkt den Tod eines gelehrten jungen Mannes 118

26 Beispiel. Versteckte und unschuldige Neckerei eines Kaufmanns, mit einer Banknote 119

Folgen davon 124

Zweite Regel, die man bei Neckereien zu beobachten hat 126

Beispiele dazu, oder wie man sich durch Nichtbeobachtung derselben schadet 127

16. Beispiel. Unsittlichkeiten und grobe Neckereien eines Gastes bei einer Geburtstagsfeier 127

Digitized by Google

Seite

26 Beispiel. Ungezogene dumme Neckereien eines jungen Mannes auf der Straße und an andern öffentlichen Oertern 132

Feine und anständige Neckereien haben ihr Gutes, aber es lassen sich für dieselben keine Regeln vorschreiben 134

Dritte Regel bei Neckereien 135

Beispiele dazu und wie man sich durch Nichtbefolgung dieser Regel auch Verdruß und Schaden zuziehen kann 135

18 Beispiel. Unanständiger Spas eines Knaben in einer Gesellschaft mit seinem Lehrer 136

Natürliche Folgen davon 138

Digitized by Google

Seite

2s Beispiel. Lustige Neckerei im Hamburger Schauspielhause 140

Belohnung davor auf einem Kaffeehause 140

Vierte Regel, die man bei Neckereien beobachten muß 141

1s Beispiel. Feine Neckerei bei der Einladung zu einem leeren Gastmahl 142

2s Beispiel. Ausgedachte Neckerei einer vorgeblichen Erbschaft, als Vergeltung des vorhergehenden 146

Der kleine Necker 150

Herrn Steinau's Beschreibung einiger Wasserfälle auf dem Riesengebirge 161

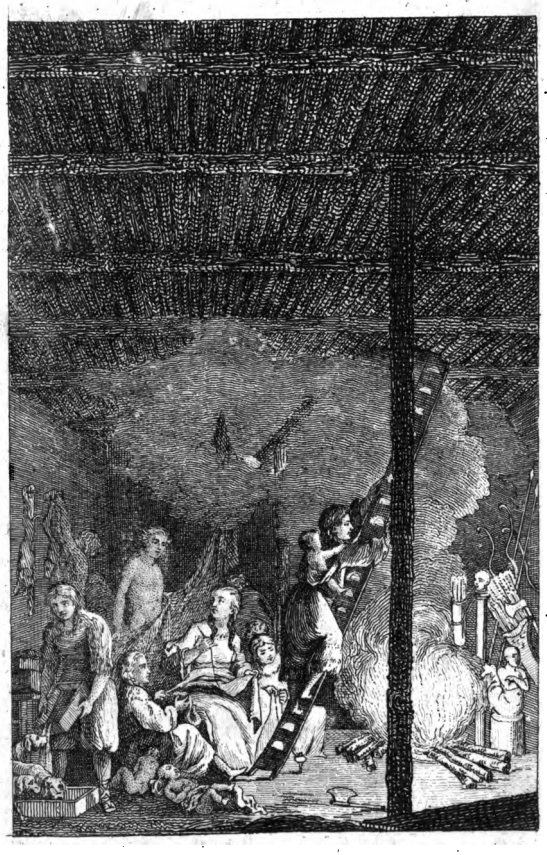
Der Kochelfall 162

Der Zackenfall 164

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



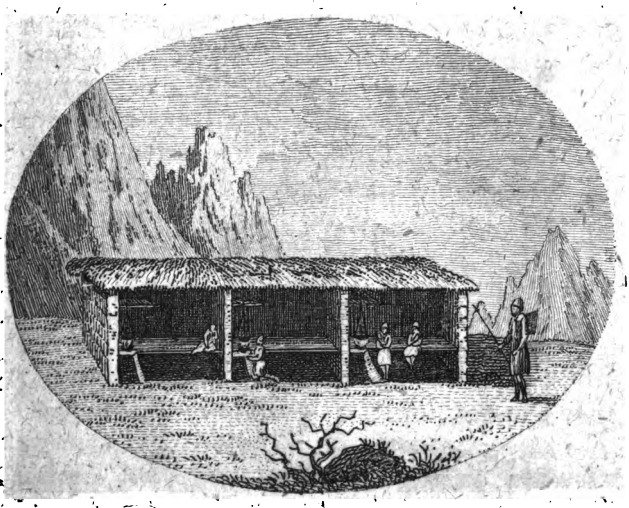
Digitized by Google

Neuer Kinderfreund

von

Engelhardt und Merkel.

X. Bändchen.

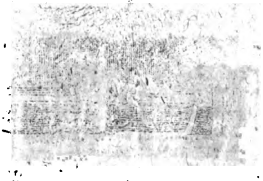


Zweite verbesserte Auflage mit Kupfern und Noten.

Leipzig,

bei Johann Ambrosius Barth, 1799.

Digitized by Google



Digitized by Google

Daß wir gar keinen Winter haben dürften, wenn es nach den Wünschen meines Eduards gienge, sondern daß dann heitere Frühlings- und warme Sommertage immerwährend mit einander abwechseln müßten, wißt Ihr, meine junge Leser und Leserinnen, schon aus der Schilderung, die ich Euch gleich zu Anfange des ersten Bändchens (S. 18.) von meiner Familie entwarf, und aus Eduards Aeusserungen selbst. (2. B. S. 277. fgg.) Es wird Euch also wohl nicht wundern, wenn Ihr hört, daß er auch diesmal schon im Oktober anfieng, über den bevorstehenden Winter zu klagen, und dem wärmern Frühlings- und Sommerwetter eine Lobrede zu halten. Dabei wünschte er denn, in einem recht warmen Lande, z. B. in Italien zu wohnen, und was dergleichen Aeusserungen mehr waren. Als nun zu Ende des Novembers einige kalte Tage einfielen, auch schon Schnee sich zeigte, so gieng er, an dem einen Abende, Herrn Steinau, der uns besuchte, und im Muff erschien, gleich mit den Worten entgegen: „Ach, da haben Sie auch schon die fatale Wintertracht vorgesucht,

nun ist meine gute Zeit aus, denn Mäntel und Müffe, Mützen, Uiberröcke und Pelze, und wie die schönen Sächelchen alle heissen, kommen leider! schon wieder zum Vorschein."

So wie er schon oft seiner Winterklagen wegen ausgelacht, und das Thörichte derselben ihm gezeigt worden ist, so mußte er auch diesmal es sich gefallen lassen, von seinem Geschwister den Namen eines zieferndenden Bürschchens anzunehmen, und Herr Steinau fragte ihn ganz ernsthaft: Also dürfte wirklich, wenn es Dir nachgienge, gar kein Winter bei uns seyn? — Freilich nicht, erwiederte Eduard in einem sehr ernsthaften Tone. Und gleichwohl, fuhr Herr Steinau fort, können wir ja des Winters eben so wenig entbehren, als der andern mildern und freundlichern Jahreszeiten, er hat vielmehr einen eben so grosen und vielfältigen Nutzen als diese. Ich traue Dir auch soviel Verstand zu, daß Du, wenn Du nur ein wenig darüber nachdenken und Dich belehren lassen wolltest, endlich doch mit dem zwar kalten, aber wohltätigen Freunde Dich aussöhnen würdest.

Eduard. Wie kann wohl der mein Freund seyn, der mir Hände und Füsse, Ohren und Nase zu verderben drohe, oder mir wohl gar das Lebenslicht ganz ausblässt?

Steinau. Nun, nun! bärde nur dem guten Winter nicht gleich gar zu viel auf, und rech-

rechne nicht einzelne Fälle, die während seiner Regierung geschehen, ihm als allgemeine und nothwendige Folgen seiner Regierung an. Du sprichst ja, als wenn das Erfrieren der Nasen und Ohren, der Füsse und Hände, oder das zu Tode Frieren etwas ganz Gewöhnliches wäre. Laß das jetzt, als Ausnahme, bei Seite gestellt seyn, und nun wollen wir sehen, ob nicht die Kälte auch ihr Gutes habe, und ob der Winter, wie er bei uns gewöhnlich ist, wirklich so unerträglich und traurig sey, als manche Menschen glauben, zu welchen Du ganz besonders gehörst.

Wir setzten uns in einen Kreis, und Gustav meinte, es sey gar nicht übel, den ersten langen Abend, den wir wieder in der eingeheizten Stube beisammen zubrächten, als einen Vorboten von mehrern ähnlichen Abenden, mit Betrachtungen über den Winter auszufüllen.

Herr Steinau fragte dann Eduarden, ob er nie etwas davon gehört hätte, daß die Luft eine Menge schädlicher Ausdünstungen mit sich führe?

Eduard. O ja! Herr Walther hat uns auch gesagt, daß die Winde dazu beitrügen, diese Dünste zu zertheilen und zu vertreiben.

Steinau. Nun siehst Du, lieber Eduard, eben das, was der Wind gleichsam auf kurze Zeit thut, thut die Kälte des Winters auf eine längere Zeit. Hätten wir immer Hitze, wenigstens warme,

Digitized by Google

me, Witterung, immerwährenden Frühling oder Sommer, so würde eine solche anhaltende, nie unterbrochene Wärme eine Menge Dünste um uns verbreiten, und diese würden sich allmählig so häufen, daß die Gesundheit der Menschen dabei leiden müßte. Daher ist es denn sehr gut, daß auf den Sommer allmählig Kälte und endlich der Frost des Winters folgt, welcher die, durch die Hitze entstandenen, Dünste vernichtet. Eine anhaltende Sommerwärme würde die Menschen bald ermatten, entkräften und der Auflösung nahe bringen; eine dicke, schwere, von schädlichen, unreinen Dünsten angefüllte, nicht gereinigte, Luft, würde uns stets und überall umgeben, Fäulnis und Verwesung überall verbreiten, die Menschen krank machen und tödten. Diesen nachtheiligen Folgen der warmen Witterung vorzubeugen, ist denn das herrlichste Mittel die Kälte, welche die Luft von schädlichen Dünsten wieder reinigt. Diese wohlthätige Wirkung zeigt die Kälte z. B. bei ansteckenden Krankheiten, die bisweilen durch zu grose Hitze während des Sommers erzeugt, oder doch durch dieselbe genährt werden; sobald der Winter eintritt, nehmen diese Krankheiten, die aus einer mit bösen Dünsten angefüllten Luft entstanden sind, gewöhnlich Abschied. Sehr auffallend zeigte sich die Wahrheit dieser Bemerkung im Jahre 1771 in Moskau, wo die Pest mehrere Monate hindurch wüthete. Alle Gegen-

mit-

mittel und Vorkehrungen, die man angewendet hatte, diesem fürchterlichen Uebel Einhalt zu thun, waren nicht wirksam genug, es ganz zu tilgen. So wie aber der Winter sich näherte, nahm die Ansteckung ab, und hörte endlich ganz auf. Statt daß vorher in der wärmern Jahreszeit täglich mehrere hundert Menschen gestorben waren, starben im November etwa noch 60 bis 70 täglich, im December nur 10, auch noch weniger, manchen Tag auch wohl nicht Einer an der Seuche, und im Januar war sie verschwunden. Der Winter hat also, wie Du aus diesem Beispiele siehst, gar viele Verdienste um das Wohlbefinden und die Gesundheit der Menschen, bei dem so viel auf reine heitere Luft ankömmt. Ohne den Winter würden wir mit weit mehreren Krankheiten zu kämpfen haben.

Ich. Menschen, die nicht verzärtelt sind, befinden sich auch gewöhnlich im Winter, selbst bei der Kälte, besser als im Sommer. In der wärmern Jahreszeit erschlafft nicht selten Hitze und Wärme den Körper zu sehr, ermattet ihn, und raubt ihm gleichsam seine Kräfte.

Franz. Ja wohl. Wie schwer wird es Einem nicht manchmal im Sommer, besonders in den Stunden von Vormittag eilf bis Nachmittag drei Uhr, zu arbeiten, und thätig zu seyn, man ist da oft so träge, so matt wie eine Fliege.

Ich

Ich. Eine Folge der drückenden Hitze. Wie ganz anders aber im Winter! Da stählt gleichsam die kalte Witterung den Körper wieder aufs neue, härtet ihn ab, giebt ihm eine gewisse Spannkraft und Leichtigkeit, so daß man weit aufgelegter und geschickter zum Arbeiten ist. Selbst durch die freie, zwar kalte, aber desto mehr von allen bösen Dünsten ganz reine, Luft fühlt man sich dann, wenn Frost und Kälte nicht gerade ganz ausserordentlich heftig sind, welches doch der seltnere Fall ist, gestärkt, und kehrt von einem Spaziergange im Winter gewis munterer und heiterer zurück, als im Sommer.

Eduard. Ich weiß denn doch nicht, lieber Vater — Im Sommer geht man ja so leicht gekleidet einher, im Winter aber — wie muß man sich da nicht einhüllen? und schon das macht einem das Gehen sauer. Ich ziehe doch einen Spaziergang im Sommer der schönsten Winterpromenade vor.

Ich. Eben das Einhüllen taugt nichts, mein Sohn. So wenig man im Winter so leicht gekleidet gehen kann, als im Sommer, so sollte man doch auch hierinn nicht die Mittelstraße überschreiten. Uiberhaupt würde man allgemein den Einfluß der kalten Luft auf den Körper nicht so sehr fürchten und würde sich durch dieselbe vielmehr gestärkter fühlen, wenn man vernünftiger handelte.

Wer

Wer sich freilich gewöhnt, unmäßig einzuheizen und aus seiner Stube eine russische Badstube zu machen, wie sie uns Herr Steinau einmal beschrieb; wer dann, wenn er ausgeht, jedem Anwehen eines kauhen Lüftchens entgehen will, und sich daher ganz in Pelz einpackt, der wird immer eine Menge Unannehmlichkeiten von der Kälte empfinden. Ein solcher Mensch wird den Winter mit seinem Gefolge, Kälte und Frost, für seinen ärgsten Feind halten, durch immerwährendes Brüten in der warmen, wohl gar heissen, Stube sich Krankheiten und Uebelbefinden zuziehen, und wenn ihn etwa seine Geschäfte ins Freie nöthigen, sich da noch übler befinden, die Kälte mehr als andre fühlen, und wohl gar Glieder erfrieren. Im Sommer schon klagt ein solcher Zärtling, daß wieder ein Winter kommen werde. So wird er seines Lebens nicht froh, und macht sich bei vernünftigen Menschen, die jede Einrichtung der Natur weise zu benützen suchen, lächerlich und verächtlich. Hoffentlich wirst doch Du nicht unter diese schwachen Menschen gezählt seyn wollen?

Eduard konnte freilich nicht anders, als Nein! antworten, und versprach mir, er wolle es sich vom neuen ernstlich vornehmen, nicht mehr so empfindlich für Kälte zu seyn.

Sie erwähnten, fuhr Herr Walther fort, und wendete sich zu Herrn Steinau, Sie erwähnten vors

vorhin des Nutzens, den die Kälte in so fern habe, weil sie die Luft reinige und von bösen schädlichen Dünsten säubere. Sie hat sodann auch den Nutzen, daß sie zur Vertilgung einer grosen Menge von Insekten und andern Thieren beiträgt, welche sonst so überhand nehmen würden, daß wir endlich gar nichts mehr würden einärndten können. Dies ist z. B. der Fall mit vieler junger Brut, welche von den Insekten an Bäumen und Sträuchern angesetzt wird, und dann in warmer Witterung auskriecht. Nicht selten vertilgt anhaltende und heftige Winterkälte einen Theil dieser Brut, und nöthigt zugleich mancherlei Gattungen von Vögeln, wenn sie auf Feldern und im Walde nichts mehr finden, an Bäumen und Sträuchern ihre Nahrung zu suchen. Dies bringt denn wieder einem grosen Theile iener Brut den Untergang, indem sie den Vögeln zur Nahrung dient. So werden auf diese Weise der Winter und die Kälte Veranlassung, Baum- Feld- und Gartenfrüchte von manchen schädlichen und gefräßigen Feinden zu befreien, noch ehe diese zum Vorschein kommen, und die Hofnungen des Fleisigen vernichten können.

Gustav. Eben fällt mir auch ein Vortheil ein, den die Kälte giebt. Besinnst Du Dich noch, Eduard, als wir neulich in der Buchdruckerei waren, daß der Buchdrucker klagte, es sey iezt sehr schwer,

schö-

schönes weisses Papier zu bekommen, weil seit einigen Jahren keine kalten Winter gewesen wären?

Eduard. Ich besinne mich recht gut darauf: Der Buchdrucker sagte mir ja, als ich ihn nach der Ursache fragte, daß die Kälte das Papier ganz besonders weiß heitze, und daß daher die Papiermüller immer recht kalte Winter wünschten, ja ohne Winter nicht bestehen würden.

Agnese. O! es giebt wohl noch mehrere Menschen, die vom Winter leben und ihn deshalb mit großer Freude erwarten. Die Kürschner z. B. die vielen Leute, die sich vom Holzschlagen, Holzfahren und Holzmachen ernähren, die Seifensieder, weil im Winter weit mehr Licht verbrennt wird, als im Sommer, die Fabrikanten, welche warme Tücher, Strümpfe und Handschuhe fertigen — und unzählige andere, die mir nicht gleich einfallen. Alle diese würden, wenn der Winter einmal ausbliebe, sich sehr übel befinden.

Heinrich. Glaube, Agnese, wenn alle Menschen so frostig wären, als Eduard, so würden die Kürschner und Holzmacher doch auch zu thun haben, denn, erlaubten es die Aeltern, Eduard zöge wohl in kühlen Sommerabenden manchmal einen Pelz an, und heitzte ein.

Eduard schien das übel nehmen zu wollen, und schon bildete sich eine verdrüßliche Miene auf seinem Gesichte, die aber ein Wink, den ich ihm gab,

gab, nicht ganz aufkommen ließ, und welche bald ganz sich verlor, als Elise ihn erinnerte, er möchte doch den Winter nicht ganz abschaffen, denn er wisse ja wohl, wie so manches schmackhafte Gericht wir der kalten Witterung verdanken, das wir ganz entbehren müßten, wenn keine Kälte einfiele; und daß überhaupt im Winter sich so Manches mit mehr Appetit essen lasse, als im Sommer, wo Hitze so leicht Fäulnis verursache. Eduard lachte, daß ihn Elise mit Gründen aus der Küche belehren wollte, indes nannte sie ihm mehrere Wintergerichte, die er liebt, und er mußte endlich zugeben, daß auch in dieser Rücksicht der Winter vor dem Sommer manchen Vorzug habe.

Steinau. Auch das ist nicht zu vergessen, daß der Winter manches möglich macht und erleichtert was auserdem, wo nicht unmöglich, doch gewis sehr schwer auszuführen, und mit mehr Mühe, Zeitaufwand und Kosten verbunden seyn würde. So hindert z. B. oft ein Strom oder ein Fluß, daß man nur durch viele und weitläuftige Umwege da oder dorthin kommen kann. Manchmal ist das reissende Wasser des Stroms sogar Schuld, daß nicht einmal eine Brücke gebauet werden kann, oder ein solcher Bau ist mit vielen Kosten verknüpft und muß unterbleiben; so nöthig und nützlich er auch für Viele wäre; das Uiberfahren im Kahne und in der Fähre ist zwar auch ein Mittel, allein

auch

auch dieses hat Unbequemlichkeiten in Menge. Nun denket einmal, Kinder, was hier der Frost für herrliche Dienste leistet, wenn er den Flus mit einer Eisdecke belegt, deren man sich statt der Brücke bedienen, und über welche man hin und herkommen und die schwersten Lasten mit leichter Mühe schaffen kann.

Walther. Hierbei fällt mir der Vortheil ein, den z. B. die Bewohner der erzgebirgischen Gegenden von dem Winter ziehen. Wie schwer würde es nicht seyn, das viele Holz, was in jenen Gegenden theils verbraucht, theils von dort aus in andre Gegenden verfahren wird, die Mineralien, die aus der Erde gegraben und von einem Orte zum andern geschafft werden, über die dortigen hohen Berge zu bringen, wenn nicht dabei der Winter eine grose Erleichterung verschafte! Dieser bringt Schnee und Frost, und siehe da, nun spannt man den Schlitten an, und kann ungleich leichter, als zu Wagen, jene Bedürfnisse und Produkte hin und her schaffen.

Steinau. Ein Vortheil des Winters, den man in allen nordischen Gegenden ganz besonders nutzt. Der Russe z. B. reist am wohlfeilsten und schnellsten im Winter, schaft Kaufmannswaaren, Lebensmittel und dergleichen, im Winter am leichtesten von einem Orte zum andern und gewinnt dadurch in vieler Rüksicht.

Ich. Mir scheint auch darin ein Vorzug des Winters zu liegen, daß er die Menschen einander näher bringt, sie gleichsam fester vereinigt, einander unentbehrlicher und lieber macht, dadurch also den Umgang unter den Menschen, und alles das Gute, was dieser Umgang mit sich bringt, befördert. Im Sommer, und in der wärmern Jahreszeit lockt uns die Natur, wenn wir unsere Geschäfte vollendet haben, und Erholung suchen, ins Freie, und wir können allenfalls uns selbst genug seyn. Die Natur, die dann mit so vielen Schönheiten, prangt so manches reizende Schauspiel uns zeigt, giebt uns Gelegenheit genug, uns zu unterhalten und zu beschäftigen, wenn wir auch ganz allein sind. Aber im Herbste und Winter, wenn die langen Abende sich einfinden, wenn stürmische Witterung und bald eintretende Nacht uns in der Stube festhalten, oder wenn die Witterung so kalt ist, daß ein mäßiger Genus derselben uns stärkt, aber ein zu langer Aufenthalt in derselben uns schädlich werden würde, wenn wir dann von einem Spaziergange bald wieder in die Stube zurückeilen — o wie willkommen ist uns da ein Freund, der uns besucht und mit dem wir uns unterhalten können! Wie angenehm sind uns dann die Freuden des Umgangs, wenn die Natur keine mehr für uns zu haben scheint! Von dieser Seite habe ich den Winter immer als einen Freund der Menschen an-

Digitized by Google

angesehen. Denkt Euch, z. B. eine ländliche Familie im Sommer. Da giebt es im Freien zu arbeiten, von früh an bis Abends. Erst nach Sonnenuntergang finden sich die Familienglieder, die den Tag über auf Aeckern und Wiesen zerstreut waren, im Wohnhause ein, und kaum sind die Geschäfte auf den morgenden Tag vertheilt, kaum ist ein kleines Abendbrod genossen, so eilt alles ermüdet zu Bette, um mit dem frühesten wieder an die Arbeit auser dem Hause zu gehen. So genieſſen diese Menschen während dieser Zeit einander weniger, sie leben in beständiger Arbeit, den ganzen Tag von einander getrennt, und da, wo sie beisammen sind, erlaubt Arbeit ihnen wenig Genus des Umgangs. Aber — es kömmt der Herbst. Die Früchte sind eingeärndtet, man sammlet sie, hebt die Wintervorräthe auf, und verrichtet nur noch so viel Feldarbeit, als die Witterung erlaubt und die Jahreszeit erfordert. Jetzt ist man schon mehr beisammen. Endlich macht der Winter den Arbeiten auser dem Hause ein Ende — nun sammlet sich die Familie in der Stube, und jetzt erst genieſst sie sich; jetzt haben die Aeltern Gelegenheit, ihren Kindern manche gute Lehre zu geben, durch Beispiel und Unterricht ihnen zu nützen, und dieser nähere Umgang knüpft denn das schöne Band zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Geschwistern und Verwandten, und überhaupt zwischen den verschiedenen Familiengliedern

dern fester und enger. Die Nachbarn besuchen nun einander, theilen sich ihren Rath mit, man lernt einander kennen und schätzen, und es werden Freundschaften und Verbindungen geschlossen. So erweckt und nährt der sonst in mancher Rücksicht unangenehme und traurige Winter das Gefühl für Freundschaft, Theilnahme und Wohlwollen. Ihr wißt ja selbst, daß auch in Städten im Winter die gesellschaftlichen Zusammenkünfte häufiger sind, daß dann wieder Konzerte und Bälle gehalten werden, und daß auch solche Familien, welche weniger an öffentlichen Vergnügungen Theil nehmen, doch ihre Freunde und Bekannte, im Winter öfter besuchen, sich einander mehr mittheilen, die Freuden des geselligen Umgangs mehr genieſſen, und so das Gefühl der Freundschaft unterhalten und nähren.

Steinau. Nun, wie sieht es aus, Eduard, bist Du dem Winter immer noch so abgeneigt?

Eduard. Ich sehe nun wohl ein, daß er auch so manches Gute habe, und will mir alle Mühe geben, ihn ein wenig lieb zu gewinnen.

Steinau. Recht so. — Es soll mich freuen, wenn Du künftig weniger zärtlich bist. Bedenke auser dem, was Du da gehört hast, noch, daß der Winter, wie unser Klima ihn giebt, sehr gut erträglich ist. Wie lange dauert er denn? kaum den vierten Theil des Jahres. Und wir sollten uns über drei kalte Monate beklagen, da wir die übri-

gen

gen neun Monate gemäßigte Witterung genießen? Da möchten eher die Bewohner solcher Länder klagen, die kaum zwei bis drei Monate gelinde Witterung und dann acht bis neun Monate des Jahres Regen, Frost und Kälte haben, und eine Kälte, mit welcher die unsrige kaum zu vergleichen ist.

Denke Dir einmal den Russen z. B. in der Gegend von Petersburg und in Petersburg selbst — der hat schon einen weit strengern Winter auszustehen, als wir. Wenn ich manchmal fühle, es sey kalt, so versetze ich mich nur in Gedanken wieder nach Petersburg, dann bin ich gleich weniger empfindlich für die Kälte, und freue mich in Teutschland zu seyn. Und will das Andenken an Petersburg noch nicht helfen, so stelle ich mir einen Grönländer, einen Kamtschadalen, einen Ostiaken vor, und es entfährt mir gewis keine Klage mehr über die Kälte. Ich halte es dann für ungerecht, mich über unsern Winter zu beschweren, wenn ich an den Winter denke, welchem diese Völker ausgesetzt sind, und der den unsrigen an Dauer und Heftigkeit gar sehr übertrift. Ihr würdet Euch nicht wenig wundern, wenn Ihr z. B. in Petersburg die Männer, die etwas zu verkaufen haben, mit ihren zu Eise gefrornen Bärten sehen solltet. Die strenge Kälte daselbst ist sogar Veranlassung geworden, daß man auf öffentlichen Plätzen unter freiem Himmel Feuer unterhält, an denen Jeder sich wär-

men kann. Weil nämlich Petersburg einen ziemlichen Umfang einnimmt, und viele Vornehme da wohnen, welche sich Equipagen halten, die man der weiten Entfernung wegen nicht allemal wieder nach Hause schicken kann, und daher lieber warten läßt, so sind, besonders zum Besten der Kutscher und Bedienten, die mit den Equipagen warten müssen, sogenante Strafenöfen erbauet. Man hat da, wo Märkte und andere öffentliche grose Plätze sind, einen Theil derselben mit einem steinernen Geländer umgeben. Mitten auf diesem eingefaßten Platze wird denn ein grofes Feuer angemacht, an welchem zwanzig und mehrere Personen sich ganz bequem wärmen können. Damit das Feuer nicht durch Schnee und Wind zu leicht ausgelöscht werde, ist ein blechernes Dach darüber befindlich, das auf eisernen Stangen ruht. Bei einem solchen Feuer kann also Jeder, den sein Weg daselbst vorbeiführt, oder der sich in der Nähe aufhalten muß, sich ein wenig wärmen.

Gustav. In der That keine üble Erfindung.

Steinau. Sie ist freilich dem rauhen Klima der dortigen Gegend angemessen, wo die Kälte äuserst heftig und schon oft so streng gewesen ist, daß heisses Wasser, welches man aus einer Spritze in die Luft spritzte, oder einige Stockwerke hoch herunter goß, als Eis auf den Boden fiel. Es ist daher wohl auch kein Wunder, daß man öfters von erfrornen Wanderern, Fuhrleuten und dergleichen

chen hört. Indessen kann ich Euch gleichwohl versichern, daß man sich in Petersburg eben nicht allzusehr vor dem Winter fürchtet. Man denkt darauf, sich vor ihm so gut als möglich zu verwahren, aber man geht ihm getrost entgegen, und sieht ihn so zu sagen gern. Die Wohnungen sucht man dadurch, daß man doppelte Fenster einhängt, oder sehr kleine Fenster hat, die Stubenthüre und die Fußböden mit Filz bedeckt u. s. w. warm zu halten; auch hat man vorzüglich grose Oefen mit vielen Röhren; und geht man aus, so schützt man sich durch Müffe, Pelze, gefütterte Uiberstiefeln, Mützen und dergleichen. Man sieht daher freilich, besonders unter den Vornehmern, tüchtig eingemummte und eingepackte menschliche Figuren. Der gemeine Russe hingegen trotzt der Kälte auserordentlich, und sorgt allenfalls nur für gut verwahrte Füsse. Uebrigens trägt er zwar einen Pelz, aber den Hals in der strengsten Kälte ganz blos, und doch befindet er sich wohl dabei. —

Warum mir der Winter in Petersburg traurtiger schien, als in Dresden, war nicht sowohl die grösere Kälte, denn gegen diese konnte ich mich allenfalls schützen, als vielmehr die kürzere Dauer der Tage. Unsre kürzesten Wintertage sind doch immer 7 bis 8 Stunden lang, und so lange können wir also beim Tageslichte sehen; aber in Petersburg lebt man, während des Winters, beinahe

immer nur in einer Nacht, die kürzesten Tage dauern kaum 5 bis 6 Stunden, und in Häusern, wo man spät zu Mittage speiset, zündet man wohl das Licht schon an, ehe man sich zur Tafel setzt.

Eduard. Nun da möchte ich doch den Dresdner Winter nicht mit dem Petersburger vertauschen.

Steinau. Ja, das glaube ich, und überhaupt unser Klima nicht mit dem dortigen. Was haben wir für schöne Frühling- und Herbstwitterung, aber von dem allen weis man dort nichts. Man kennt kaum die für uns so schöne Jahrszeit des Frühlings, denn der Winter dauert bis im April und Mai, und dann stellen sich immer noch kalte Winde ein. Der Sommer kömmt dann zwar sehr schnell, und ist schön, aber auch kurz genug, denn es währt kaum zwei Monate, so ist der Herbst wieder da, und was für ein Herbst? Schwarzgraue Wolken umhüllen dann fast tagtäglich den Himmel, und kaum kann ein Sonnenstrahl sie durchdringen; unaufhörlicher Regen, und Abends fürchterliche Stürme, vermehren das Unangenehme dieser Jahreszeit, bis endlich der kalte Winter naht, der den finstern trüben Herbsttagen ein Ende macht, und weil er bei strenger Kälte doch oft auch heitre Tage giebt, trotz seiner Kälte, herzlich willkommen ist, so daß selbst Fremde sich bald daran gewöhnen, und nichts von demselben leiden.

Walther. Ungleich härter noch ist der Winter in den nördlichen und östlichen Gegenden Asiens, die

Digitized by Google

unter russischer Oberherrschaft stehen, z. B. bei den Samoieden, Ostiaken und Kamtschadalen. In dem nördlichern und deshalb kältern Theile von Kamtschatka z. B. schneiet es gewöhnlich wenigstens im Oktober schon, und vor dem Monat Mai thaut der Schnee nicht auf, ia auf hohen Bergen schneiet es wohl im Monat Junius noch. Der dortige Winter dauert also weit länger, als der unsrige, ist dabei ungleich strenger, und wird noch unangenehmer und gefährlicher durch fürchterliche Stürme, die sich zu dieser Jahreszeit oft erheben. Dieses strengen Winters wegen waren die Kamtschadalen sonst gewohnt, besondere Wohnungen für den Sommer, und besondere für den Winter zu erbauen. Ihr werdet Euch erinnern, Kinder, daß ich schon in den geographischen Stunden Euch etwas davon erzählt habe.

Gustav. O ia, sie sagten uns, daß die Winterwohnungen der Kamtschadalen mehr unter als über der Erde wären, und daß man nicht in dieselben hineingienge oder hinanstiege, sondern hinabklettere und gleichsam hineinkröche.

Walther. Ganz recht. Die russische Regierung hat zwar geboten, daß itzt, besonders in den Gegenden, die ein etwas milderes Klima geniessen, solche Wohnungen oder Löcher nicht mehr gebaut werden sollen, man hat sie hier größtentheils zerstört,

und

und die Einwohner müssen hier ihre Winterhäuser über der Erde bauen, wie andre Völker. Indessen giebt es doch in dem nördlichern, kältern, Theile der Insel noch hin und wieder dergleichen Wohnungen, die, nach der Aussage und Beschreibung der Reisenden, von einer ganz eignen Bauart sind, und mehr Höhlen als Häusern gleichen.

Wollen Sie uns nicht eine deutliche Beschreibung von diesen Wohnungen machen? fragte Eduard; Herr Walther war sogleich willig dazu und fuhr fort:

Denkt Euch ein grosses viereckiges Loch, das wohl 18 bis 20 Ellen weit und etwa 4 Ellen tief ist. In diesem Loche wurde das Gebäude, wo man den Winter über wohnen wollte, aufgeführt, indem man alle vier Seiten mit Bretern und Pfählen belegte und die Ritzen und Löcher mit Erde, Moos oder Steinen ausfüllte. Ein Dach, das von Pfählen und Balken getragen wurde, und dem Erdboden gleich war, deckte die niedliche Wohnung. An der einen Seite hatte man zwar eine Art von Thüre gelassen, deren sich zuweilen Weiber und Kinder beim Aus- und Eingehen bedienten; aber Männer und beherzte Weiber wählten einen ganz andern Weg zum Eingange. Oben im Dache befand sich nämlich eine Oefnung, welche gerade über dem Heerde der Hütte angebracht war, und nicht nur die Stelle der Fenster, des Schornsteins, sondern auch die Stelle der Thüre für die Männer vertrat.

In

In einer Ecke dieser Oefnung lag die Treppe angelehnt, durch die man in die höhlenartige Wohnung hinunter und aus derselben herauf stieg. Unter dieser Treppe dürft Ihr Euch aber nichts Besseres vorstellen als einen Baumstamm, der nur ein wenig aus dem Gröbsten bearbeitet war, und einige kleine Einschnitte statt der Stufen hatte. Ihr könnt Euch also leicht denken, wie gefährlich das seyn mußte, und wie viel Uebung darzu gehören mochte, auf einer so elenden Leiter auf und ab zu klettern, zumal da zu eben diesem Loche, durch welches man hinaus oder herein stieg, auch der Rauch hinauszog, so daß man beim Aus- und Eingange fast allemal in Gefahr kam, zu ersticken, oder schwindlich zu werden. Von aussen waren diese Häuser mit Pfählen und Bretern verwahrt, damit die Stürme sie nicht zu sehr mit Schnee bedecken möchten. Daß der Aufenthalt in einem solchen elenden Loche, wo an keine frische Luft, an keine Reinlichkeit zu denken war, und wo oft wohl zwanzig Menschen beisammen steckten, nichts weniger als gesund gewesen seyn könne, ist wohl leicht einzusehen. Die russische Regierung hat daher mit allem Rechte, seit Kamtschatka unter ihr steht, verordnet, daß die Einwohner sich nicht mehr solche Löcher erbauen, sondern Häuser über der Erde beziehen sollen, wenn sie ihre Sommerwohnungen verlassen.

Diese sind zwar von innen nicht viel besser und reinlicher beschaffen, als die Winterwohnungen, aber doch befinden sie sich über der Erde, und haben schon darum Vorzüge vor jenen unterirdischen Löchern. Ihre Bauart ist übrigens auch sonderbar genug, denn sie ruhen auf einer Anzahl Pfähle, die wohl 5 bis 6 Ellen hoch sind und sehen daher kleinen Thürmen nicht unähnlich. Zu dem Eingange derselben führt ein eben so elend zugehackter und mit einigen Einschnitten versehener Baumstamm, wie er bei den Winterwohnungen gebraucht wird. Man muß sich daher gar sehr in Acht nehmen, wenn man in eine solche Sommerhütte hinan oder herab steigt, daß man nicht von der elenden Treppe herabpurzelt.

Franz. Wie kömmt es aber, daß die Kamtschadalen ihre Wohnungen auf Pfähle und so hoch bauen, treten denn ihre Flüsse oft aus?

Walther. Nein, lieber Franz, das ist nicht die Ursache, sondern, so wie sie für den Winter sich tief in der Erde Wohnungen anlegten, um vor Schnee, Kälte und Frost, sich mehr zu schützen, so bauen sie ihre Pfahlwohnungen, die sie im Sommer beziehen, aus guten Gründen so hoch. Ihre Hauptnahrung fürs ganze Jahr sind nämlich Fische, welche ihre Gewässer und Seen ihnen reichlich geben. Wollen sie nun diese vor der Fäulnis bewahren, so ist es nöthig, daß sie sie im Freien recht trocknen lassen,

Digitized by Google

sen, und dazu dient ihnen der freie Platz unter ihren auf Pfählen stehenden Wohnungen. Hier haben sie die Fische aufgehängt; diese werden vom Winde und der Luft recht getrocknet, und sind doch auch zugleich durch das, auf den Pfählen ruhende, Haus vor Regen gesichert, der ebenfalls ihre Fäulnis befördern würde. Nun könnten die Kamtschadalen zwar diese Absicht erreichen, wenn die Pfähle auch weniger hoch wären; allein diese Höhe ist darum nöthig, weil sonst die Hunde, welche sich die Kamtschadalen halten, und deren sie sich, wie Ihr wißt, zum Fahren bedienen, den Fischen fleisig zusprechen und den Vorrath bald aufzehren würden.

Gustav. Nun das ist doch gut ausgesonnen.

Walther. Allerdings, und es beweißt, daß auch der roheste Mensch aus der Erfahrung und den Verhältnissen, in denen er lebt, sich gewisse Regeln für sein Verhalten, und für sein ganzes Thun und Lassen bildet. Uebrigens giebt es mehrere Völker, die für Winter und Sommer ihre besondere Wohnungen haben. Zu diesen gehören z. B. auch die Ostiaken, die in ihrem kalten Lande im Winter oft in Eishöhlen sich aufhalten.

Besondere Winterwohnungen bauen sich auch die Grönländer, die, wie Euch bekannt ist, sich ebenfalls nicht über zu viele Hitze zu beschweren haben, die vielmehr den größten Theil des Jahres hindurch nicht nur ihre Berge mit Schnee bedeckt, sondern auch

auch auf dem nahen Meere große Massen von Eis erblicken, welche wohl viele hundert Ellen hoch, dabei ausserordentlich breit sind, auch oft viele Jahre lang stehen, und nicht aufthauen. Man nennt sie daher Eisberge. Die Kälte ist dort so durchdringend und schneidend scharf, daß oft in der eingeheitzten Stube die stärksten und feurigsten Getränke, welche sonst der Käite trotzen, frieren. Ja man hat Beispiele, daß während dem Theetrinken die kaum ausgeleerte Tasse wieder an den Tisch fest fror, und es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß die Betten an die Bettstelle anfrieren, und das Oberbette, da, wo der Odem des Schlafenden dasselbe berührt, mit einer Eisrinde überzogen ist. Sogar über den Schornsteinen setzt sich gewöhnlich eine kleine Decke von Reif und Eis an, und Thüren und Wände sind mit einer dünnen Eisrinde bedeckt.

Eduard. Graben sich denn die Grönländer im Winter auch in die Erde ein, wie die Kamtschadalen?

Walther. Nein, ihre Häuser sind über der Erde, aber freilich immer eben so finster, als die kamtschadalischen Winterwohnungen. Ich will Euch dieselbe näher schildern. Die grönländischen Winterhäuser haben steinerne Mauern, etwa 2—3 Ellen hoch. Durch Erde und Rasen verstopft man, so gut als möglich, die Oeffnungen, die hier und

da in den schlecht genug über einander liegenden Steinen sich befinden. Das Dach ist platt, und bestehet aus Balken, die wieder mit Gras, Erde, Moos, und dergleichen bedeckt werden. So niedrig diese Häuser übrigens sind, indem man kaum aufrecht darinnen stehen kann, so lang und breit sind sie, und gewöhnlich wohnen in einem mehrere Familien. Statt der Thüre wird mitten im Hause ein niedriger langer Gang gelassen, durch diesen muß man, wenn man in die Stuben will, mehr kriechen, als gehen. Dies hält aber auch die Kälte sehr ab. Die innern Wände sind mit Fellen verschiedener Thiere behangen, denn auch dadurch sucht man sich vor der Kälte zu schützen. Ein solches langes Haus ist nun durch Pfosten, ungefähr wie unsre Pferdeställe, in mehrere Abtheilungen getheilt; ausgespannte Felle machen die Scheidewände, und innerhalb ieder Abtheilung wohnet eine Familie beisammen. Eine Pritsche von Bretern mit Fellen bedeckt, an der einen Wandseite, vertritt die Stelle der Bank, der Stühle und der Lagerstätte. In ieder Wohnung ist denn auch eine Feuerstätte. Oefen und Heerde haben die Grönländer nicht, eine Lampe vertritt die Stelle des Heerdfeuers, des Ofens, und zugleich auch des Tageslichts, denn durch ihre Fenster, welche nichts als kleine mit Seehundsdärmen überzogene Löcher sind, kann wenig Tageslicht

licht eindringen, auch sehen sie während eines gros sen Theils des Winters keine Sonne, sondern nur der Wiederschein des Schnees und Eises, und die Nordlichter geben etwas Helligkeit. Jene Lampen, die auf einem hölzernen Gestelle stehen, sind ausgehöhlte Steine. Statt des Dachts bedie: net man sich des trocknen, klein geriebenen Moo: ses, das sehr hell brennt, und Seehundsfett und Thran vertritt füglich die Stelle des Oels. Eine solche Lampe brennt sehr hell, und wärmt zugleich die Stube. Uiber derselben hängt der Kessel, in welchem alles gekocht wird, und über dem Kessel ist noch ein Gestelle von hölzernen Stäben, wos hin nasse Kleidungsstücke, Stiefeln, und dergleis chen zum Trocknen gelegt werden. — Jede Fami: lie unterhält nun Tag und Nacht, eine auch zwei solche Lampen, und diese verbreiten durch das gan: ze Haus eine recht angenehme und gleiche Wärme, ohne daß es so heiß wird, wie zuweilen in uns sern Stuben, wenn zuviel auf einmal in den Ofen gelegt wird. —

In diesen Hütten bleiben die Grönländer, bis das bessere Wetter eintritt, denn, wenn es thaut, fällt ohnehin die Hütte, wenigstens das Dach, ges wöhnlich zusammen, und muß für den bevorstehens den Winter wieder ausgebessert werden. Eine Ar: beit, welche in Grönland die Mädchen und Weiber verrichten müssen.

Das

Digitized by Google

Das ist doch in der That viel verlangt, sagte Agneſe, und hätte ich auch nicht während der ganzen Erzählung schon mich gefreut, ein teutsches Mädchen zu seyn, so würde ich schon dieses Umstandes wegen nicht mit einer Grönländerinn tauschen.

Walther. Ländlich, sittlich, liebe Agneſe. In Grönland wüßten Sie es nicht beſſer, und trügen ebenfalls Steine herzu und mauerten die Hütte mit zusammen —

Während dieſer Zeit also, wo die etwas wärmere Witterung aus den Hütten herauslockt, wohnt man in Zelten. Dieſe beſtehen aus einem Geſtelle von einer Anzahl Stangen, welche oben in eine Spitze zusammenlaufen. Man behängt dieſe Stangen mit Fellen, und verſtopft den unterſten Rand des Zeltes mit Moos und Steinen, damit der Wind das Zelt nicht fortführe. Da, wo der Eingang iſt, wird ein Vorhang von Seehundsdärmen angebracht, den man aufheben und niederlaſſen kann. Dieſer vertritt also die Stelle der Thüre, hält die zuweilen doch ſehr kalte Luft ab, und läßt, da er ſehr dünne iſt, auch allenfalls ſo viel Licht durch, als man braucht, um nothdürftig ſehen zu können. Das Kochen geſchieht unter freiem Himmel. In einem Winkel des Zeltes, vor dem eine beſondere Decke als Vorhang angebracht iſt, ſteht das Hausgeräthe, und an dem Vorhange haben die grönländiſchen Damen ihre Spiegel, ihre Bänder und überhaupt ihren Schmuck

hän-

hängen. Niedrige Gestelle von Bretern, mit Fellen bedeckt, machen auch hier die Lagerstätte aus. In einem Zelte wohnt übrigens nur eine Familie; man steckt also da nicht so enge beisammen, als es im Winter gewöhnlich ist, bei dessen Eintritt man alsdenn wieder die Hütten bezieht, die ich Euch eben beschrieben habe. —

Die Kinder dankten Herrn Walther für diese Erzählung von den Winterwohnungen der Kamtschadalen und Grönländer, und Gustav fragte Eduarden: Nun, Brüderchen, wie meinst Du? wollen wir lieber unsern Winter geduldig ertragen, oder nach Rusland, Kamtschatka, und Grönland wandern? —

Ich bleibe hier, ich bleibe hier, rief Eduard ganz munter aus; komm, Agnese, spiel mir das Winterliedchen: Der Winter ist ein braver Mann — Ich will ihn auch gewis künftig nicht mehr so verachten und hassen.

Ich lobte Eduards Entschlus, Agnese spielte und die Kinder sangen das Winterlied, und noch manches andre Liedchen. So brachten wir den übrigen Abend vollends recht vergnügt und munter zu, und Eduard gestand: Ein langer Winterabend, so genossen, sey doch auch etwas werth, und verdiene schon, daß man allenfalls bei einem Winterspaziergange ein wenig friere.

Herr

Herr Steinau brachte den Tag darauf ein paar Reisebeschreibungen mit, aus denen ich für meine Leser und Leserinnen eine kamtschadalische und eine grönländische Wohnung habe abzeichnen, und in Kupfer stechen lassen, damit sie sich einen desto deutlichern Begrif davon machen können. Die beiden Figuren, die in der kamtschadalischen Hütte beim Heerde stehen, sind Götzen, welche die Kamtschadalen ehedem, als sie noch Heiden waren, verehrten. Jetzt ist der gröste Theil dieser Nation durch die Russen mit dem Christenthume bekannt geworden.

Frühling und Sommer reitzen uns zum Genus der freien Natur, und gewähren uns so manches Vergnügen, manche Erhohlung. Herbst und Winter halten uns zum Theil in unsern Wohnungen gleichsam gefangen, befördern aber auch unter Freunden und Bekannten so manche gesellschaftliche Freuden und Spiele zur Aufheiterung in den kurzen oft nebslichten und rauhen Herbst- und Wintertagen, und ihren langen Abenden. Unter diese letztern Vergnügungen gehört denn vorzüglich auch der Tanz, welcher freilich als eine Bewegung des Körpers sich besser für die kältere, als für die wärmere Jahreszeit schickt.

Auch ich lasse meine Kinder im Tanzen unterrichten, und es ist gewöhnlich, daß, während des Winters, zuweilen bei uns ein Tänzchen veranstaltet wird, dem meine Familie, die Gespielen derselben, und meine Freunde beiwohnen. Auch erlaube ich es meinen Kindern gern, unter meiner oder Herrn Walthers Aufsicht, an den Tänzen Antheil zu nehmen, welche von den Aeltern ihrer Gespielen veranstaltet werden.

Ich

Ich weis zwar recht wohl, daß es viele Aeltern giebt, welche den Genus dieses gesellschaftlichen Vergnügens ihren Kindern durchaus versagen, und diese ohne Unterricht in der Tanzkunst aufwachsen lassen, aus Furcht, ihre Söhne und Töchter möchten zuviel Neigung für das Tanzen bekommen und nicht nur Zeit und Geld, sondern wohl gar ihre Gesundheit, diesem Vergnügen aufopfern.

Die Frage: Ob diese Aeltern wohl recht daran thun? kann ich, nach meiner Erfahrung, nicht geradezu mit: Nein, beantworten. Ihre Besorgnisse sind in der That nicht ganz ungegründet. Ich habe junge Leute beiderlei Geschlechts gekannt, und kenne deren noch, von denen man nicht sowohl sagen kann; daß sie gern tanzen, sondern von denen man vielmehr sagen muß, daß sie unvernünftig tanzen. Sie sind nämlich für dieses Vergnügen so eingenommen, hängen ihm so leidenschaftlich nach, daß sie alles übrige darüber vergessen und vernachlässigen. Selbst ihrer Gesundheit, auf welche das Tanzen so grosen Einfluß hat, schonen sie dabei so wenig, gehen so unverantwortlich mit derselben um, daß ich mich oft frage: Wie können Menschen, die in andern Dingen Vernunft und Uiberlegung zeigen, in diesem Punkte allein so unüberlegt, so unvernünftig handeln? wie können sie ein Vergnügen als Geschäft be-

treiben, und zwar als das wichtigste Geschäft? und wie können sie dabei eine so auserordentliche Unachtsamkeit sich zu Schulden kommen lassen, daß sie ihre körperlichen Kräfte verzehren, ihre Gesundheit untergraben, sich anhaltende Kränklichkeit, oder wohl gar einen frühen Tod bereiten?

Indes hat der Misbrauch, den man zuweilen mit dem Tanze treibt, mich noch nicht dahin vermögen können, meinen Kindern ganz dieses Vergnügen zu versagen, da es nicht zu läugnen ist, daß die Tanzkunst auch so manchen Vortheil für die Ausbildung unsers Körpers gewähren, unsre Gesundheit sogar stärken, und sehr oft ein Mittel zur Aufheiterung unsers Geistes werden kann.

Ihr werdet es mir bei alle dem wohl zutrauen, daß ich mit der größten Sorgfalt darüber wache, daß meine Kinder nicht leidenschaftliche Tänzer werden, und zugleich durch Vorsichtigkeit alle die Uibel vermeiden mögen, zu denen der Tanz Gelegenheit geben kann.

Neulich brachte Herr Steinau ein Tanzliedchen mit, welches ich Euch schon am Schlusse des 8ten Bändchens mitgetheilt habe, und die Gelegenheit dazu war der Tod eines Mädchens von vierzehn Jahren, welches meine Kinder sehr gut gekannt hatten. Durch mehrere Unvorsichtigkeiten beim Tanzen hatte sie sich eine Krankheit zugezogen, an welcher sie sterben mußte. Herr Steinau such-

suchte daher in seinem Tanzliedchen, die Mutter zu warnen.

Jetzt, da die langen Abende wiederkehren, wird denn wohl auch zuweilen vom Tanzen gesprochen, und Herr Werner, der immer noch ein Tänzchen mitmacht, fragte bei einem seiner letzten Besuche, ob wir nicht bald einmal einen kleinen Ball geben würden? — Die Kinder liessen deutlich genug merken, daß dies Ihr Wunsch sey, und drangen in mich und meine Frau, doch bald ein gemeinschaftliches Tänzchen zu veranstalten. Ich zuckte die Achseln, erinnerte sie an den Todesfall jenes Mädchens, und gab zu verstehen, daß mich derselbe ein wenig ängstlich gemacht habe. Dies wurde denn Veranlassung zu folgendem Gespräche.

Werner. Aber, lieber Freund, wollten Sie denn Ihren Kindern ein so angenehmes, und gewis auch nützliches, Vergnügen darum versagen, weil aus dem Misbrauche Gefahr für Gesundheit und Leben zu fürchten ist? o dann müßten wir ja eine Menge Dinge unterlassen, und fast Alles uns versagen: weil ja beinahe keine Sache ist, die nicht gemisbraucht werden, und gewisse schädliche Folgen haben könnte. Thun Sie also das nicht, sondern benzen Sie nur den möglichen üblen Folgen durch Belehrung und Aufsicht bei Ihren Kindern vor, so werden diese vor Schaden sicher seyn und den Nutzen

gepressen, den das Tanzen hat, und den Sie doch gewis selbst zugestehen werden.

Ich. Ich läugne gar nicht, daß nach meiner Ueberzeugung, der Tanz dem Körper auf die beste Art die Bewegung verschaffe, welche ihm zur Erhaltung seiner Gesundheit nöthig ist. Spatzierengehen z. B. setzt zwar die Füsse in viele Bewegung, aber der übrige Körper bleibt dabei unthätig. Beim Spatzierenfahren wird die ganze Maschine des Körpers durch Stösse erschüttert, aber einzelne Theile ruhen ganz. Beim Schaukeln ist die Bewegung zu sanft, so daß dadurch der Umlauf des Bluts nicht sehr befördert werden kann. Beim Tanzen aber nimmt jedes Glied an der Bewegung Theil; der Umlauf der Säfte, selbst in den kleinsten Gefässen des Körpers, wird vermehrt, das Blut vermischt, die Bewegung befördert, und die Gelenkheit und Biegsamkeit der Glieder geübt. Dies alles kann freilich nichts anders als wohlthätig und nützlich für den Körper seyn. Da nun unsre Geisteskräfte mit der Gesundheit und dem Wohlbefinden des Körpers so genau verbunden sind, so muß der Tanz auch auf den Geist manchen wohlthätigen Einfluß haben.

Werner. Auch kann das Tanzen dazu beitragen, dem Körper eine proportionirte Gestalt zu geben, kann überhaupt das Aeusere des Menschen ausbilden, und dadurch seine Gesundheit erhalten und be-

befördern. Es kömmt so sehr viel darauf an, wie wir unsern Körper tragen, wie wir gewöhnlich gehen, sitzen und stehen. Wie entstellt es nicht z. B. den Menschen, und wie schädlich kann es zugleich werden, wenn er immer mit einem krummen Rücken einhergeht, oder beim Stehen immer auf eine Seite sich neigt, oder beim Sitzen, besonders beim Schreiben und Lesen, beim Nähen und andern Arbeiten, mit eingebogener Brust sitzt! Durch dergleichen Gewohnheiten kann zugleich schon in der frühsten Jugend leicht der Grund zu Verrenkungen und Verwachsungen des Körpers gelegt werden, die dem Menschen in der Folge Kränklichkeit, und wohl gar einen frühen Tod zuziehen. So würde gewis mancher Gelehrte länger gelebt haben, wenn er von Jugend auf gewöhnt worden wäre, bei dem nöthigen vielen Sitzen, eine gerade, gesunde, dem Körper angemessene Stellung anzunehmen, nicht beständig sich auf eine Seite zu neigen, die Brust nicht zusammenzupressen, oder an den Schreibetisch anzudrücken. Diesem Fehler und so manchem andern kann das Tanzen vor, wenn nämlich der Lehrmeister seine Kunst nicht blos darinne zu beweisen sucht, daß er seine Lehrlinge rechte Sprünge machen lehrt, sondern wenn er vielmehr, wie es immer seyn sollte, darauf besonders siehet, daß sie den Körper gut tragen, und alle mögliche Bewegungen und Stellungen mit Leichtigkeit und so machen lernen, wie

es

es dem Baue des Körpers angemessen, und also gesund ist.

Walther Darinne gebe ich Ihnen vollkommen recht, Herr Werner. Von dieser Seite kann und muß das Tanzen, wenn man es in der Jugend zu lernen anfängt, einen grosen Nutzen für die gehörige Ausbildung des Körpers haben. Man kann es auch beinahe Jedem bald ansehen, ob er tanzen gelernt habe, oder nicht, je nachdem er in der Bewegung seines Körpers eine gewisse Leichtigkeit und Behendigkeit hat, oder dabei Plumpheit und Steifheit zeigt, leicht und ungezwungen einhergeht und seinen Körper mit einem gewissen Anstande trägt, oder ihn mit sich fortschleppt, zu eingebückt oder zu aufrecht geht. Lauter Dinge, auf welche gewis bei der Gesundheit des Körpers viel ankömmt.

Ich. Die Betrachtung dieser Vortheile ist es freilich, die mich bewogen hat, auch meinen Kindern Unterricht im Tanzen geben zu lassen, und gern will ich ihnen, auser den Vortheilen, die wir eben jetzt erwähnt haben, auch das Vergnügen gönnen, welches das Tanzen mit sich führt, wenn ich nur überzeugt seyn könnte, daß sie immer vernünftig tanzen würden.

O, das werden wir gewis, lieber Vater! riefen die Kinder alle, gewis, gewis.

Ich. Versprochen ist es bald, Kinder, aber Gelegenheit, Gesellschaft und Beispiel machen nur

auch

auch gar zu leicht oft die besten Vorsätze zu nichte. Eure Aeltern und Freunde haben Euch freilich genug vor den Fehlern gewarnt, die beim Tanze häufig begangen werden. Prägt Euch also diese Warnungen recht ein, erinnert Euch daran, so oft Ihr dieses Vergnügen geniessen wollt, und bewahrt Euch dadurch vor dem schrecklichen Schicksale, Eure Gesundheit durch den Genus eines Vergnügens untergraben, vielleicht Euer Leben in einem Tanze aufgeopfert zu haben. Es mag ja wohl fürchterlich seyn, wenn man sich auf dem Todenbette vorwerfen muß, du selbst bist durch Unvernunft und Unmäßigkeit dein Mörder geworden. Denkt fleissig daran, und befolgt den treuen Rath Eurer Aeltern. Liesset Ihr Euch nicht warnen, sondern handeltet leichtsinnig und zöget Euch dadurch über lang oder kurz Schaden zu, so würdet Ihr ja, als Gewarnte, doppelt strafbar seyn, und Euch doppelte Vorwürfe machen müssen —

O, wir wollen gewis stets an diese Warnungen denken — sagte Gustav; auch die übrigen Kinder versprachen es, und klammerten sich an mich an, versicherten aber auch zugleich, daß, wenn ich es für gut befände, sie von nun an dem Vergnügen des Tanzes entsagen wollten.

Ich. Das braucht Ihr nicht, Kinder. Nur haltet fest an der Beobachtung der Regeln, die ich

ich Euch deshalb immer gab, und die ich jetzt noch einmal wiederholen will.

Fürs erste also mache aus diesem Vergnügen nicht ein Geschäft. — Erhohlung nach Geschäften, Aufheiterung in den langen Abenden, ein angenehmer, dem Körper gesunder, Zeitvertreib soll das Tanzen für Euch seyn, aber durchaus nicht Geschäft. Es giebt junge Leute, welche während der gewöhnlichen Tanzzeit, das heißt, von Michael bis Ostern, die Tanzmusik, und die Bücher mit Zeichnungen der Tanzfiguren, immerwährend in der Tasche mit sich herumtragen. Für Tanzmeister, welche sich ein für allemal diesem Geschäfte gewidmet haben, paßt dies allenfalls wohl; aber junge Leute, die andre Geschäfte entweder haben, oder zu denselben sich geschickt machen sollen, entehrt es, wenn ihr Verstand mit nichts, als mit diesem Vergnügen, beschäftiget zu seyn scheint. So mancher Jüngling, der ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft geworden seyn würde, wenn er seine Fähigkeiten und Anlagen ausgebildet hätte, versäumte die Stunden des ernsthaftern Unterrichts und der Selbstbildung, gieng dem Tanze nach, und bereuete dann zu spät diese Verwechselung des Angenehmen mit dem Nützlichen. So manches junge Mädchen trällerte den ganzen Tag sich Tanzmelodieen vor, lebte und webte in englischen Tänzen und Walzern, fand nirgends Unterhaltung als beim Tanz, und wurde lei-

den=

leidenschaftliche Tänzerinn. Blies denn auch ihre Gesundheit unverdorben, wiewohl auch diese bey Uibermaas leiden muß, so ekelten sie doch die stillen häuslichen Beschäftigungen an, welche auf ihre weibliche Ausbildung sich bezogen.

Elise. Da darf ich mich nur an Werners Malchen erinnern. Die spricht doch auch, wenigstens den Winter hindurch, von gar nichts, als vom Tanzen. Kömmt man zu ihr, so kann sie entweder nicht aufhören, von dem Balle zu schwatzen, auf dem sie zuletzt gewesen ist, oder sich auf einen andern Ball zu freuen, der wieder bevorsteht. Das Ausbessern, das Waschen und Reinigen der Kleider, die durch den Tanz gelitten haben, und das Vorbereiten des Putzes zu einem neuen Balle, sind ihre einzigen Beschäftigungen. Sie spielt hübsch Klavier, aber nie etwas anders, als Tänze, und wird sie wohin zum Besuch gebeten, und es wird nicht ein Tanz gemacht, so klagt sie unaufhörlich über Langeweile, indes wir andern durch Gespräche oder Spiele uns recht angenehm unterhalten.

Ich. Lernet hieraus die Regel, daß man das Tanzen nicht als Geschäft betreiben, also nicht zu oft tanzen müsse, weil man sich sonst dadurch zu ernsthafteren nöthigen Beschäftigungen nicht nur Zeit, sondern auch Lust raubt. Man will dann, daß alles sich so leicht verrichten und eben so viel

Ver-

Vergnügen machen soll, als ein Tanz, das ist aber freilich nicht möglich, und dadurch bekömmt man Ueberdruß und Ekel vor ernsthaftern Beschäftigungen, läßt sie liegen, läuft von neuem dem Vergnügen nach, und macht sich endlich aus diesem ein Geschäft, dem man alle seine Zeit widmet. Nun denkt Euch aber selbst, wie sehr der Mensch vor sich erröthen mag, der sich, wenn er einmal ernstlich über sich nachdenkt, vorwerfen muß, ich habe meine Zeit vertanzt. —

Nein, Kinder, so wie iedes andre Vergnügen, so muß auch der Tanz nur als Erhohlung von Geschäften und Arbeiten angesehen, und als solche genossen werden. Tanzt also nicht zu oft, genießt dieses Vergnügen nur zuweilen in der kältern Jahreszeit, etwa wöchentlich eins, oder höchstens zweimal, dann wird es zu dieser Zeit, wo man ohnehin mehr in der Stube sitzen muß, Euch nützlich seyn.

Tanzt denn, zweitens, nicht unmäßig, das heißt, nicht zu lange. Es muß, statt den Körper zu stärken, ihn erschüttern, und ihm, statt zu nützen, schaden, wenn man von Nachmittags vier, bis des Nachts um zwölf, ja wohl bis den andern Morgen früh um vier, fünf Uhr auf dem Tanzsaale sich herumtummelt. Seyd ia nie so unbesonnen; sondern so wie ich Euch bis iezt gewöhnet

has

habe, mit vier bis fünf, in abwechselnden Tänzen zugebrachten, Stunden, zufrieden zu seyn, so beobachtet dies auch in Zukunft, und seyd nie die letzten auf dem Tanzplatze. Dann werdet Ihr den folgenden Tag frei seyn von allen den Beschwerden, an welchen unmäßige Tänzer und Tänzerinnen nur gar zu sehr leiden.

Werner. Aber auch in ein paar Stunden würdet Ihr Euch schaden, wenn Ihr während derselben lauter erschütternde angreifende Tänze tanzen und nicht mit langsamern und geschwindern von Zeit zu Zeit abwechseln wolltet. Man muß es beklagen, aber man darf sich nicht wundern, wenn man so viele junge Leute kränkeln, und dahin sterben sieht. Man darf ja nur unsre ietzigen Modetänze kennen, um sich die Möglichkeit zu erklären. Da wird ja nicht so wohl getanzt, worunter ich eine mäßige Bewegung des Körpers verstehe, sondern es wird geraset. Stundenlang iagt man sich im Tanzsaale auf und ab, mit einer Geschwindigkeit und Anstrengung, die ein neuer Schriftsteller ganz richtig mit einer wilden Jagd vergleicht. Einen unbefangenen Zuschauer muß eine Tanzgesellschaft, die durch solche Tänze sich unterhält, nicht anders vorkommen, als wäre sie von irgend einem Uebel befallen, das sie nöthige, so lange hin und her zu laufen, bis Eines nach dem Andern keichend, mit hochrothem Gesicht, und mit einem von Schweis triefenden

den Körper, ermattet hinsinkt. Dieß ist besonders so oft die Folge des unsinnigen Walzens, das man gewöhnlich so lange fortsetzt, bis man die taumelnde und schwindliche Bewegung, die es im Gehirne verursacht, nicht mehr aushalten kann. In der That, wahrer Unsinn! In der Schweiz wurde daher vor einigen Jahren das Walzen als ein äuserst ungesunder Tanz verboten. Bei uns sahe ich leider! oft genug selbst Kinder walzen, und erwachsene Personen ihnen Beifall zuklatschen, sahe wohl gar, daß Aeltern sich freuten, wenn ihren Söhnchen und Töchterchen Beifallsbezeugungen über diesen unsinnigen, schädlichen, Tanz zu Theil wurden.

Ich. Davor habe ich meine Kinder von jeher in Acht genommen, unser Tanzmeister weis darüber meine Grundsätze, und Sie wissen, daß ich oder Herr Walther allezeit zugegen sind, wenn getanzt wird, um dergleichen Albernheiten vorzubeugen.

Agnese. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß Herr Walther mich einmal gar nicht mit tanzen liess, als ein englischer Tanz so geschwind angefangen wurde, daß ich selbst erschrak. Er entschuldigte mich bei dem Tänzer, der mich aufziehen wollte, und erlaubte mir blos langsamere Tänze mitzumachen.

Ich. Und dadurch hat er sich als Deinen Freund bewiesen. Sey nun iezt und von nun an immer selbst dieser Freund, und denke an das kostbarste Gut,

an

an die Gesundheit, die oft durch einen einzigen Tanz verschwendet wird.

Walther. Ich habe erst heute die Warnung eines Arztes vor den schädlichen Folgen des unmäßigen Tanzes gelesen, und will Euch Einiges davon wieder mittheilen, wenn Ihr es der Mühe werth haltet.

Recht gern! recht gern! erscholl es von allen Seiten, und Gustav setzte hinzu: Herr Walther habe ihnen ia schon oft gesagt, daß man die Gefahr am besten zu vermeiden wisse, wenn man von ihr unterrichtet sey; Er möge also immer ihnen recht viel von der Gefahr des Tanzens sagen, dadurch würden Sie desto vorsichtiger gemacht werden.

Walther. Uebermäßiges Tanzen, urtheilte jener Arzt, schadet fürs erste den Füssen, welche durch die, dem englischen Wettrennen ähnlichen, Tänze, ausserordentlich angestrengt werden. Die Fusblätter schwellen von den gewöhnlichen engen Schuhen an, die Muskeln werden gespannt, und bei Frauenzimmern, welche hohe spitzige Absätze tragen, fällt das ganze Gewicht des Körpers auf die Spitze der Fußzehen. Dies verursacht Leichdornen oder Hühneraugen, und verkrüppelt allmählig die Knochen und Gelenke der Füsse, dieser uns so nöthigen Glieder. — Eben so schädlich ist eines übermäßige Tanzen für Brust und Unterleib. Es wird Gelegen-

heit,

heit, daß man schwer und mit Schmerz Athem holet, es ermattet den Rücken, die Lenden und Schenkel, und giebt dem Körper ein unangenehmes Uebelbefinden, das man gewöhnlich Zerschlagenheit nennt. Der Unterleib leidet durch die zu heftigen Erschütterungen, die Verdauung wird gehindert, und die Folgen davon sind eine Menge Krankheiten. Auch die feinern Gefäse der Brust werden leicht verstopft, und dies hat öftere Anfälle von Husten zur Folge, die endlich nicht selten in Lungensucht ausarten. Eben so leicht leiden Kopf und Hals, und Zahnschmerzen, Nasenbluten und Schwindel gehören auch gewöhnlich unter den Lohn, welchen unmäsige, leidenschaftliche Tänzer und Tänzerinnen sich erwerben.

Agnese. O! da wird Einem ganz angst und bange, wenn man hört, was für üble Folgen der Tanz haben kann. Fast möchte man da sich's vornehmen, nie wieder zu tanzen.

Walther. Sie haben doch wohl gehört, Agnese, daß diese Uebel nicht Folgen des Tanzens überhaupt waren, sondern nur Folgen des Uebermaases, des allzuöftern und allzugeschwinden Tanzens und des zu vielen Tanzens auf einmal, wovon nachher die Rede war. Tänzer und Tänzerinnen, die ihre Vernunft brauchen, werden also leicht sich vor allen diesen üblen Folgen hüten, und des Tanzes selbst als

Mit-

Mittel zu Erhaltung der Gesundheit sich bedienen können, wozu ihn auch selbst jener Arzt empfahl.

Werner. Eben so üble Folgen, als Sie da vom unmäßigen Tanzen geschildert haben, hat auch das Verhalten beim Tanzen, in Ansehung gewisser Getränke, der Kleidung und der Luft. Und da Ihr heute auf alles, was beim Tanzen schaden kann, aufmerksam gemacht worden seyd, so will ich Euch auch darüber noch ein paar Regeln geben.

Fürs Erste also hütet Euch vor dem unvorsichtigen Trinken, sowohl kalter als heisser Getränke. Durch beide könnt Ihr den Grund zu Krankheiten und zum Tode legen. Die heftige Bewegung während des Tanzes macht die Lunge, den Hals, Mund und Schlund trocken und rauh, natürlich entsteht daraus Durst. Nun hüten sich zwar Tänzer und Tänzerinnen, wenn sie halbweg vernünftig handeln, vor kaltem Getränke, weil sie glauben, daß dies schädlich sey, aber den Genus warmer heisser Getränke erlauben sie sich ungescheut. Und was ist die Folge? Die Ausdünstung wird noch mehr befördert und verwandelt sich in Schweis, indes man immer wieder tanzt und springt. Die Erhitzung vermehrt sich, man trinkt immer mehr, zum Theil wohl Getränke mit scharfen Dingen, wie Punsch, und leicht entstehen dadurch Verstopfungen in der Lunge, Austrocknung und dergleichen. Noch leichter zieht man sich

sich solche schädliche Stockungen durch kalte Getränke zu, indem diese die Ausdünstungen hemmen. Oft veranlaßt daher der Genus kalter Getränke, Husten, Blutspeien, Ohnmachten und wohl gar Schlagfluß und schleunigen Tod. Daraus folgt also?

Gustav. Freilich so viel, daß man mäßig tanzen und sich ganz wieder abkühlen soll, ehe man trinkt.

Nur muß man, fuhr Herr Werner fort, nicht so unsinnig seyn, und dieses Abkühlen etwa durch Zugluft oder bei aufgemachtem Fenster durch die kühle Abend- und Nachtluft sich verschaffen wollen. Schon mancher büßte diese Unvorsichtigkeit mit schnellem Tode, und viele büssen sie mit Krankheiten auf ihre ganze Lebenszeit. Ausruhen, Stillsitzen oder mäßiges Hin- und Hergehen, das ist die beste Art des Abkühlens. —

Eine andere eben so wichtige Regel ist die, daß man nicht nur in leichter Kleidung zum Tanze und gut verwahrt vom Tanzegehe, sondern auch, daß man nicht zu schnell abbreche, und zu geschwind vom Tanzsaale hinweg in die Luft, nach Hause, und ins Bette eile. Es ist vielmehr höchst nöthig, daß man nach dem letzten Tanze erst noch eine Weile langsam hin und her gehe, dann in warmer Kleidung, zur Erkältung zu verhüten, sich nach Hause begebe, und auch hier noch eine Weile hin und her spatziere,

um

um so allmählig den Körper nach der heftigen Bewegung, die er gehabt hat, zu der Ruhe vorzubereiten, die er im Bette findet. Das sind nun die Gesetze, die ich mir in Rücksicht des Tanzens vorgeschrieben habe, und ich bin dabei, ob ich gleich, wie Ihr wißt, noch ietzt gern ein Tänzchen mitmache, doch alt geworden und gesund geblieben. Sollte denn auch einst mein höheres Alter vielleicht mit mancher Kränklichkeit verbunden seyn, so darf ich mir doch gewis nicht den schrecklichen Vorwurf machen, durch Übermaas und Unvorsichtigkeit im Genusse dieses Vergnügens den Grund dazu gelegt zu haben. Ein Glück, das ich Euch allen herzlich wünsche.

Walther. Nun, Kinder, so wie bisher Eurer Aeltern und meine Sorgfalt und Aufsicht Euch vor üblen Folgen bewahrt haben, die aus dem Tanzen entstehen, so werdet Ihr künftig selbst Euch davor bewahren, wenn Ihr das merkt und treu befolgt, was Ihr eben gehört habt, und wenn Ihr durch keine falschen Vorspiegelungen, oder durch das Beispiel andrer Unvorsichtigen Euch verführen laßt, diese Warnungen zu vernachlässigen. Ihr werdet dann ohne Gefahr das Vergnügen des Tanzes geniessen können, welches dem Menschen angebohren und natürlich zu seyn scheint.

Gustav. Natürlich? wie denn so? — Das Tanzen ist ja eine Kunst, und wird nach Regeln erlernt, wie jede andre Kunst und Wissenschaft.

Walther. Bei uns ist der Tanz allerdings eine Kunst; allein er war es nicht von jeher und ist es noch jetzt nicht überall. Indessen gründet sich doch auch die regelmäßigste Tanzkunst auf die natürliche Neigung des Menschen zum Tanz, die bei allen Völkern in allen Gegenden der Welt angetroffen wird, eben so wie die Neigung zum Gesang und zur Musik überhaupt. Der roheste Mensch drückt durch gewisse Töne seine Freude, seine Traurigkeit, seinen Haß und seine Liebe aus — und aus mehrern solchen Tönen entsteht eine Art Gesang, der seinen Empfindungen angemessen, und durch diese hervorgebracht ist. Daher erzählen alle Reisebeschreiber der neuern Zeiten, selbst die, welche Völker besuchten, die mit den Europäern noch gar keinen Umgang gehabt, von ihnen also noch gar nichts gelernt hatten, daß sie bei diesen Völkern gewisse Gesänge hörten. Freilich sind die Töne dieser Gesänge oft dem Ohre des Europäers sehr widerlich und fallen nicht so angenehm ins Gehör, wie etwa eine Arie von Mozart, oder Martini. Indessen befördern sie doch da, wo man sie singt, eben die Absicht, die unsre Lieder und Arien haben; sie erregen Heiterkeit und Freude, oder stimmen zur Traurigkeit. — Der Hang zum Gesang ist also allgemein.

Eben

Eben so ist es denn auch mit dem Tanze. Die Neigung dazu liegt tief im Menschen. Wenn der Mensch froh ist, so hüpft und springt er, ergreift seinen Nachbar, schwenkt sich mit demselben herum, und will, daß dieser auch an seiner Freude Theil nehmen soll. Wir sehen das sehr deutlich an Kindern. Ist diesen etwas besondres Angenehmes und Freudiges begegnet, sind sie recht heiter und munter, da springen sie, und schwenken sich, und beginnen nach ihrer Art einen Tanz. So liegt also auch diese Neigung im Menschen und wurde nur nach und nach immer mehr ausgebildet. Wenn z. B. anfangs, als die Menschen noch wenig Bedürfnisse kannten, und wo jeder Hausvater auf die Jagd, oder auf den Fischfang ausgieng, und für seine Familie Lebensmittel hohlte, der Vater Abends nach Hause kam und die erlegten Thiere, oder die gefangnen Fische mitbrachte, da sprangen Frau und Kinder um ihn herum und hüpften vor Freude, daß nun wieder für einen Tag, oder für ein paar Tage gesorgt war. Nach und nach kam irgend ein gescheuter Kopf auf den Einfall, es müsse doch wohl nicht übel aussehen, wenn alle mit einander zu gleicher Zeit so oder so sprängen, sich bewegten, im Kreise drehten, u. dergl. Man machte Versuche, das Ding gefiel, man gieng immer weiter, und so erfand man endlich regelmäßige Tänze, mit abgemessenen gleichförmigen Bewegungen, Schritten und Sprüngen. So denke

ich mir den Ursprung und die allmählige Ausbildung des Tanzes, zu dem die Neigung dem Menschen ganz natürlich ist, und den wir daher auch bei allen Völkern, bald in dieser, bald in jener Gestalt antreffen, selbst in Ländern, wo man ihn nicht vermuthen sollte.

Es scheint z. B. daß in den so heissen Gegenden von Afrika der Mensch unmöglich aufgelegt seyn könne, zu tanzen, und durch die damit verbundne Bewegung sich noch wärmer zu machen. Aber auch hier behauptet diese Neigung ihr Recht. Trotz des heissen Klima's tanzen die Bewohner von Afrika für ihr Leben gern, und ist es ja bei Tage zu warm, nun so verspart man es bis auf den Abend, und tanzt die Nacht hindurch bei Mondschein. So tanzen z. B. die Neger in Niederguinea fast täglich, und bei jeder Gelegenheit, ja selbst bei traurigen Vorfällen folgen sie diesem Hange zum Tanz. Der Neger tanzt, wenn ihm ein Sohn gebohren wird, und wenn die Aeltern ihm sterben; er tanzt bei Hochzeiten und bei Beerdigungen. Um dem Tanze noch mehr Leben zu geben, singen diese Neger zugleich dazu, und wissen durch ihre Bewegung den Sinn, der im Gesange liegt, recht deutlich auszudrücken. Schon ihr Tanz zeigt Freude oder Betrübniß an, und das dazu angestimmte Lied ist dem Ausdrucke des Tanzes vollkommen angemessen, munter entweder zur Freude auf, oder ist ein Klaglied.

Auch

Auch einzelne Personen suchen zuweilen durch Lieder und Tänze ihre Empfindungen zu bezeigen.

So sah einmal ein Europäer eine Negerinn den Tod ihres Mannes gleichsam betanzen, und dabei besingen. In ihrem Liede verglich sie sich und ihre Kinder mit einem Hause und ihren Mann mit dem Dache dieses Hauses. So wie nun, klagte sie, das Haus dem Winde und Wetter blos steht, wenn das Dach fehlt, so bin auch ich mit meinen Kindern nun aller Noth ausgesetzt. Den Sinn dieses Klagliedes wußte sie zugleich recht sehr deutlich durch ihre Bewegungen auszudrücken.

Einer andern Negerinn war durch Räuber ihr Sohn entführt und den Europäern als Sklave verkauft worden. Dies suchte sie denn, so bald sie es erfuhr, durch Gesang und Tanz andern recht anschaulich zu machen. Dabei stürzte sie wild aus ihrer Hütte, ergriff ihre Tochter bei der Hand und jammerte. Oft rufte sie ihren Sohn, verwünschte die Räuber und schimpfte auf die geizigen Europäer. Ihr Tanz und ihre Geberden waren dabei ein so sprechender Ausdruck des heftigsten Schmerzes, daß die anwesenden Europäer bis zu Thränen gerührt wurden und sich entfernen mußten.

Werner. In der Gegend von Afrika, welche Sierra Leone heißt, tanzt man ebenfalls sehr fleißig, besonders bei schönen Mondhellen Nächten, oft

oft bis nach Mitternacht. Auser der dabei gewöhnlichen Musik haben die Tänzer ein flaches Stück Holz in der Hand, mit dem sie, während des Tanzens, den Takt schlagen. Bei Begräbnissen werden drei Tage hinter einander Abends Tänze angestellt.

Auf der Goldküste in Afrika sind besonders Weiber und Mädchen so leidenschaftliche Tänzerinnen, daß sie gleich zu hüpfen und zu springen anfangen, wenn sich nur von weitem etwas hören läßt, was dem Tone eines Instruments ähnlich ist. Bei den nothwendigsten und beschwerlichsten Arbeiten fangen sie dann an zu tanzen. Fast alle Abende kommen die Einwohner iedes Orts auf einem freien Platze zusammen, und singen und tanzen ein paar Stunden. Ja manchmal geben die dortigen Könige Tanzfeste, wo acht Tage hinter einander nichts gearbeitet, und blos getanzt wird. Dahin sollten unsre Tanzlustigen gehen, das wäre doch noch ein Ball — denkt nur! ein Ball von acht Tagen! Freilich sind die Tänze dieser Neger sonderbar genug; sie stampfen fleisig mit den Füssen auf die Erde, schlagen einander Schnippchen mit den Fingern, und zischeln und flüstern sich allerlei ins Ohr. — Bei den Senegambischen Negern gehören auch Kniebeugungen zum Tanzen. Männer tanzen da mit bloßen Degen, die sie weidlich schwenken. — Von den Hottentotten erzählt ein neuer Reisender, daß sie ebenfalls gern tanzen. Sie fassen sich gewöhnlich

bei

bei der Hand und tanzen nach verschiedenen Richtungen im Kreise hin und her. Von Zeit zu Zeit lassen sie einander los, schlagen dabei den Takt, klatschen mit der Hand, und singen zu der Musik, die dabei gemacht wird. Manchmal tanzen alle Tänzer hinter einander her, hängen den Kopf, schlagen die Augen nieder, und geben sich, so viel möglich, ein recht trauriges Ansehen. Aber bald verwandelt sich diese scheinbare Traurigkeit in Fröhlichkeit und Ausgelassenheit. Dieser Uebergang soll, wenn ihn die Tänzer gut ausführen, für die Zuschauer sehr angenehm seyn, welches sich leicht denken läßt. Oft tanzt auch von einer Menge Tänzer Jeder für sich so gut oder schlecht als er kann, und man sucht einander den Rang abzulaufen.

O! erzählen Sie uns doch noch mehr von den Tänzen der verschiedenen Völker, riefen Elise und Agnese; auch die Knaben meinten, es sey ihnen dies unterhaltend, und ich fuhr denn fort: So wie es Tänze in Afrika giebt, so tanzt man auch in Asien bei den rohen Kamtschadalen, Ostiaken, Samoieden und ähnlichen Völkern. Diese pflegen in ihren Tänzen ihre Beschäftigungen, z. B. Jagd, Fischfang, Vogelstellerei nachzuahmen und taktmäßig auszudrücken.

Eben diese Neigung zum Tanzen zeigt sich sogar bei den rohesten Völkern in Amerika. Ihr werdet z. B. die nordamerikanischen Wilden als sehr rohe, grausame, kriegerische Menschen kennen?

Edu

Eduard. Ja wohl. Das sind ja die Uimmenschen, welche ihren Gefangnen die Haut vom Hinterkopfe abziehen, welches man Scalpiren nennt.

Ich. Eben diese wilde Menschen verläugnen auch im Tanze ihren Charakter nicht. Ihr Lieblingstanz ist der Kriegstanz, den ein Reisender, welcher ihn einst mit ansah, ungefähr so beschreibt: Alle Tänzer schlossen anfangs einen Kreis und machten verschiedene Stellungen, Bewegungen, Gebehrden und Mienen. Dann blieben nur die besten Tänzer stehen, die andern aber setzten sich nieder, sahen zu, und sangen. Nun fiengen Jene an zu fechten und zu streiten, zielten auf einander, und stellten sich, als wollten sie mit ihren Gewehren einander todtschlagen, legten ein Gewehr weg, nahmen ein andres, und droßten dann auch mit diesem einander fürchterlich, wie die ärgsten Feinde. Die Hauptkunst bestand darinne, daß kein Tänzer bei den schrecklichsten Drohungen und verstellten Hieben und Schlägen sich nur im geringsten rückte, oder ihnen auszuweichen Miene machte; that er das, so war er in den Augen seiner Landsleute ein furchtsamer Haase und durfte nicht mehr mit in Krieg ziehen, welches für ihn die größte Schande war. — Von der frühesten Jugend an gewöhnt man die Knaben an diesen Tanz und unterrichtet sie darinne, da es einem Manne zur Ehre gereicht, wenn er ihn fertig mithalten kann.

Ei-

Einen ähnlichen Tanz giebt es bei den wilden Neuseeländern, die, wie Euch bekannt ist, zum Theil noch Menschenfresser sind. Die Tänzer gebehrden sich dabei ganz abscheulich, drehen die Augen so, daß man nur das Weisse sieht, strecken die Zunge unglaublich weit heraus, und machen die fürchterlichsten Mienen und Grimassen. Zugleich schütteln sie ihre Wurfspiesse und hauen mit ihren Streitäxten in der Luft herum. Auch Musik machen sie zu diesen gräßlichen Tänzen, die zwar wild, aber doch nicht so unangenehm ist, als man sie von einem so rohen, grausamen Volke erwartet; den Takt halten die Tänzer so gut, daß sie allemal alle zu gleicher Zeit aufhören und wieder anfangen.

Eine Art von angenehmeren, gefälligeren Tänzen sahen Reisende auf der Insel Otahiti, und auf den benachbarten Inseln, wie denn auf allen diesen Inseln fleissig getanzt wird. Man führt hier ganze Vorstellungen durch Tänze auf. So stellten z. B. die Tänzer zwei Partheien vor, die auch durch Kleidung unterschieden waren; eine gieng nämlich braun, die andre weiß. Einer unter der braunen Parthei war der Herr, die andern machten die Bedienten. Die weisse Parthei spielte die Rolle der Diebe. Ehe der Tanz begann, gab der braune Herr seinen Leuten einen Korb mit Fleisch in Verwahrung, und diesen suchten nun die Weissen durch allerhand Kunststücke während des Tanzes wegzubrin-

bringen. Allein es gelang ihnen nicht so leicht. Doch nach einiger Zeit setzten sich die Braunen wieder und schliefen ein. Das war denn natürlich für die Diebe die schönste Gelegenheit, ihren Streich auszuführen. Leise tanzend schlichen sie also hin, hoben die Schlafenden, die auf dem Korbe lagen, sachte weg, und hüpften tanzend mit ihrer Beute davon. Bald wachten die Schläfer auf, vermißten ihren Korb, nahmen aber den Verlust nicht sehr zu Herzen, sondern tanzten vom neuen wieder fort. — Es findet sich also auch bei den Völkern, die wenig oder gar nichts von andern Künsten wissen, der Tanz.

Werner. So erinnere ich mich erst neulich gelesen zu haben, daß auch auf der kleinen Insel Ischia, die neben dem Meerbusen von Neapel liegt, der Tanz sehr gewöhnlich ist. Und eben die Einwohner dieser Insel, die Ischiesen, sind ein ganz kleines unschuldiges Völkchen, das von Künsten und von Reichthum, Pracht und Staat sonst gar nichts weis. Der König von Neapel besucht sie jährlich einmal, und beschenkt sie. In ihren steilen Gebirgen giebt es nur Esel und Ziegen, Wirthshäuser hat man nicht, aber jeder Hausvater bewirthet gern jeden Fremden. Fast alle Einwohner sind Winzer und haben Weinberge. Ihre Häuser sind klein, haben platte Dächer; man versammlet sich, da das Klima sehr angenehm ist, meist im Hofe, wo ein Dach von Weinreben vor der Sonne schützt,

unter welchem auch gespeißt wird. Kaum ist das Abendbrod genossen, so räumt man die Tische weg, und der Hof wird ein Tanzsaal. Tanzen geht diesen einfachen zufriednen Menschen über alles. Ein Mädchen sagte zu einem Reisenden von einer ihrer Verwandtinnen, „sie ist häslich, denn sie kann nicht spielen und nicht tanzen.“ Selbst die Feste ihrer Heiligen werden nicht ohne Tanz begangen.

Walther. So stimmen denn alle Reisebeschreiber darinn überein, daß der Tanz ein allgemeines Vergnügen der Menschen sey. Man tanzt bei Völkern, die natürlich gut und unverdorben sind, aber auch bei rohen und grausamen, und eben so bei den gebildetsten Völkern, wie der größte Theil der Europäer ist, obgleich die Tänze an sich sehr verschieden sind. Ja wir finden den Tanz schon bei den ältesten Völkern der Erde, von deren Gebräuchen sich Nachrichten bis auf unsre Zeiten erhalten haben. —

Die alten Völker bedienten sich der Tänze bei sehr verschiedenen Gelegenheiten. So gab es z. B. heilige Tänze, die man beim Opfern und sonst bei andern gottesdienstlichen Handlungen in den Tempeln hielt; andere Tänze gehörten fürs Theater, und man führte sie theils bei Trauerspielen, theils bei Lustspielen auf. An gewissen Tagen und bei gewissen Festen, tanzte man auf den öffentlichen Plätzen. Man tanzte überhaupt bei frohen Begebenheiten und

und bei traurigen, z. B. bei Beerdigungen. Besonders stand bei den Griechen die Tanzkunst in sehr grosem Ansehen; man hielt sie nicht nur allgemein für sehr nothwendig zur Ausbildung des Körpers, sondern man sahe sie besonders auch für eine treffliche Vorbereitung zur Erlernung der Kriegskunst an. Ich will Euch von diesem allen Einiges erzählen.

Heilige Tänze, die man veranstaltete, um den Göttern seine Freude und seinen Dank zu bezeugen, und sich ihre Gunst und Gnade auszubitten, hatten z. B. die Aegyptier. Diese verehrten nämlich, auser andern Gottheiten, auch die Gestirne, und dadurch waren sie denn auf den Gedanken gekommen, die verschiednen Bewegungen der Himmelskörper oder den Lauf der Gestirne durch Tänze nachzuahmen. Es war also bei ihrem Gottesdienste sehr gewöhnlich, daß die Priester um die Altäre herum tanzten, wobei der Altar gleichsam die Sonne, und der Tanz der Priester um denselben die Bewegung und den Lauf der Himmelskörper um die Sonne vorstellten. — Aehnliche Tänze findet man denn auch noch ietzt bei gewissen indianischen Völkern, welche die Gestirne als Gottheiten verehren.

Aber die Aegyptier waren es nicht allein, welche solche heilige Tänze anstellten. Die Griechen und Römer hatten sie den Aegyptiern abgelernt, ahmten sie nach, und so wurden auch in den griechischen und römischen Tempeln gar oft Tänze zu

Ehr-

Ehren dieses oder jenes Gottes, dieser oder jener Göttinn aufgeführt. Auch bei Umgängen oder Prozessionen, welche die Priester und Priesterinnen verschiedenen Göttern und Göttinnen hielten, ward gar fleisig getanzt.

Doch nicht nur heidnische Völker hielten heilige Tänze, die nach ihrer Meinung den Göttern gefallen sollten, wir finden, daß man es sogar bei den Juden nicht für unanständig hielt, gewisse Feste mit Tänzen zu begehen. Dies geschah besonders am Lauberhüttenfeste selbst im Tempel. Wenn nämlich Abends geopfert und gebetet worden war, gieng die Gemeinde aus dem innern Vorhof in den äusern. Hier wurden zween grose goldne Leuchter aufgehangen, die einen so grosen Glanz von sich gegeben haben sollen, daß ein groser Theil der Stadt Jerusalem davon erhellet wurde. Nun fiengen die Priester, welche brennende Fackeln in der Hand trugen, einen Tanz an, zu welchem die Leviten, die auf den Stufen des innern Vorhofs standen, auf Harfen und andern Instrumenten spielten und sangen, indeß zween andre Priester die Trompete bliesen. Männer saßen umher auf Bänken, und sahen zu, und die Weiber befanden sich oben auf einer Galerie. Dieser Tanz dauerte tief in die Nacht.

Auch bei den ersten Christen war es nichts Ungewöhnliches, daß sie bey ihren Zusammenkünften

zu

zuweilen tanzten. Bis ins achte Jahehundert hielt man sogar auf den öffentlichen Plätzen vor den Kirchen der Heiligen, am Abende vor denen, ihnen gewidmeten Festen, Tänze. Die Päbste gaben sich zwar nachher alle Mühe, diese Tänze, wegen der Unordnungen, die dabei vorfielen, abzuschaffen, indessen siegte doch hie und da die Neigung zum Tanz selbst über das Verbot der Päbste. Besonders in Italien, Frankreich, Spanien und Portugall, behielt man diese Tänze bei Festen noch lange bei, und tanzt wohl ietzt noch hie und da zu Ehren der Heiligen, z. B. in Ischia, wie ihr vorhin hörtet. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war es in Limoges in Frankreich noch gewöhnlich, daß man am Feste des heiligen Martials, der die Einwohner dieser Stadt und ihrer Gegend zum Christenthume bekehrt haben soll, in der Kirche dieses Heiligen einen Kreistanz begann, und dabei sang: Heiliger Martial, bitte für uns, wir wollen für dich tanzen.

Nach und nach mochte man freilich zum Theil aus diesen heiligen Tänzen eine sehr alltägliche Lustbarkeit machen, und ausgelassen springen und hüpfen, wenigstens war das der Fall mit gewissen heiligen Tänzen der Griechen und Römer. Aber anfänglich waren iene Tänze, die man in den Tempeln hielt, gewis sehr ernsthafte, langsame und gleichsam feierliche Bewegungen nach einem gewissen Taktmaase, und durch ihre Langsamkeit und Feier-

lich-

lichkeit unterschieden sie sich denn von den gewöhnlichen frohen und lustigen Tänzen, die zum gesellschaftlichen Vergnügen bestimmt sind.

Eduard. Sie mögen also wohl noch langsamer und gravitätischer gewesen seyn, als unsere Menuet?

Walther. Auf jeden Fall, denn sie sollten die Seele nicht zur Lustigkeit, sondern nur zu ernsthafter, gemäsigter Freude aufmuntern. —

So wie man nun den Tanz benutzte, um der Gottheit seine Freude zu bezeugen, so wurde er auch bald der Beweis der Freude bei öffentlichen Festen, bei grosen glücklichen Begebenheiten, die das ganze Volk angiengen, z. B. bei Siegesfesten, wenn der Feind überwunden worden war, oder an den frohen Tagen der Aernte, der Weinlese, oder zu Anfang des Mayes, als der Rückkehr der schönen Jahreszeit. In Rom und in ganz Italien herrschte z. B. die Sitte, daß den ersten Mai ganze Haufen junger Bürger und Bürgerinnen mit Anbruch des Tages sich versammleten, und mit Musik und Gesang tanzend aufs Feld zogen. Hier holten sie grüne Zweige, kehrten in die Stadt zurück, und putzten mit diesen Zweigen die Häuser ihrer Aeltern und Verwandten aus. Dann fanden sich Alte und Junge, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe auf den öffentlichen Plätzen ein, man as und trank,

und

und sang und tanzte wieder, und so war der ganze Tag ein Fest, an dem Tänzer und Tänzerinnen sich gern mit grünen Zweigen, als den Beweisen der wiederkehrenden schönen Jahreszeit, schmückten. Ländliche Tänze waren unter den Griechen und Römern sehr gewöhnlich, und Tänzer und Tänzerinnen kränzten sich dabei mit Blumen.

Auch bei Gastmalen, bei Hochzeiten und ähnlichen Gelegenheiten wurde bei den Griechen und Römern getanzt, ja man bediente sich des Tanzes sogar bei Leichenbegängnissen. So war es unter andern in Griechenland Sitte, daß bei den Leichenbegängnissen vornehmer Personen, eine Anzahl Jünglinge mit Cypressenzweigen in den Händen vor dem Sarge hergiengen, und nach einer Trauermusik ernsthafte und feierliche Tänze aufführten.

Auser dem Gebrauche nun, den man in allen diesen Fällen von dem Tanzen machte, fieng man auch an, ihn aufs Theater zu bringen, und da erreichte er den höchsten Grad von Kunst unter den Griechen und Römern. Es wurden nicht nur zu Anfange und zu Ende der Schauspiele mancherlei Tänze gehalten, zu denen man sang, sondern es gab in Griechenland, und späterhin vorzüglich in Rom, Schauspieler, welche ganze Schauspiele aufführten, ohne zu sprechen. Diese Künstler wußten alle mögliche Handlungen und Unterredungen, die

wir

wir sonst mit Worten ausdrücken, durch ihre Bewegungen, Stellungen, Mienen und Geberden so sprechend vorzustellen, daß die Zuschauer alles eben so deutlich verstanden, als würde gesprochen. Ja sie machten nicht selten dadurch einen noch stärkern Eindruck auf die Zuschauer als durch Worte, und es war nichts Ungewöhnliches, daß iene vor Rührung Thränen vergossen, wenn geschickte Tänzer und Tänzerinnen ein solches Schauspiel, das man Pantomime nennt, und bei welchem die Tanzkunst sich in ihrer völligen Stärke zeigte, gaben.

Ich. Dieser alte Gebrauch, den man vom Tanzen machte, ist in neuern Zeiten wieder hervorgesucht worden, als man vor einigen Jahrhunderten anfieng, Balette aufzuführen, die nichts anders waren, als Vorstellungen irgend einer Begebenheit aus der heidnischen Götterlehre, oder aus der Geschichte, oder aus dem menschlichen Leben, wobei aber auch alles, oder doch das Meiste, blos durch Geberden, Mienen und Stellungen ausgedrückt und nicht gesprochen wurde. Ich erinnere mich ein solches Balett gesehen zu haben, welches sehr artig war, und das Tabak-Balet hies.

Erstlich stellte die Scene die Insel Tabago vor, von welcher der Tabak seinen Namen hat. Ein Haufe Indianer besang, als Einleitung zum Stück, den Nutzen des Tabaks, und das Glück der Völker,

denen die Götter diese kostbare Pflanze verliehen hätten. Im ersten Aufzuge erschienen dann indianische Priester, welche aus goldnen Schnupftabaksdosen, die an den Gürteln ihrer Kleider hiengen, Schnupftabak in die Luft streueten, um die Winde und Stürme zu besänftigen; nachher giengen sie in abgemessenen und langsamen Schritten um einen Altar herum, und rauchten dabey Tabak aus langen Pfeifen. Der Rauch sollte eine Art Opfer für ihre Götter seyn. Im zweiten und dritten Aufzuge wurden von den Indianern Tabaksblätter gesammlet, und endlich zu Rauch- und Schnupftabak zubereitet. Im vierten erschien eine Menge Tabakschnupfer, welche nach dem Takte nießten, und einander wechselsweise, unter vielen Bücklingen und manchen, zum Theil lächerlichen, Komplimenten ihre Tabaksdosen anboten. Der fünfte Akt stellte endlich eine Gesellschaft in einem Gasthofe vor, deren Mitglieder alle Tabak rauchten. Da gab es Türken und Mohren, Spanier, Portugiesen, Teutsche, Franzosen, Polen, und überhaupt Leute von allen Nationen, bei welchen das Tabakrauchen gewöhnlich ist. Alle diese Personen wurden von den Indianern mit Tabak bedient, und rauchten ihn auf verschiedene Art, Jeder nämlich nach Sitte seines Landes. Dies machte den Beschluß. Wenn Ihr Euch noch hinzudenkt, daß alles dies nach abgemessenen Schritten und Bewegungen geschah, die ganz genau mit der Musik

har-

Digitized by Google

harmonirten, so werdet Ihr mir wohl glauben, wenn ich Euch versichere, daß dergleichen Balette fürs Auge und Ohr äuserst reizend waren und die Einbildungskraft sehr angenehm unterhielten. Man hat daher im vorigen Jahrhunderte, und selbst in dem ietzigen, an verschiedenen Höfen in Europa sehr viel daran gewendet, um dergleichen Balette, oft mit äuserordentlicher Pracht, aufzuführen. Jetzt aber scheint dieser Gebrauch der Tanzkunst ziemlich aufzuhören, auf den doch Griechen und Römer mit Recht viel hielten, da die dabei herrschende Ordnung, Regelmäsigkeit und Harmonie in der Seele des Zuschauers eine Art von Liebe für Ordnung und Regelmäsigkeit erweckt.

Walther. Auserdem daß in Griechenland die Tanzkunst auf dem Theater sehr fleisig angewendet wurde, hielt man sie überhaupt für eine Kunst, deren Erlernung iungen Personen beiderlei Geschlechts durchaus nöthig sey, damit sie sich den gehörigen Anstand verschaften, den sie im Umgange zeigen sollten. Man glaubte in den gebildeten griechischen Staaten allgemein, der unter die gesitteten Menschen gehören wolle, müsse Musik verstehen, zur Musik aber rechnete man vorzüglich Gesang und Tanz. So wie man durch Fechten, Ringen, Schwimmen und andre Leibesübungen dem Körper Stärke, Festigkeit und Kraft geben wollte, so hielt man auch Gesang und Tanz für sehr geschickte Mittel, der Seele eine

gewisse Neigung zur Ordnung, zum Anstande und zu mancher andern guten Eigenschaft einzuflößen. Es gehörte daher der Tanz durchgängig zu einer guten Erziehung.

In denjenigen griechischen Staaten, wo man viel auf körperliche Stärke hielt, und die Jugend zu geschickten und tapfern Kriegern bilden wollte, bediente man sich des Tanzes vorzüglich auch, um den Körper dadurch, von Jugend auf, zu jeder Bewegung geschickt, und die Gelenke biegsam zu machen. Dies war freilich besonders nützlich und nöthig zu einer Zeit, wo das Geschütz noch nicht erfunden war, sondern ein Krieger gegen den andern focht, wobei denn gar viel auf körperliche Stärke und Gelenkheit des Körpers ankam. So hatten z. B. die Lacedämonier gewisse Tänze, worinne ihre Jugend sich üben mußte, und in denen alles vorkam, was nur irgend in dem Gefechte mit dem Feinde vorkommen konnte. Man drückte durch diesen Tanz aus, wie man den Feind angreifen und zurückschlagen, wie man der Gefahr, verwundet zu werden, ausweichen, wie man den überwundenen Feind gefangen fortführen, wie man den Degen ziehen, Pfeil und Bogen ergreifen, den Feind im Hinterhalte auflauern, aus demselben plötzlich hervorbrechen müsse u. s. w. Kurz, der ganze Tanz war nichts weiter, als ein Bild des Kriegs, durch welches man junge Leute frühzeitig die Ordnung,

den

Digitized by Google

den Angriff, die Schwenkungen und noch manche andre im Krieg vorkommende Dinge gleichsam spielend, und ohne daß sie dabei Gefahr liefen, kennen lehrte. Dieser Tanz war zugleich mit Musik begleitet, und sogar im Kriege selbst giengen die Lacedämonier, unter dem Schalle der Musik, gleichsam tanzend auf ihre Feinde los, griffen sie muthig an, schlugen sie nicht selten tapfer zurück und wurden Sieger. Ueberhaupt beschlos die Lacedämonische Jugend ihre Kampfübungen gemeiniglich mit einem Tanze.

Auch unter den andern Griechen war die Tanzkunst so beliebt und geehrt, daß selbst die weisesten und angesehensten Männer es nicht unter ihrer Würde hielten, einen anständigen Tanz mitzumachen. Sokrates, der doch sonst ein strenger Mann war, scheute sich nicht, in seinem Alter noch zu tanzen, und als einmal einige seiner Bekannten sich darüber zu wundern schienen, sagte er zu ihnen: „Wie kann es Euch doch auffallen, liebe Freunde, daß ich mich unter junge Leute mische, um einen Tanz zu machen? Könnt Ihr mir es verdenken, daß ich durch diese Uebung meine Gesundheit befördern, meinen Appetit stärken, den Schlaf mir versüssen, die Geschmeidigkeit und Stärke meines Körpers vermehren will?“ — In eben dieser Weise gestand sogar offenherzig, er bedauere es gar sehr,

sehr, daß seine Aeltern ihn nicht von Jugend auf fleisiger zum Tanze angehalten hätten.

Die Griechen tanzten also, wie Ihr aus alle dem sehet, gerne, und eben das war der Fall bei den Römern. Man hatte in Griechenland und Rom eine Menge gesellschaftlicher Tänze, mit denen man sich bei Gastgeboten, nach gehaltener Mahlzeit, bei Hochzeiten, beim Erndtefeste, bei der Weinlese und ähnlichen Gelegenheiten vergnügte. So hies z. B. ein Tanz der Kranich, und würde so getanzt, daß Tänzer und Tänzerinnen einander bei der Hand faßten, und mit groser Geschwindigkeit im Kreise sich herumdreheten. Der Anführer oder die Anführerin suchte dann sich plözlich herauszuwinden und wieder an die Spize zu kommen. Den Namen Kranich soll er daher erhalten haben, weil bei diesen Vögeln, wenn sie in ganzen Schaaren fliegen, auch gewöhnlich einer voranfliegt und die andern ihm, als Führer, in manchen Krümmungen folgen.

Die Neigung zum Tanzen, welche die alten Griechen besasen, findet sich selbst noch izt bei ihren Nachkommen, die unter türkischer Oberherrschaft leben. So erzählt ein neuer Reisender, daß es für diese Griechen ein sehr angenehmer Zeitvertreib sey, einander, besonders auf Spaziergängen, anzufassen und zu tanzen. Oft versammlen sich ganze Dör-

Dörfer auf einem Platze, und man tanzt bis zur Ermüdung.

Doch ich sehe, daß es Tischzeit ist, sagte Herr Walther, indem er nach der Uhr sah, und muß also abbrechen. Was Ihr eben gehört habt, ist Euch doch wohl Beweis genug, daß der Tanz schon in alten Zeiten ein sehr gewöhnliches Vergnügen war, und daß er es noch ietzt fast bei allen, selbst bei den rohesten Völkern, bei den Australen, Amerikanern, Asiaten und Afrikanern ist. Daß auch in Europa bei allen Völkern getanzt wird, wißt Ihr ia daher, weil es besondere Arten von Tänzen giebt, die von den Völkern, unter denen sie am gewöhnlichsten sind, den Namen haben.

Gustav. O ia, es giebt ia englische und französische, polnische, ungarische, kosakische, und noch eine Menge andrer Tänze.

Walther. Tanzt nun, wenn Ihr vernünftige Menschen heissen wollt, immer nur diejenigen Tänze, die Eurem Körper und Eurer Gesundheit angemessen sind. Bleibt dabei den Regeln treu, die Ihr heute erhalten habt, so wird Euch der Tanz nichts schaden, sondern Ihr werdet den Nutzen davon haben können, der mit ihm verbunden ist.

Fort-

Digitized by Google

Fortsetzung des am Schlusse des vorigen Bändchens, abgebrochenen Stückes.

Franz. Die ganze Elbe einen hohen Berg herabstürzen sehen, das muß ein prächtiges Schauspiel seyn. —

Walther. Halt, halt, Herr Geograph! Weißt Du nicht mehr den Ursprung der Elbe?

Franz. (sich eine Weile besinnend) Auf dem schlesischen Riesengebirge.

Steinau. Nun und beim Ursprunge wirst Du Dir die Elbe doch wohl nicht so vorstellen, wie Du sie hier bei Dresden siehest! Eine Menge kleiner Quellen oder Wasseradern, die man Elbbrunnen nennt, laufen zusammen in einen Bach, der sich nach und nach vergrößert, und erst bei Leutmeritz in Böhmen zu einem schiffbaren Flusse wird.

Gustav. Sie sprechen von einer Menge kleiner Brunnen? — Ich habe immer nur von eilf Quellen gehört und geglaubt, daß die Elbe davon ihren Namen habe. —

Stei-

Digitized by Google

Steinau. Der Name Elbe ist ein altsächsisches Wort, das einen Flus anzeigt, und so könnte also ieder Flus Elbe heissen? Warum nun gerade dieser den Namen allein behalten hat, wird Dir Niemand erklären können. Genug, so viel kannst Du glauben, daß die Elbe nicht von eilf Quellen den Namen hat. Auf einer ansehnlichen Wiesenfläche, welche sich auf der böhmischen Seite des Riesengebirges längs der schlesischen Grenze erstreckt, und den Namen der Navarischen Wiese führt, entspringen die sogenannten Elbbrunnen. Der ganze Boden besteht aus Dorfmoor, ist mit Moos und Kräutern bedeckt und mit bemoosten Felsentrümmern wie übersäet. Daher ists denn auch gefährlich, hier zu gehen, und man muß beständig mit dem Stocke ieden Fustritt untersuchen, wenn man nicht in Klüfte fallen will. — Der schmelzende Schnee, der Regen und die beständigen Wolken dieser Gegend feuchten die Wiese immer an. Diese Feuchtigkeiten sickern tropfenweise durch die Wurzelerde an den Felstrümmern hernieder, bis sie einen festen Steingrund finden, auf welchem sie dann herabrinnen. Hie und da sammelt sich ein Zusammenflus solcher Tropfen, der dann als eine Quelle sich zeiget oder auch einen kleinen Teich bildet, aus welchem beständig Wasser abfließt. Dies ist die Entstehung der meisten Flüsse auf hohen Gebirgen. Aus solchen kleinen Wasserbehältern nun entsteht denn

auch

auch die Elbe; nur sind es nicht eilf, sondern wohl viele hundert, wenn man alle die einzelnen kleinen Wasser dazu rechnen will. Die rieselnde Quelle, die daraus entsteht, wird bald zu einem kleinen Bach, der hier schon Elbe heißt, über den abschüssigen Felsbrücken läuft und zahllose kleine Kaskaden bildet.

Auf einmal aber öfnet sich der Elbgrund, eine schauerliche Schlucht in dem hohen Gebirge, in welche der neuentstandene Flus hinabstürzt. Ausser dem eigentlichen Elbfalle stürzen sich noch sieben bis acht kleinere Strahle in mancherlei Richtungen über die eckigen Felswände, bald vier, bald acht, bis zehn Fuß hinunter, dann steht wieder ein Absatz im Wege, an welchem der Strahl sich bricht und nun mit desto stärkerem Geräusch tiefer fällt. So stürzen denn die verschiedenen Kaskaden über hundert Fuß hinunter und schiessen endlich zusammen in einem Bogen frei durch die Luft in den schauerlichen Abgrund, der gewis gegen funfzehnhundert Fuß tief ist. Ringsum sind die fürchterlichsten Felswände, die die Natur bei irgend einer grosen Veränderung gewaltsam von einander gerissen zu haben scheint. Unten im engern Thale sieht man nichts, als hohe Wälder mit nackten Klippen und grünen Wiesenplätzchen, und ringsum herrscht Stille und Einsamkeit. —

Mei-

Meine Kinder waren ganz Ohr und so in Bewunderung versunken, als ob sie selbst dem Elbfalle zusähen.

Eduard. Haben Sie nicht auch eine Zeichnung von dem Elbfalle mitgebracht?

Steinau. Ich war froh, daß ich vom bloßen Sehen mit heiler Haut und ganzen Gliedern zurückkam und dachte gern nicht ans Zeichnen. Denn der Weg nach dem Elbfalle ist äußerst gefährlich, und man kann bei jedem Schritte in die Tiefe stürzen, wenn man nicht die genaueste Vorsicht beobachtet. Ich hielt mich beständig an den Aesten fest und ließ die eine Hand gewis nicht eher los, als bis die andere sich wieder fest hielt. Denkt Euch einmal den Punkt, von welchem ich den Elbfall beobachten mußte, wenn ich ihm so nahe als möglich seyn wollte, und Ihr werdet mir es dann gewis nicht verdenken, wenn ich keine Zeichnung fertigte. Ueber den schmalen Rücken einer Klippe mußte ich auf Händen und Füssen kriechen und auf einem Felsstücke liegend in den Abgrund schauen, weil ich es nicht wagen durfte, aufrecht zu stehen.

Elise. Da hätte ich mich nicht einmal zu liegen getraut — mir wäre Hören und Sehen vergangen.

Steinau. Wer sich an den Anblick fürchterlicher Abgründe nicht gewöhnen kann, muß in ge-

hirz

birgige Gegenden gar nicht reisen und besonders auf das prächtige Schauspiel von Wasserfällen Verzicht thun, weil diese meistens immer an eben so schönen als grausenden Orten sich befinden. Du wünschest Dir immer die Schweiz zu durchreisen, aber da giebts noch weit fürchterlichere Wege und Standpunkte, wo man die Schönheiten derselben beobachten muß, als auf dem Riesengebirge.

Gustav. Aber auch noch weit mannichfaltigere Naturszenen.

Agnese. Und besonders auch prächtige Wasserfälle. —

Steinau. Ungleich prächtigere, die theils wasserreicher und mit weit mehr Getöse, theils auch weit höher herabstürzen, als die, welche Ihr eben auf dem Riesengebirge kennen gelernt habt. Der Rheinfall, der Giesbach, der Säulibach, Reichenbach, Staubbach und noch viele andere — das sind Wasserfälle, die es wohl der Mühe verlohnen, eine Reise ihretwegen zu unternehmen. Ihr kennt sie ja wohl längst schon aus Geographien und Reisebeschreibungen.

Meine Kinder läugneten zwar nicht, daß ihnen einige davon bekannt wären, aber doch nicht alle, und überdies hörten sie auch Herrn Steinau gar zu gern als Augenzeugen erzählen. Er mußte also schon ihren Bitten nachgeben.

Stei-

Digitized by Google

Steinau. Der stärkste, wenn auch bei weitem nicht der höchste Wasserfall, ist der Rheinfall, beim Dorfe Neuhaus, nicht weit von Schaffhausen. Schon bey dieser Stadt wird das Bette des Rheins sehr abschüssig. Weiter hin bricht er sich an unzähligen sichtbaren und unsichtbaren Klippen, welche seine Gewalt nicht wenig vermehren, und dann stürzt er sich auf einmal über eine 75 bis 80 Fuß hohe Felsenwand mit fürchterlichem Getöse herab. Am Flächenrande, wo der Strom sich bricht, ragen Felsenstücke, mit Bäumen und Sträuchern bewachsen, hervor, deren Laub, Bewegung und Farbe mitten in den Fluthen einen herrlichen Anblick geben. Das Becken, welches den herabstürzenden Strom aufnimmt, ist tief ausgehöhlt, durch die Wassermasse, welche es nun Jahrtausende schon aufnimmt, und wirft in einem fort milchweisse Strahlen und Staubwolken aus, in denen die Sonne die prächtigsten Regenbogen bildet. Zu Anfange des Mais und in der Mitte des Juni ist der Fall am heftigsten, weil da das Schnee- und Eiswasser der Gletscher die Wassermasse beträchtlich vermehrt. Um den Fall recht genau beobachten zu können, ist eine hölzerne Gallerie ein Stück in den Wasserfall selbst hineingebauet. Da steht man denn und weis keine Worte zu finden, wodurch man seine Empfindungen ausdrücken soll, indes einen beständige

Wolken von Staubregen durchschauern und der Boden zittert, auf welchem man steht.

Agnese. Aber der Rhein wird ja von Schiffen befahren, die können doch unmöglich über den fürchterlichen Felsen mit herabsegeln. —

Steinau. Schon bei Schaafhausen werden alle Schiffe ausgeladen, die Waaren bringt man dann auf der Achse bis nach dem Bergschlos Laufen unter dem Rheinfall, wo sie wieder eingeschift werden.

Eduard. Wenn ich nur wenigstens den Rheinfall gesehen hätte, so wollte ich mir es schon gefallen lassen, die übrigen Wasserfälle der Schweiz nicht zu sehen.

Steinau. Da könntest Du, Deinem Hange zur Gemächlichkeit nach, freilich wohl zufrieden seyn, indes würdest Du doch immer noch sehr viel entbehren. Der Rheinfall ist der gröste, aber wie ich Dir schon gesagt habe, bei weitem nicht der höchste Wasserfall der Schweiz, und gerade die Höhe vermehrt den Reiz einer herabstürzenden Wassermasse ausserordentlich. Denke Dir z. B. einmal die Höhe, von welcher sich der berühmte Staub- oder Pletschbach im Lauterbrunnenthal im Kanton Bern herabstürzt. — 1100 Fus hoch ist die Felsenwand, über welche er fällt, und der Rheinfall beträgt nur 75 Fus. — Das Wasser, welches den

Staub-

Staubbach bildet, läuft durch einen Tannenwald und stürzt dann auf einmal über den Pletschberg herab. Auf dem ersten Abhange theilt sich der Wasserstrahl in mehrere Säulen, stürzt so auf eine Felsenbank, wo er sich wieder sammlet, schäumet von hier wieder, wie aus einer Röhre, heraus und zertheilt sich nun im Herabstürzen so, daß er gar nicht völlig herabkömmt, sondern in dünnen Staubregen sich auflöst. Der unterste Theil gleicht beständig einem undurchdringlichen Dampfe, in den sich die ganze Masse, wie eine Staubsäule, stürzt.

In der eilften Stunde bescheint die Sonne den Staubbach und bildet da einen Regenbogen, wie Ihr ihn Euch nur prächtig und lebhaft denken könnt, und an der Felsenwand sieht man indes den Wasserfall im schönsten Schattenspiel. Wenn Regen und Schneewasser den Bach anschwellen, wälzt er grose Steinmassen mit sich fort, die immer wieder gegen einander prallen und ein donnerndes Getöse verursachen.

Gustav. Gefriert denn der Staubbach im Winter?

Steinau. Anfänglich verwandeln sich die einzelnen Theile desselben in dicken Hagel, der sich prasselnd herabstürzt, dann fängt die ganze Säule von oben an zu vereisen, und wächst zu einem riesenmäsigen Eiszapfen, der denn endlich, wenn er

zu

zu schwer wird, mit fürchterlichem Gepraſſel herabfällt.

Eliſe. Da wünſchte ich mir den Staubbach beynahe lieber im Winter zu ſehn, als im Sommer.

Steinau. Es mus allerdings auch ein ganz eigner Anblick ſeyn ſo einen groſen Eiszapfen vor ſich zu ſehen. Aber in der Nähe möchte ich nicht ſeyn, wenn er fällt. Nicht weit vom Staubbache iſt das Hexenbächli, das beinahe eben ſo groß, wie dieſer, in einem ungetheilten Stral viele 100 Fus herabfällt, ehe es an einer Felſenwand ſich in Waſſerſtaub auflöſt oder durch einen Windſtos zerplätſchert. Noch erhabner als der Staubbach iſt der Reichenbach, im Haslilande, einem rauhen Thale von Felſen und ewigem Eis umgeben. Das Waſſer des Reichenbachs entſteht auf den höchſten Alpen, und nimmt die Alp- und Gletſcherwaſſer der umliegenden Gegend auf. Schon einige Stunden vor ſeinem Falle reißt er Felsklumpen und Bäume mit ſich fort, ſtürzt ſich dann zwiſchen zwei fürchterlichen Klippen, 200 Fus tief, in ein unſichtbares Felſenbecken, das ihn dann mit Ungeſtüm wieder ausſpeit und in mehrern einzelnen Strahlen vollends hinabwirft. Das Anprallen der Steinklumpen in dem Becken und ſein Fall ſelbſt übertrift bei weitem den Donner. Man hört in der

Nä-

Nähe desselben sein eignes Wort nicht und kann mit Niemanden sprechen. Auch hier ist es gefährlich, wie bei den meisten Wasserfällen, sich lange, oder wenigstens wenn man erhitzt ist, aufzuhalten, denn der zähflüssige Sturz setzt die Luft in eine solche Bewegung, daß man, dem Falle ganz nahe, wirklich ersticken zu müssen glaubt.

Nahe beim Reichenbach stürzt sich der Säuliebach über eine Schieferwand von 700 Fus und schwemmt beständig, wenn er schwillt, ganze Klumpen Schiefer in seinem schäumenden Strome mit sich fort, welches denn ein sonderbares Gepraßel verursacht.

Ich würde noch lange nicht fertig werden, wenn ich Euch nur alle die beträchtlichen Wasserfälle der Schweiz beschreiben sollte, wie den Sandbach, Giesbach, den Sausenbach, die Wasserfälle des Aarflusses u. s. w. Aber es giebt auch in andern Ländern noch hie und da Wasserfälle, die unsrer Aufmerksamkeit werth sind, da wir nun einmal davon sprechen. In dem nachbarlichen Italien z. B. erinnere ich mich immer noch mit Entzücken des Falls des Velino bei Terni in dem päpstlichen Herzogthum Spoleto. Zwar habe ich in der Schweiz und im Riesengebirge höhere und breitere Wasserfälle gesehen; allein ich erinnere mich nicht eines einzigen, der die Eigenschaften der Höhe, des

Wasserreichthums und des Malerischen der umliegenden Gegend so in sich vereinigt, als der Velinofall, und doch ist er mehr ein Werk der Kunst, als der Natur.

Agnese. Also war sonst bei Terni gar kein Wasserfall? Das mus unsägliche Mühe und Zeit gekostet haben, einen ganzen Flus, der erst ruhig lief, zu einem Wasserfalle zu bilden.

Steinau. In den Zeiten der alten Römer strömte der wasserreiche Velino über den Rücken des Gebirges, welches dem gegenüber steht, über welches er sich ietzt stürzt, in das Thal der Stadt Interamna, ietzt Terni, und bereitete da der Stadt und umliegenden Gegend oft die gefährlichsten Ueberschwemmungen. Um dies zu verhindern, lies der römische Konsul Marcus Kurtus die Felsenwand des Gipfels eines Berges sprengen, die ihn von dem Thal der Nera trennte, in welches er sich ietzt ergießt. Dies geschah im fünften Jahrhundert nach Erbauung der Stadt Rom, und die Spuren der Felsensprengung sind nicht weit von dem Falle noch sichtbar. Hier drängt sich nun der reissende Wasserstrom, der erst durch einen starken Fall aus seinem Sammelplatze, dem höher liegenden See Marmora, neue Gewalt bekommen hat, durch einen engen Kanal zwischen Felsenwänden hin. Seine Schnelligkeit ist unbeschreiblich, kei-

nen

nen hinabgestürzten Stein läßt er zu Boden sinken, sondern nimmt ihn wie Holz auf der Oberfläche mit fort und schleudert ihn in die Tiefe. Deswegen nennt man ihn auch bei diesem Orte la Fuga oder die Flucht. Durch einen schmalen Durchgang des Seitenfelsens gelangte ich zu dieser Fuga, und ich kann Euch das Erhabene dieses Schauspiels nicht lebhaft genug darstellen; selbst die schönsten Gemälde und Kupferstiche geben gleichsam nur einen schwachen Schatten von dem erhabenen Falle. In einem weiten Bogen stürzt sich der Velino dreihundert Fus tief in eine ungeheure Steinkluft, braußt in schäumenden Wasserstrahlen wieder heraus, und bildet so auf allen Seiten des Felsenkessels noch kleinere Wasserfälle. Alle diese ergiessen sich in die bisher sanft fliessende Nera, und verwandeln dies ruhige Wasser in einen reissenden Bergstrom, der nun mit schrecklicher Gewalt durch das Thal nach Terni zu rollt.

Gustav. Dieser Beschreibung nach ist wohl der Fall des Teverone bei Tivoli, von dem ich in allen Reisebeschreibungen von Italien immer so viel gelesen habe, bei weitem nicht so schön, als der Fall des Velino bei Terni? —

Steinau. Jeder in seiner Art. Der Velinofall ist wasserreicher, breiter, höher, rauschender und mit einem Worte erhabener, als der Fall

des Teverone. Aber dieser reizt wieder durch seinen doppelten Fall, durch das Sanfte der Gegend und das Schauerliche der Ruinen, welche ihn umgeben — jener beraubt, dieser entzückt den Wanderer.

Elise. Was für Ruinen stehn denn bei diesem Wasserfalle?

Steinau. Hier stand sonst Tibur, eine mächtige Stadt, wo die größten römischen Helden und Gelehrte prächtige Landhäuser bauten. Selbst der berühmte Dichter Horaz hatte da ein Ruheplätzchen sich ausersehen. Von dem Glanze und der Herrlichkeit dieser mächtigen Stadt sieht man jetzt nichts mehr, als Ruinen, und das jetzige Tivoli ist mit dem alten Tibur gar nicht mehr zu vergleichen. Zwischen diesen Ruinen stürzt der Teverone, der in den alten Zeiten Anio hies, auf sechzig Fus tief, donnernd herab und theilt sich tiefer im Thale in verschiedene Arme, welche man Kaskatellen nennt. Drei bis vier getheilte Wasserstrahle stürzen sich neben einander von einer, mit lebhaftem Grün bedeckten, Felswand herab, zerschellen an den hervorragenden Steinblöcken, lösen sich in Staub auf und vereinigen sich weiter unten wieder zu einem einzigen Fall. Seitwärts fliessen mehrere kleine Bäche ab, verlieren sich in den Sträuchern, und strömen dann auf einmal wieder in einzelnen Kaskaden herab. Dies ist die kleine Kaskatelle.

Die

Die grose Kaskatelle ist ein einziger wasserreicher Strom, der sich zwischen den Ruinen römischer Paläste über belaubte Felswände auf eine breite Abstufung des Felsens stürzt, und dann in einer einzigen starken Wassersäule ins Thal herab fällt. Seitwärts von der grosen Kaskatelle ströme ein reissender Bergstrom in einem abschüssigen und engen Felsenbette herab, wälzt sich schäumend herum, und vereinigt sich dann mit dem Wasser der grosen Kaskatelle. Alle einzelne Theile des Teverone ergiessen sich endlich in einen reissenden Strom, der das Thal entlang in die Ebene rauscht.

Meine Kinder stritten nun unter einander, ob sie, wenn ihnen die Wahl frei stünde, lieber den erhabnen Velino bei Terni oder den sanftern Teverone bei Tivoli sehen wollten?

Oder die Höllenfälle bei Trollhätta in Schweden, sagte Herr Werner.

Die Höllenfälle — die Höllenfälle — wiederholten meine Kinder, und liesen Herrn Werner nicht eher Ruhe, als bis er versprach, etwas davon zu erzählen.

Werner. Der Wener ist eine der grösten Seen in Schweden. Er hat eine Länge von 14, eine Breite von 7 bis 9 Meilen, und enthält im Umfange 48 Quadratmeilen.

Die

Die Fahrt auf diesem See ist äuserst gefährlich, denn die Schiffer bedienen sich des Kompasses nicht, sondern richten sich blos nach dem Feuer und den Leuchtthürmen auf den Küsten. Allein groſse Stürme löschen die erstern oft aus, und werfen die letztern um. Überall sind grose Sandbänke, die, weil man noch keine Seekarte von dem Wener hat, bei der Nacht gar nicht zu vermeiden sind. So strandet denn manches Schif und mancher Reisende mus die Fahrt auf dem Wener mit dem Leben bezahlen. In den Herbstmonaten des Jahrs 1778, wo ich gerade iene Gegend bereiſete, wurden einst in einer Nacht 14 Schiffe auf den Strand getrieben. — —.

Vier und zwanzig Flüsse nimmt dieser grose See auf und doch hat er nur einen Abflus durch die Götha- oder Gothische Elbe, welche bei Gothenburg in die Nordsee fällt. Die Schiffarth auf diesem Flusse wird durch die Hölleufälle ganz besonders erschwert. Schon da, wo er seiner grosen Quelle entströmt, bildet er einen rauschenden Fall, der Nonnumsfall heiſt und die Ausfahrt aus dem Wener in den Götha-Strom unmöglich macht; dieser Fall ist stark, aber nicht hoch. Desto beträchtlicher sind die Fälle bei Trollhätta, achthalb Meilen von dem Ausflusse des Götha-Stroms in die Nordsee. Den fürchterlichen Namen erhielten sie vermuthlich von Menschen, die sich unter der Hölle eine besondere Gegend dachten, welche alles Graufende und Schreckliche in sich

ver-

vereinigte. Klippen theilen die Götha-Elbe in zwei Theile und verschönern dadurch den Anblick des fallenden Stroms, der sich auf der einen Seite über einen Abhang von 100 — 150 Fus, auf der andern 32 Fus hoch, herabstürzt und dann in vielen in einander fliessenden und mächtigen, aber wenig erhabnen, Fällen in einer Länge von 2500 Ellen von Felsen zu Felsen sich fortwälzt. Ich male Euch den Schaum, die dicken Wasserdämpfe, die Wirbel und Höhlen, welche der Fall bildet, nicht — Ihr habt ähnliche Schilderungen schon bei den Wasserfällen gehört, von denen uns Herr Steinau so viel erzählt hat.

Die Ufer sind auf der einen Seite fast senkrecht, und mitten in den Fällen erheben sich Klippen, auf welchen man das fürchterliche Schauspiel unter sich mit Grausen übersieht. Der Wind führt von nachbarlichen Tonnen immer Saamen hieher, der nur kümmerlich aufschießt. Nicht weit von den Höllenfällen ist eine Sägemühle, nach welcher man die Balken auf dem Götha-Strom flößt. Ein Damm bei der Mühle hält sie auf, daß sie nicht weiter können. Läßt man aber einen Balken bis nach Gothenburg schwimmen, und er landet an einer der einsamen Felseninseln, welche mitten in den Wasserfällen liegen, oder wird auf eine Klippe geworfen, so ist er für den Eigenthümer auf immer verloren. Dieser muß ihn sehen, ohne ihn je holen zu können; denn

es ist eine Unmöglichkeit, über die Strudelmühl zu setzen.

Gustav. Aber hat man es denn nie versucht, den Strom fahrbar zu machen?

Werner. Die Wasserfälle selbst sind wohl nicht zu ändern, aber durch Kanäle läßt sich die Schiffarth erleichtern. Schon unter Karl dem Zwölften entwarf man einen Plan dazu, er ward aber nicht eifrig genug ins Werk gestellt. Der vorige König hat unsägliche Summen auf den Schleusenbau gewendet und noch jetzt sieht man ihn fort. Allein es gehören noch viele Jahre und grose Summen dazu, ehe man die Absicht, den Getraide- Eisen- und Holztransport zu erleichtern, erreichen wird.

Die grösten Wasserfälle, sagte Herr Steinau, sind wohl ausser Europa und zwar —

Hier sah er die Kinder an, ob sie ihm richtig antworten könnten. „In Afrika, die Wasserfälle des Nils," riefen Gustav und Eduard zugleich.

Steinau. Der Nil hat zwar viele Wasserfälle. Aber selbst die grösten beim Dorfe Alata und weiter hin beim Dorfe Gonatto stürzen nicht über 16 bis 20 Fuß herab. Der erstere ist eine Viertelstunde, der letztere 60 Fus breit. Um Wasserfälle von dieser Größe zu sehen, braucht man nicht erst nach Afrika zu reisen. Die Schweiz und Italien

sten bizzen schönere und erhabnere dar. Amerika ist der Welttheil, den ich meine, und ich würde noch viele Stunden erzählen können, wenn ich Euch alle die dortigen Wasserfälle schildern wollte. Ich male Euch nur einige der vornehmsten und Ihr könnt Euch dann die geringern selbst denken.

Der Totohaw in Nordamerika kündigt sich dem Wanderer schon von weitem durch sein donnerndes Getöse an. Ein groser Strom stürzt sich siebenzig Fus herab in eine fürchterliche Felsenkluft, die ihn ganz zu verschlingen scheint, in welcher er sich aber auf einmal rechts wendet und dann ruhig weiter fließt.

Wollt Ihr Euch dies grose Schauspiel recht lebhaft vorstellen, so denkt Euch einen mächtigen Strom zwischen Bergen mit Fichten bewachsen, deren Dunkelgrün in den Fluthen sich spiegelt — denkt Euch ferner einen ungeheuren Felsen, der dem Strome ganz den Weg versperren und fürchterliche Ueberschwemmungen verursachen würde, hätte nicht ein Erdbeben, oder irgend eine schreckliche unterirdische Veränderung an verschiedenen Stellen des Felsens Oefnungen gebildet, die von seiner Spitze bis zu seiner tiefsten Grundlage reichen. Die gröste dieser Oefnungen hat 25 bis 30 Fus in der Weite. Die Tiefe derselben ist unergründlich und noch von keinem Menschen gemessen worden. — Wenn der Strom

es

einen Theil des Felsens überströmt hat, stürzt er sich in diese Oefnung mit donnerndem Getöse. Der Felsen läuft quer durch das ganze Bette des Flusses, und dieser kann nur durch eines von den beiden äussersten Enden, das ihm einen Ausfluß erlaubt, weiter strömen. Aber hier stellt sich wieder ein Fels ihm in den Weg, er muß einen rechten Winkel machen und auf einmal linker Hand zu fließen. Das Sonderbarste dabey ist, daß er nach einem so entsetzlichen Falle weder schäumt, noch kocht, noch wirbelt, sondern durch den Weg, der sich ihm darbietet, ruhig fortfließt, und dann durch ein wildes einsames Thal dem Meere zu strömt.

Der Konnektikut ist Euch doch bekannt? —

Gustav. In Neu-Hampshire, — den die Indianer auch den langen Flus nennen und der bei seiner Mündung 1600 Fus breit ist —

Steinau. Richtig. Dieser bildet mehrere Wasserfälle, die ihn für die Schiffarth ganz unbrauchbar machen. Unter andern strömt er über drei deutsche Meilen in einem fort über ein schnell abhängendes Bette zwischen ganz engen Ufern. Dies nennt man eine Stromschnelle, welche ebenfalls einen majestätischen Anblick gewährt. Der größte Fall dieses Flusses aber ist bei dem Orte Walpake. Hier spaltet ihn ein Fels in zwei Arme, welches seine Strömung ausserordentlich schnell macht. Die

Höhe

Höhe des Falls hat man noch nicht gemessen. An dem Felsen, der den Fluß theilt, hängen Stühle an Strickleitern für die Fischer, welche hier viel Lachse und Aale fangen. Ueber diesen Wasserfall baute man im Jahr 1785. eine kühne 365 Fus lange Brücke, welche in der Mitte auf dem Felsen ruht.

Der Huckset-Insel-Fall, in Neu-Hampshire, und der Nameskeege-Fall ebendaselbst, der grose Pantuket-Fall in Masachusett, der Mohawk und Coh'os in Neu-York, der Passaik in Neu-Jersey, der Tequendama im südamerikanischen Flusse Bogota, und eine Menge anderer haben weiter nichts Auszeichnendes. Aber desto merkwürdiger ist der grose Niagarafall im westlichen Theile von Kanada in Nordamerika.

Ihr kennt ohne Zweifel die grosen Seen Erie und Ontario, welche Neuyork an der Abendseite begränzen — der erstere liegt auf 600 Ellen höher als der Ontario und ergießt sich in diesen.

Die Wasserstrase, welche sein Ausfluß gebildet hat, ist sieben teutsche Meilen lang, eine halbe Meile breit und wird der Niagaraflus, oder von den Indianern Ochniagara genennet. Er ist im Anfange schon sehr schnell, aber doch fahrbar; bald wird er nun immer schmäler und seichter, in der fünf-

fünften Meile noch schneller und reissender, je näher er seinem Falle, beim Fort Klein-Niagara, kömmt. Die ungeheure Wassermasse der vier grossen Wasserbehälter Nordamerika's, nämlich der Seen Superior, Mischygon, Huron und Erie, stießt hier in einem engen Strom zusammengepreßt, bis zu einer kleinen, mit Bäumen bewachsenen Felseninsel, welche 1800 Fus lang ist, und die Gestalt eines Keils hat, dessen schmales Ende gegen den Strom und dessen breites gegen den Fall gekehrt ist. Diese spaltet den Fall in zwei Theile, welches das Schauspiel noch weit anziehender macht. Oberhalb des Falles wird der Niagara auf beiden Seiten von einer dreifach über einander aufsteigenden Bergreihe eingeschlossen. Die höchsten Felsen derselben durchkreuzen den Flus scheidförmig, so daß der Fall einem Hufeisen gleicht.

Auf beiden Seiten der Insel wälzt der Strom mit entsetzlicher Gewalt eine Welle über die andere bis an den Rand des Abgrundes, in welchem er dann auf einmal 140 bis 150 Fus hoch donnernd sich stürzt. Durch den Fall auf der Mittag- und Abendseite der Insel drängt sich eine viel stärkere Wassermasse als auf der andern, dort schäumt auch der Strom weit reissender über verborgene Klippen, ehe er den Fall erreicht, und stürzt sich auch weit höher herab, als auf der andern Seite.

Der

Der Boden zittert ringsum, das Getöse des Wasserſturzes hört man gewöhnlich vier Meilen, und wenn die Luft günſtig iſt, beinahe neun Meilen weit. Die unergründliche Kluft, in welche die doppelte Waſſerſäule ſich ſtürzt, iſt von ſchauerlichen Felſen umgeben, welche denn, bei dem beſtändigen Schäumen der empörten und einander verſchlingenden Wellen, einen eben ſo groſen, als fürchterlichen Anblick geben.

Wenn die Waſſermaſſe den Boden erreicht, prallt ſie 40 Fus hoch wieder gegen den Fall, theils in mächtige Wellen, theils in weiſſe Schaumwolken aufgelöſt. Die Waſſerdünſte ſteigen beſtändig, dikken Nebeln gleich, gen Himmel, ſo daß man ſie bei heiterer Luft, tief im Lande, an der Seeküſte des Erie und der Nordküſte des Ontario, wie eine ungeheure Rauchſäule erblickt. Und in dieſer malt die Sonne die prächtigſten Regenbogen. Die Oberfläche des ganzen Fluſſes iſt in einer groſen Entfernung noch mit Schaume bedeckt, gleich einem kochenden Keſſel. Im Winter verſchönert die Natur das Ganze noch durch dicke Nebel, welche die umliegende Gegend bedecken, an den Bäumen zu Eis werden und die Zweige derſelben mit Kriſtallen überziehen, in welchen die Sonnenſtrahlen tauſendfach ſich brechen.

Unterhalb des Hauptſturzes hat der Strom in einer, anderthalb Meilen fortlaufenden, Kluft noch

noch einen Abfall von wenigstens 63 Fus. Das Bette dieser Stromschnelle ist mit Klippen bedeckt, welche das Rauschen vermehren und die Ufer auf beiden Seiten bilden Felsen von zwei bis dreihundert Klaftern Höhe. Daß da kein Fahrzeug fort kann, läßt sich denken.

Am Ende dieser Stromschnelle finden die Indianer immer reiche Ausbeute für ihre Tafeln. Wasservögel, wie Schwäne, wilde Gänse, Enten u. s. w. schwimmen oft oberhalb der Insel, lassen sich dann von der Fluth immer zu weit mit forttreiben und sind dann, wenn sie dem Falle nahe kommen, unwiederbringlich verloren. Das nämliche Schicksal haben nicht selten auch Bären, Rehe und anderes Wild, welches beim Uebersetzen von der Stromschnelle ergriffen, in den Wassersturz geschleudert und an den Felsen zerschmettert wird. Dies lauern dann die Indianer ab und ersparen sich so nicht selten die Mühe der Jagd.

Eduard. Die Indianer wagen es wohl gar nicht, in der Gegend des Falles mit ihren Kanoes über den Strom zu setzen. —

Steinau. Zwingt sie auch gerade die Noth nicht darzu, so wagen sie es doch sehr oft und achten keine Gefahr, um nur ihre Tafel leckerhaft zu besetzen und sich satt zu essen. Sonst wußte man gar nicht, wie man es anfangen sollte, nach der Insel

Digitized by Google

sel zu fahren, welche den Wasserfall in zwei Theile spaltet. Zwei Indianer aber zeigten die Möglichkeit auf eine Art, die für sie schrecklich seyn mußte. Sie waren auf die Jagd gegangen und ruderten eine gute Meile vom Falle den Strom herauf. Matt und vom Schlaf übermeistert binden sie ihr Kanoe am Ufer fest und legen sich darinn nieder, ein wenig zu schlummern. Das Kanoe geht los, durch welchen Zufall? kann ich Euch nicht sagen, und wird gerade auf den Fall zugetrieben. Denkt Euch, was für ein schmählicher Tod die Unglücklichen da erwartet! Das Getöse des Falles weckt die armen Schläfer, aber leider! zu spät, eins von beiden Ufern zu erreichen. Landen sie nicht an der Insel, so müssen sie in den Abgrund segeln. Angst und Noth verstärken ihre Kräfte; sie erreichen glücklich die Insel.

Agnese und Elise zugleich. Ach Gott sei Dank! Mir ward's ganz warm ums Herz.

Steinau. Gerettet schienen sie nun.

Franz. Schienen — sie waren ja völlig gerettet.

Steinau. Wenn es nun aber auf der Insel nichts zu leben gab — wenn es nicht möglich war, mit dem Kanoe das Ufer des festen Landes wieder zu erreichen — denn war ja die Noth noch größer —

Und

Und leider! traten beide Fälle ein — vor menschlichen Augen schien ihnen nun nichts als der Hungertod aufs halten zu seyn. Doch Noth macht erfinderisch. Sie hatten bemerkt, daß der Fels an der niedrigen Seite der Insel senkrecht und frei von Wasser sei, auch hatten sie viel Holz da gesehen, besonders von Lindenbäumen, die eine sehr starke Rinde hatten. Von diesen bauten sie sich nun eine lange Leiter, deren Obertheil sie an einem Baum befestigten. Auf dieser Treppe stiegen sie ins Wasser, warfen sich darinn herum und hofften so das andere Ufer zu erreichen; aber da die Wellen mit der größten Wuth gegen einander stießen, wurden sie immer wieder zurückgetrieben, mit Gewalt an den Felsen geschleudert und kümmerlich zerquetscht. Doch erreichten sie zum Glück noch die Leiter und stiegen wieder herauf, um ihren Tod nun auf der Insel zu erwarten.

Einige Stunden drauf erblickten sie viere von ihren Landsleuten am jenseitigen Ufer und flehten sie um Hülfe an. Diese bemitleideten die Unglücklichen, wollten ihnen gern helfen, sahen aber keine Möglichkeit dazu vor sich. Indes eilten sie nach dem Fort Niagara und meldeten dem Kommandanten die Noth, in welcher ihre Landsleute schmachteten.

Dieser ließ sogleich starke, mit Eisen beschlagene Stangen fertigen, um damit durch den schwachen Strom

Strom zu gehen, der an jener Seite der Insel nicht tief ist. Die beiden Indianer nahmen die Stangen, entschlossen ihre Freunde zu retten und wenn sie auch selbst dabei umkommen sollten. Als sie an dem Orte anlangten, wo die Unglücklichen ihrer harrten, nahm jeder zwei Stangen in die Hände und stemmte sie auf den Grund, um nicht zu wanken. So erreichten sie glücklich die Insel, theilten ihre Stangen aus und alle landeten damit wohlbehalten auf dem festen Lande.

Elise. Ach! nun bin ich erst ruhig. Die armen Menschen, wie froh mögen sie nicht gewesen seyn, als sie wieder in Sicherheit waren! —

Gustav. Wie lange brachten sie denn auf der Insel zu? —

Steinau. Neun ganze Tage.

Eduard. Und wovon lebten sie denn indes? da müssen sie ja bald verhungert seyn.

Steinau. Wurzeln und saftige Baumzweige waren ihre einzige Nahrung. Seit diesem ersten Versuche, durch den Fluß zu gehen, haben die Indianer diese Insel oft besucht, um Rehe da zu fangen, die, wenn sie über den Fluß setzen wollen, gemeiniglich nach der Insel getrieben werden.

Meine Kinder waren über die Beschreibung des prächtigen Niagarafalles eben so entzückt, als sie an dem Schicksal der armen Indianer auf der Insel herzlichen Antheil nahmen.

Unter allen Wasserfällen, wovon sie uns heute erzählt haben, sagte Eduard, wünschte ich mir doch den Niagara am meisten zu sehen.

Und ich, sagte Heinrich, möchte wissen, ob er vom Anfange der Welt schon da gewesen sei —

Sein Geschwister lachte ihn aus, daß er daran zweifeln könne. Gustav aber meinte, er könne leicht ein Paar tausend Jahre jünger seyn, als die Welt, denn es habe ja in Amerika immer Erderschütterungen gegeben und eine solche könne wohl seinen Ort verändert oder wohl gar ihn erst gebildet haben —

Steinau. Da hast Du völlig Recht, Gustav! Viele Flüsse haben schon durch Erdbeben ihren Lauf geändert und mancher grose See, der sonst keinen Abfluß hatte, erhielt ihn durch ein Erdbeben. Dies kann vielleicht auch den grosen Wasserbehälter des Erie geöfnet und ihm den Weg in den Ontario gebahnt haben. Nur kürzlich erst im März des vorigen Jahres riß ein Erdbeben einen Theil des Felsens los, welcher den Niagarafall bildet. — In Ober- und Unterkanada gerieth alles darüber in die größte Angst. Denkt Euch einmal die Gefahr, welche die

[illegible] Ländern [illegible]! — Hätte eine neue Erderschütterung den Felsen um funfzehn Fus tiefer geöfnet, so würde sich der See Erie mit einer solchen Schnelligkeit in den Ontario ergossen haben, daß alle niedere Gegenden, welche diesen See einschliessen, gänzlich überschwemmt worden wären — ia ganz Ober- und Unterkanada wäre einer allgemeinen Wasserfluth ausgesetzt gewesen.

Walther. Da seht Ihr, wie leicht der grose Wasserfall nur erst im vorigen Jahre seine Gestalt, ia seine ganze Lage verändern konnte. Daß aber auch oft Wasserfälle entstehen, wo sonst keine waren, davon ist der Wasserfall all aqua fraggia in der Schweiz ein trauriges Beispiel — Plurs war sonst einer der blühendsten Orte in der italienischen Schweiz. Der Handel hatte da eine auserordentliche Höhe erstiegen und Wohlstand und Reichthum herrschte in den meisten Häusern. Im Jahr 1618, am 4ten September, machte der Einsturz eines nahen Berges aller dieser Herrlichkeit ein Ende — er begrub die Stadt mit dem größten Theil ihrer Bewohner und da, wo sonst Pracht und Uippigkeit, Freuden und Thätigkeit aller Art herrschten, ist ietzt eine Einöde, in welche sich der Wasserfall all aqua fraggia, der durch den Einsturz des Berges sich bildete, fürchterlich rauschend herabstürzt. Ein einziges schönes Landhaus blieb verschont und ist dem

Wanderers ein trauriges Denkmal der ehemaligen Pracht von Plurs.

Agnese. Aber konnten denn die armen Menschen gar nicht flüchten? — Merkten sie denn das Unglück nicht vorher?

Walther. Die Hirten, welche in den nahen Gegenden weideten, meldeten einigemal, daß ganze Stücke von dem Berge sich abgelöst hätten und hervuntergerollt wären, daß der Berg hie und da Risse habe — daß sie immer ein innerliches Krachen gehört hätten, daß die Heerden flöhen, wenn sie dem Berge sich näherten. Aber auf diese und ähnliche Aussagen achtete man nicht.

An dem Tage, an welchem der Berg einstürzte, sollte eben in einem der größten Handelshäuser ein glänzendes Hochzeitfest gehalten werden, zu welchem viele Freunde, aus der Schweiz, dem nachbarlichen Italien und selbst aus Teutschland eingeladen waren. Da ris auf einmal gegen Abend ein ungeheurer Klumpen des Berges sich los und bedeckte in einem Augenblicke die Stadt mit ihren Bewohnern. Ein Säumer oder Maulthiertreiber wurde dabei auf eine sonderbare Art gerettet. Dieser wanderte gegen Abend in Plurs ein und wollte da im Wirthshause übernachten. Seine Saumrosse kannten den Gasthof sonst sehr gut und kehrten allemal freiwillig und ohne Führer da ein. Diesmal grabte wider alle-

Ge-

Gewohnheit, das erste Saumros bei dem Gasthofe vorbei — die übrigen folgten. Der Säumer lief, schrie und prügelte hinterdrein — aber vergebens; die Saumrosse kehrten nicht um, sondern setzten ihren Marsch so schnell als möglich fort. Kaum ist der Säumer eine Strecke von der Stadt, da hört er hinter sich ein fürchterliches Krachen. Er sieht sich um und — die Stadt ist unter Erde und Steinen verschwunden —

Meine Kinder waren mäuschenstill bei der schrecklichen Erzählung und es dauerte eine gute Weile, ehe eine muntere Unterhaltung wieder ins Gleis kam. Dann aber sprachen alle desto lebhafter wieder von den grosen und feierlichen Schauspielen der Wasserfälle und wünschten bald den Rheinfall, bald den Niagara, bald den Staubbach, bald den Fall des Teverone bei Tivoli, bald den Velinofall bei Terni, bald wieder die Höllenfälle in Schweden zu sehen. Ja, Heinrich, der kleine Wassermann, nahm so lebhaften Antheil an diesen Wünschen, daß er sich ein Landesherr zu seyn wünschte, um in allen Flüssen und Bächen Wasserfälle anlegen zu können.

Ich. Da würdest Du Deinem Lande sehr schlecht rathen. Das war nun einmal wieder ein recht kindischer Einfall.

Heinrich. Nun und warum? — Wasserfälle sind das schönste Schauspiel in der Natur, das ich mir nur denken kann.

Ich.

Ich. Auch für mich haben sie unbeschreiblichen Reiz. Aber, lieber Heinrich, muß man denn bei seinen Wünschen nur aufs Vergnügen sehen, oder kann der Nutzen auch mit in Anschlag gebracht werden? Warum wendete man denn in Schweden so unsägliche Mühe und Kosten darauf, die Höllenfälle ganz zu vernichten?

Heinrich. Um den Fluß schiffbar zu machen.

Ich. Aber denke nur, ein so prächtiges Naturspiel ganz zu vernichten. Andere Fürsten legen mit ungeheuren Kosten künstliche Wasserfälle an. Du kennst gewiß aus Deinen geographischen Stunden die Kaskaden zu Weissenstein im Hessischen, zu Herrenhausen im Fürstenthum Kalenberg im niedersächsischen Kreise; und den schönen Wasserfall, den unser Kurfürst auf dem Broschberge bei Pillnitz hat anlegen lassen, hast Du ja selbst so oft nicht genug bewundern und preisen können. Und der schwedische König Gustav hatte so wenig Geschmack an der maiestätischen Natur, die Höllenfälle zu vernichten — Denke nur —

Heinrich. Wenn nun aber der Fluß dadurch schiffbar wurde, so konnte ja Handel und Wandel außerordentlich erleichtert werden —

Ich. Ganz recht, und Du, kleiner Springinsfeld, wolltest, wo den Flüssen Wasserfälle anlegen lassen, wolltest also dadurch die Schiffarth verderben, Han-

del

bel und Wandel erschweren, den Reisenden, der mit wenigen Kosten auf dem Wasser fährt, nöthigen, sich lieber auf die theure Postkutsche zu setzen — Ein allerliebster Einfall! — Wie gern würden die Engländer, Spanier und Amerikaner die prächtigen Wasserfälle in den grosen amerikanischen Flüssen aus dem Wege räumen, wenn es nur eine Möglichkeit wäre. Geld, Zeit und Mühe würden sie gewis nicht sparen. Denke einmal, welchen Nutzen diese so wasserreichen Ströme leisten würden, wenn sie alle und an allen Orten befahren werden könnten. Die Indianer segeln auf allen herum, aber freilich nur entweder zu ihrem Vergnügen, oder auf die Jagd, oder von einem Orte zum andern, ihre Freunde zu besuchen. Hindert ein Wasserfall die Fortsetzung der Reise, so nimmt einer das Kanoe auf den Rücken und trägt es so weit, bis der Strom wieder die Schiffarth erlaubt.

Elise. Das müssen sehr leichte Schiffe seyn? —

Strekau. Sie sind meist aus Ulmen-Fichten- oder Birkenrinden gemacht und doch so haltbar, daß sie 500 — 2000 Pfund tragen. — Wenn man diese nun auch mit Handelsgütern belasten wollte, müßten sie nicht bei jedem Wasserfalle erst ausgeladen, die Waaren auf der Achse weiter geschaft und dann wieder eingeschift werden? — Denkt einmal, welche Kosten und Beschwerden dies verursachen würde?

de? besonders da die Wasserfälle und Stromschnellen in den amerikanischen Flüssen so häufig sind. Dein Einfall also, mein lieber Heinrich, in allen Flüssen Wasserfälle anlegen zu lassen, ist und bleibt lächerlich.

Ich. In Bächen sind sie weniger nachtheilig und eher vortheilhaft, denn sie verstärken die Schnelligkeit des Bachs; ein Umstand, der den Müllern sehr angenehm ist. Die Rheinschiffer würden der Schweiz gern ihren Staubbach, Reichenbach, Sandbach u. s. w. lassen, wenn sie nur den einzigen Rheinfall wegschaffen könnten. Wasserfälle sind wohl prächtige Schauspiele, aber das Land, in welchem sie sich darstellen, hat, wenn sie in wasserreichen Flüssen sich befinden, immer mehr Schaden, als Nutzen davon. So mancher stille und einsame Bach nützt mehr, als der größte Wasserfall, dessen Majestät der Wanderer anstaunt und um deswillen er oft mehrere hundert Meilen weit reist.

Steinau. Der kleine unbemerkte Bach liefert uns Fische und Krebse auf unsere Tafel, indes der Wasserfall es keinem Fische erlaubt, sich ihm zu nähern, die Lachse und Aale ausgenommen, welche es doch bisweilen wagen, sich in seiner Nähe aufzuhalten. Der kleinste Bach ernährt so manchen Müller mit Weib und Kind, bereitet uns so manches Brod, schneidet so manches Bret, preßt und stampft uns Oel aller Art, und dient, wenn ihm die Kunst des Men-

schen

chen zu Hülfe kömmt, noch auf tausenderley Art da zu unsers Bedürfnisse auf eine leichtere und bessere Art uns zu geben — Es fügt sich willig in alle Einrichtungen, welche die Menschen, sich zum Besten mit ihm machen, bietet gern seine Hülfe zu so manchem heilsamen Versuche — indes der Wasserfall mit Pracht und Gestöse herabstürzt und — jeden zurückscheucht, der es wagen wollte, ihn zu irgend etwas Nützlichen anzuwenden. Jenen nutzt im Stillen, ohne die Augen des Wanderers zur Bewunderung zu reizen — dieser erregt Staunen, aber — hilft nicht Mehl bereiten, Balken zersägen, Oel pressen u. s. w. Muß ich es Euch nun erst noch sagen, welcher von beiden der schätzbarste sei? —

Jo. Der unbemerkte Bach und der rauschende Wasserfall kommen mir gerade wie ein Paar Menschen vor, davon der eine ohne Prunk im Stillen nützt und der andere mit allem Prunk im Aeussern weder öffentlich noch im Stillen sonderlich viel Gutes schafft — Es giebt so viele Menschen, meine Kinder, denen die Natur keine anziehende Gestalt, durch welche sie alles für sich einnehmen, keine Glücksgüter gegeben hat, wodurch sie sich bemerkbar machen könnten — Menschen, denen die Gabe fehlt, mit ihren Talenten, Kenntnissen und Fertigkeiten, wenn auch nicht gerade zu prahlen, aber doch wenigstens sich so zu zeigen, wie es die Welt verlangt, wenn man ihr gefallen, wenn man sein Glück in ihr ma-

chen

chen will — Menschen, die wenig Zutrauen zu sich selbst haben, vor dem Geräusch und pomphaften Auftreten jedes prahlenden Taugenichts mit ihren Kenntnissen scheu zurücktreten — die ihre weise, aber leise Stimme, vor dem Wortgepränge des Unwissenden kaum selbst hören, geschweige denn, daß andre sie hören sollten — Menschen, die aber auch dafür oft im Stillen so viel Gutes üben, so edel und rechtschaffen handeln, so treu ihrem Stande und Beruf leben — alles mit soviel Einsicht und weiser Mäßigung unternehmen, daß sie die größten Ehrenstellen erlangen würden, wenn sie das Talent hätten, sich bemerkbar zu machen. Ihrem finsteren und nichtssagenden Gesicht, ihrem ärmlichen Aufzuge, ihrem schüchternen Betragen beweiset der Prahlhans oft alle Gleichgültigkeit und Verachtung, deren sein Stolz nur fähig ist, indes der unbemerkte, verachtete Mann seine Familie als einen guten Gatten und zärtlichen Vater ehrt, — seine Freunde als einen Mann vom ächten Schrot und Korn schätzen — seine Vorgesetzten und Mitarbeiter als einen thätigen und geschickten Mann achten, und die Nachwelt ihn segnet.

Unter einem solchen Dache ich mir den stillen, einsamen Bach, der uns ohne grosses Aufsehen Kühle und Fische giebt, unsre Mühlen treibt, in unserm Hauswesen uns so viele ersprießliche Dienste leistet.

Unter dem rauschenden Wasserfalle aber denke ich mir einen Mann, der durch seine Figur und Reichthümer aller Augen auf sich zieht — der ganz Meister der Kunst ist, durch nichts viel Lärmen zu machen, der nichts weis und doch über alles ab spricht — der die stille Rede des Weisen durch den Orkan seiner geschwätzigen Zunge übertäubt — der nichts, was er unternimmt, mit Pomp und Pracht ausführt und gleich dem Wasserfalle, noch ehe es zur Ausführung kömmt, schon lange vorher aller Augen und Ohren darauf zu lenken weis — der aber im Ganzen wenig in der Welt nützt, und nur das Lob und den Preis der Schwachköpfigen einärndet. So manchen Mann von Ansehen, den alles bewundert, thut wenig oder nichts für seine Familie, ist kalt und heuchlerisch gegen seine Freunde, drückt als Vorgesetzter seine Untergebnen, beleidigt und kränkt auf alle Art seine Mitarbeiter und — steht dafür bei jedem Vernünftigen in dem Kredit des prächtigen Wasserfalles, der die Wanderer aus entfernten Gegenden herbeilockt, indes er die Schiffarth hemmt, die Fische in seinem Schoos nicht leidet, jedem, der sich ihm naht, in den Abgrund schmettert und in der ganzen Gegend um sich her oft die traurigsten Verwüstungen anrichtet. Das Lob des Wasserfalles tönt aus dem Munde einiger hundert Reisebeschreiber, indes tausend Familien den kleinen Bach segnen, der sie erhält und ihnen zahllose Dienste leistet.

Der

Der kleine Heinrich zog nun gelindere Saiten auf, gestand, daß er ohne Ueberlegung gesprochen, als er den Wasserfall weit über den kleinen Bach so hoch habe und schämte sich wirklich, daß er eine solche Blöße gegeben hatte.

Ich rief meinen Kindern nochmals die Beispiele und Lehren ins Gedächtnis, die ich ihnen einst die Geschwindheit des Hirten Klaus und des verständigen Winzers (im 6ten B.) gegeben hatte. Es war schon spät, als Herr Steinau sich entfernte und ich legte mit der angenehmen Empfindung mich nieder, daß ich doch wohl wieder einmal guten Samen in das Herz meiner Kinder gestreut hätte — nämlich den — die Menschen so nicht nach ihrer glänzenden oder ärmlichen Aussenseite zu betrachten. — Ein Samen, den man Kindern nicht oft genug ins Herz streuen kann, weil alles, was in die Augen fällt, auch gar zu viel Wirkung auf die empfängliche Seele der Jugend hat. — Herr Steinau fertigte auf unsre diesmalige Unterhaltung zwei Liedchen, die er den folgenden Sonntag, in Musik gesetzt, mitbrachte. Ich lege sie Euch, meine jungen Freunde, bei und bitte Euch besonders die Worte des Liedes zu beherzigen:

Schleich ich gleich nur in der Stille
Ueber grüne Wiesenflur —
Müh' ich doch — dies ist der Wille
Meiner Schöpferin, Natur.

1.

Der Wasserfall und der Bach.

Der Wasserfall.

Schleichst immer noch so träge,
Du armer kleiner Bach? —
Sieh, wie ich mich bewege! —
Und ahme mir doch nach!

Ha! sieh dreihundert Ellen
Stürz' donnernd ich herab —
Bei deinen kleinen Wellen
Herrscht Stille wie am Grab.

Ha! sieh wie hehr und prächtig
Mein Wasserspiegel fällt,
Sieh! wie er dort allmächtig
Den Fels zu Trümmern schellt!

Sieh! wie im Felsenbecken
Der weisse Schaum sich kocht!
Der Wandrer sieht's mit Schrecken,
Horch! wie das Herz ihm pocht.

Rings um mich her erzittert
Der Boden fürchterlich,
Die Eiche stürzt zersplittert,
Ergreif' ich sie, durch mich —

Und willst du tausend bunte
Schattirte Nebel sehn,
Darfst Du zur sichern Stunde
Nur in der Nähe stehn.

In meines Strahles Spiegel
Begückt die Sonne sich,
Und präget ganz das Siegel
Der Majestät auf mich.

Um meine Pracht zu schauen,
Verläßt der Wanderer
Die vaterländschen Auen
Und schleicht zu mir sich her.

Von

Von Ehrfurcht ganz durchschauert
Sprachlos — nur Aug' und Ohr
Steht er wie angemauert,
Horcht auf mein Donnerchor.

Wagt' ers am Wanderstabe
Mich näher zu besehn,
In meinem Wellengrabe
Wär's gleich um ihn geschehn.

Die kühnsten Schiffer zittern,
Wenn sie sich mir nur nahn,
Ich schmettr' in tausend Splittern
Das Kriegsschiff, wie den Kahn.

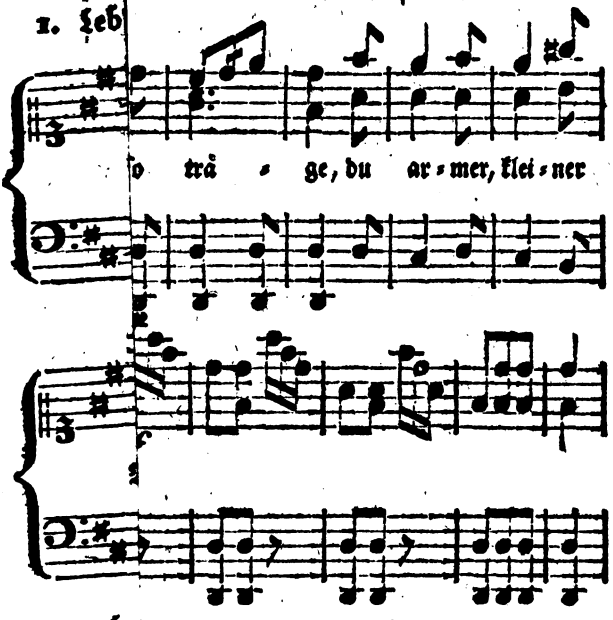
Der Bach.

Langsam schleichen meine Schritte,
Schneller Gang ist deine Pflicht;
So wills die Natur — ich bitte,
Tadle die Erhabne nicht.

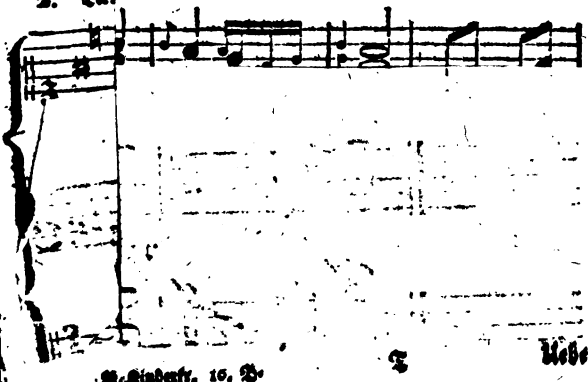
Schleich ich gleich nur in der Stille
Uber grüne Wiesenflur
Nütz' ich doch — dies ist der Wille
Meiner Schöpferinn, Natur.

Frag den Menschen nur, ich bitte!
Ob er mich entbehren kann? —
Im Palast, wie in der Hütte,
Sieht er mich für nützlich an.

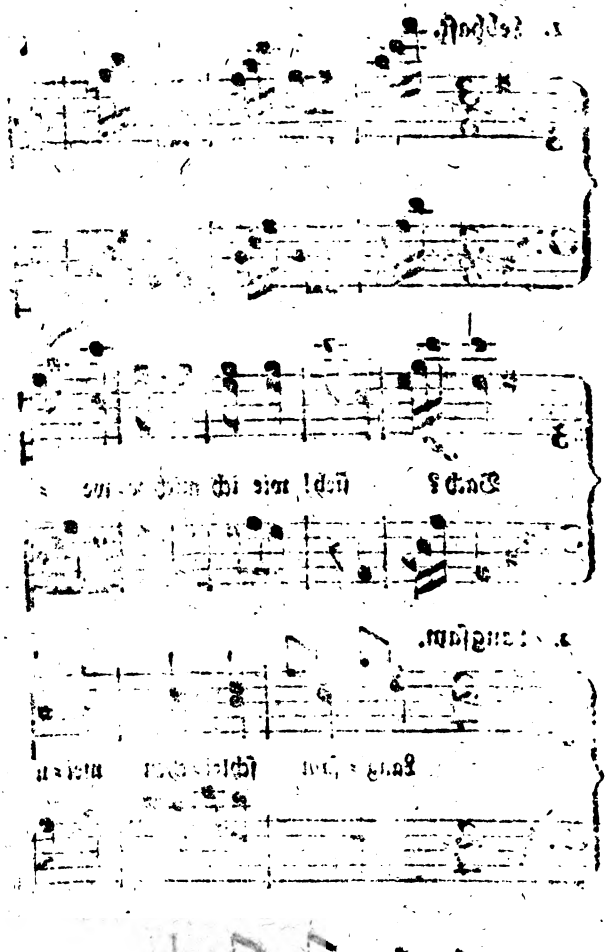
1. Leb



2. Lai



Digitized by Google



Mans

Digitized by Google

Manchen schönen Leckerbissen
Liefre ich ihm auf den Tisch.
Ohne mich würd' er vermissen
Manchen Krebs und manchen Fisch.

Spräch ich auf den Wiesenfluren
Nicht so oft und segnend ein,
Würden sie statt Frühlingsspuren
Oft nur dürre Steppen seyn.

Täglich tränk' ich tausend Heerden,
Biete iedem Wandersmann
Mit den freundlichsten Geberden
Gern ein Labeschlückchen an.

Mancher Mann mit Gut und Haabe,
Schlich vielleicht sonst ohne mich
An der Armuth Wanderstabe
Tiefgebeugt und jämmerlich. —

Ganze Städt' und Dörfer haben
Mich zum Nachbar ausersehn,
Segnen täglich meine Gaben,
Lassen mir kein Leid geschehn.

Ueberall auf meinen Wegen
Spend' ich ohne Saus und Braus,
Und den allergrößten Segen
Theil ich in den Mühlen aus.

Doch genug zu meiner Ehre;
Nützen und bescheiden seyn,
Ist mir eine heilge Lehre —
Ihr will ich mich immer weihn.

Digitized by Google

Meine junge Leser wissen es schon, daß mein Gustav von jeher eine gewisse Vorliebe für den gelehrten Stand hat blicken lassen. Auch ich bin ihm in seinem Wunsche, ein Gelehrter zu werden, nicht hinderlich gewesen, da er Fähigkeiten und anhaltenden Fleis besitzt, und ich mir also mit allem Rechte die angenehme Hofnung machen darf, er werde einst als Gelehrter in irgend einem Amte der Welt nützen können. Dabei war es nur immer mein Wunsch, es möchte sich eine Gelegenheit zeigen, daß ich ihn (wo möglich an einem fremden Orte) eine Schulanstalt besuchen lassen könnte, weil ich aus Erfahrung zu gut weis, wie viele Vorzüge der öffentliche Unterricht vor dem Unterrichte hat, welchen junge Leute im Hause ihrer Aeltern erhalten, und daß schon der Aufenthalt unter fremden Personen für einen jungen Menschen sehr vortheilhaft sey. Ich will Euch, liebe Leser, Einiges darüber sagen, Ihr werdet mir hoffentlich Recht geben und vielleicht daß sodann Mancher unter Euch, der sich zeither immer dagegen gesträubt hat, wenn von seiner Entfernung aus dem väterlichen Hause die Rede war, dadurch überzeugt

wird, ein Aufenthalt unter fremden Personen müsse ihm nützlich seyn, und er habe ihn mehr zu wünschen, als ihm auszuweichen. Die Ursachen sind folgende:

Fürs Erste muß ein junger Mensch, wenn er unter fremde Personen, in einen Kreis ihm vorher ganz unbekannter Menschen, versetzt wird, sich Mühe geben, die Freundschaft und das Wohlwollen dieser Unbekannten sich zu verschaffen. Er muß also sich nach Andern richten lernen, statt daß im väterlichen Hause vielleicht Mancher nach ihm sich richtet. Ich will jetzt nicht einmal an solche Aeltern denken, die durch sogenannte Affenliebe sich verleiten lassen, ihren Kindern alle mögliche Fehler, Unarten und Ungezogenheiten zu übersehen — denn daß Kinder, die so verwahrloset worden sind, nur durch Aufenthalt unter fremden Personen noch vernünftig und gut werden können, ist leicht einzusehen. Allein, auch die besten, für das Wohl ihrer Kinder redlich besorgten Aeltern, gewöhnen sich bei aller ihrer Sorge für ihrer Kinder Wohl nur gar zu leicht daran, diesen und jenen Fehler derselben, manche Laune, manchen Eigensinn, manche Ungezogenheit zu ertragen und nachsichtsvoller zu seyn, als sie oft seyn sollten. Sie übersehen besonders leicht solchen Kindern, die auserdem manches Gute an sich haben, auch manchen Fehler. Eben das ist der Fall mit dem Lehrer. Dieser kann der gewissenhafteste und geschickteste

Digitized by Google

ste Mann seyn, und mit allem Fleiße, mit aller Sorgfalt für das Wohl seines Schülers arbeiten, und doch gewöhnt er sich gar zu leicht allmählig an diesen und jenen Fehler seines Untergebnen, und giebt demselben zuweilen nach, ohne es selbst zu wissen. Was endlich die Geschwister betrift — o! diese lernen gar zu leicht eines die Launen und Schwächen des Andern ertragen, geben eines dem andern nach, heben gleichsam mit einander auf, und haben gewöhnlich, dieser oder jener Untugend ungeachtet, einander doch recht herzlich lieb. Fällt zuweilen eine kleine Beleidigung, ein kleiner Zwist vor, so währt es nicht lange, man versöhnt sich wieder — und das ist denn auch für die Verträglichkeit und den Frieden unter Geschwistern recht gut. Geschwister lernen also leicht ihre gegenseitigen Fehler und Schwächen tragen, und Aeltern und Lehrer gewöhnen sich leicht zu einer gewissen Nachsicht gegen Kinder und Schüler. Allein eben dies ist die Ursache, daß manches Kind seine Fehler immer beibehält, so daß sie ihm endlich zur Gewohnheit werden. Aeltern, Lehrer und Geschwister geben ihm zwar Anfangs ihr Mißfallen zu erkennen, allmählig geschieht dies aber seltner, sie bemerken sie nicht mehr so oft, bestrafen und tadeln sie nicht mehr so streng, und die Untugend wird dem Kinde durch öftere Wiederholung gleichsam zur andern Natur, und wurzelt so ein, daß sie schwer oder gar nicht mehr auszurotten ist. —

Aber

Aber nun laßt einen Knaben, der zu Hause nachläßig, eigensinnig und trotzig war, oder schmollte und ähnliche Fehler sich angewöhnt hatte, und dem, ungeachtet doch von seinen Aeltern, Lehrern und Geschwistern ertragen und um so manches andern Guten willen, geliebt wurde — laßt einen solchen Knaben aus dem väterlichen Hause hinweg, unter fremde, unbekannte Menschen kommen — Was wird geschehen?

Hier wird er durch Nachläßigkeit, durch seinen Eigensinn, durch seinen Troz, durch Schmollen, alles von sich wegscheuchen. Zu Hause verwiesen ihm Aeltern und Lehrer oft seine Unarten, er versprach Besserung und man gieng wieder mit ihm um, er war ja Kind und Schüler. Sein Geschwister war manchmal mit ihm unzufrieden und fand sich beleidigt, aber die Versöhnung war beim täglichen Umgange bald wieder gestiftet und Eintracht und Verträglichkeit kehrten zurück. Allein jetzt ist er unter Fremden und stößt diese durch seine Unarten von sich. Was geschieht nun? — Man verläßt ihn ganz, und meidet seinen Umgang. Keine Aelternliebe, keine Geschwisterliebe zieht diese Unbekannten wieder zu ihm hin, wenn er sie durch Unarten entfernt hat. Dies muß er bald genug einsehen, und dadurch angetrieben werden, solche Unarten, wodurch er Andre von sich entfernte, abzulegen. Sieht er also, daß er jenen durch Eigensinn, diesen durch Troz, einen

Digitized by Google

andern durch andre Fehler beleidiget hat, so wird er, wenn man seinen Umgang meidet, wohl in sich gehen und sich bessern. Auch sagt ihm vielleicht einmal ein Fremder die Wahrheit zu einer Zeit und unter Umständen, wo er sich ausserordentlich schämen muß, Unarten gezeigt zu haben, und dies heilt ihn gewiß leichter und geschwinder von denselben, als es zu Hause die besten und wohlgemeintesten Vermahnungen und Warnungen der Aeltern, Lehrer und Geschwister vermochten.

Fürs zweite muß ein junger Mensch, der unter fremde Personen versetzt wird, sich Mühe geben, durch gutes Betragen, durch Fleis und Ordnung sich Liebe zu erwerben, statt daß er im väterlichen Hause die Liebe derer, die ihn umgaben, gleichsam schon genoß, ehe er sie zu erwerben wußte. Aeltern lieben ihre Kinder schon darum, weil sie ihre Kinder sind, lieben sie von Natur, und eben so natürlich ist die Geschwisterliebe; so wird uns also diese Zuneigung der Aeltern und Geschwister gleichsam ohne unser Verdienst zu Theil, kömmt uns gleich beim Eintritt in die Welt gleichsam entgegen. — Allein, wie ganz anders verhält es sich unter Unbekannten und Fremden! Hier kömmt man uns nicht mit Liebe zuvor, hier wirkt kein geheimer Naturtrieb zu unserm Besten, hier müssen wir nur allmählig durch gute Eigenschaften Liebe, Zuneigung und Freundschaft zu gewinnen suchen, hier muß der junge Mensch

durch

durch Fleis, Gehorsam und Sittsamkeit sich seinen Lehrern und Vorgesezten, durch Verträglichkeit, Dienstfertigkeit und Gefälligkeit seinen Gespielen, Mitschülern und Kameraden werth machen. So weckt der Aufenthalt unter Fremden und Unbekannten die Anlage zu mancher guten Eigenschaft auf, die im väterlichen Hause schlummerte, und ohne jenen Umgang mit Fremden vielleicht nie ausgebildet worden wäre.

So Mancher, der, wenn er immer im väterlichen Hause geblieben wäre, seine Naturgaben nur wenig ausgebildet haben würde, ist dadurch, daß er unter fremde Personen versetzt wurde, ein sehr fleisiger und thätiger Mann, kurz ein sehr brauchbares Glied des Staats, und zugleich ein angenehmer Gesellschafter, geworden.

Ein junger Mensch, der unter fremde Personen kömmt, ist drittens dadurch in den Fall gesetzt, daß er sich nicht immer blos auf Andre verlassen, bei allen Gelegenheiten Andre um ihre Meinung und um ihren Rath fragen und darnach handeln kann; es treten vielmehr alsdann Fälle ein, wo er sich selbst rathen, selbst überlegen, sich entschliessen und handeln muß. Fiel zu Hause etwas vor, so fragte er Aeltern, Lehrer und Geschwister um Rath. Aber diese sind iezt fern, er muß also selbst abwägen, was er zu thun habe; ob er auf diese oder

iene

tene Art sich mehr Vortheil oder Nachtheil zuziehen werde, und welchen Weg er einschlagen solle? Durch dieses Hin- und Her-Ueberlegen bildet sich denn sein Verstand aus, und sein Geist wird fester. Freilich wird er zuweilen sich falsch rathen und den unrechten Weg einschlagen; allein wenn die Folgen kommen und er siehet, er habe anders handeln sollen, wird er dadurch sich belehren lassen und ein andermal vorsichtiger seyn. Es wird ihm heilsam seyn, zuweilen durch Schaden klug zu werden, so wie die Fälle, wo er den rechten Weg einschlug, ihm ein gewisses Zutrauen zu sich einflößen werden. — Zu Hause gieng er am Gängelbande, nicht Er nahm sich in Acht, sondern Andere, seine Aeltern, seine Lehrer, seine Freunde und Geschwister nahmen ihn vielleicht in Acht, daß er nicht strauchelte und fiel. Allein auf diese Art wäre er nie standhaft und gesetzt geworden, und hätte nie sich auf seine Kräfte verlassen, und sie brauchen lernen, eben so wenig, als ein Kind, das immer am Gängelbande geleitet wird, einen festen sichern Gang bekommt. Immer wäre er Kind geblieben, nie Jüngling und Mann geworden, der selbst handeln muß. Aber unter Fremden ist er zuweilen sich selbst überlassen, muß in vielen Fällen sein eigner Leiter und Führer seyn, muß selbst überlegen, was er und wie er es thun will. Dies bildet ihn allmählig zum gesetzten Jüngling, und macht

ihn

Digitized by Google

ihn mit der Zeit zum Manne, der abwägt, und überlegt, seine Erfahrungen zu Rathe zieht, und dann handelt und wählt, was Erfahrung und Vernunft ihm anrathen.

Für junge Leute von Fähigkeiten hat viertens der Aufenthalt unter Fremden und Unbekannten den Vortheil, daß sie die grose Meinung, die sie zuweilen von sich selbst haben, ablegen, und einsehen lernen, daß sie bei weitem noch nicht so geschickt, so sittsam und so vollkommen sind, wofür sie zuweilen im väterlichen Hause sich zu halten verleitet werden. Es ist, leider! eine traurige Erfahrung, die auch ich selbst gar sehr oft gemacht habe, daß nämlich viele Personen, wenn sie in ein Haus kommen, wo Kinder sind, sich viel mit den Kindern abgeben, und wie? — zum größten Schaden der Kinder. Da wird jeder Einfall, den die Kinder haben, bewundert, ob er gleich manchmal gar nicht zu bewundern, sondern vielmehr entweder ganz alltäglich, oder wohl gar einfältig, albern, und ungezogen ist. Da wird gefragt: ob die lieben Kinderchen schon in die Stunden gehen, und was sie alles lernen? Und wenn dann die Aeltern, oder die Kinder die Stunden herzählen, welche sie besuchen, da heißt's: „Ei, das müssen rechte gescheute Kinder werden" — „an denen müssen die Aeltern einst Freude erleben" — und nun folgen oft eine Menge Schmeicheleien für die schönen,

Digitized by Google

artigen, allerliebsten Kinder. Dies geschieht gewöhnlich in der Meinung, daß die Aeltern es gar zu gern hören, wenn man ihre Söhnchen und Töchterchen recht artig, witzig, und gelehrt findet. Und freilich giebt es leider! auch Aeltern genug, die alles dies für baare Münze annehmen, und glauben, dieser Beifall, dieses Lob komme aus dem Herzen. — Was ist aber davon die Folge? — Kinder, die oft von Fremden so gepriesen werden, denken nun, sie sind, wer weis wie? geschickt, artig, und liebenswürdig; der Tadel also, den sie dann von den Aeltern hören müssen, weil sie bei weitem das nicht sind, wofür jene fremde Lobpreiser sie ausgeben, scheint ihnen ungerecht, und sie glauben nun schon ganz vollkommen zu seyn. Bei andern Kindern, die gescheut genug sind, um einzusehen, daß das Lob der Fremden wohl nicht ganz wahr seyn möge, die es selbst fühlen, daß sie gar noch manche Lücke in ihrer Kenntnis, manche Untugend, und manchen Fehler in ihrem Betragen haben, schadet jenes Lob freilich nicht gar so viel, indessen taugt es doch auch nichts.

Sodann, wie oft ist es nicht der Fall, daß z. B. das älteste Kind in einer Familie sein jüngeres Geschwister an Kenntnissen, an Sittsamkeit und andern guten Eigenschaften übertrift, und wohl gar den jüngern zum Beispiele vorgestellt wird! Wie leicht wurzelt dann bei diesem ältesten

der Gedanke ein, es sey das geschickteste, und beste Kind in der Welt, weil — es Vorzüge vor seinem Geschwister hat! Wie leicht hält also ein solches Kind sich für vollkommen!

Nehmt noch einen andern Fall! Zuweilen zeichnet sich irgend ein Kind in einer Familie, nicht allemal das älteste, durch Fähigkeiten aus. Es wird ihm alles leicht, dabei ist es fleisig, und übertrift wohl sein älteres Geschwister. Es sieht das bald ein, und — wird nicht selten stolz auf seine Vorzüge, um so mehr, da es nicht das älteste ist.

Da seht ihr Gelegenheiten genug, wie Kinder, so lange sie in dem Hause der Aeltern sind, dahin gebracht werden können, sich für sehr klug, fleisig, und überhaupt für vollkommen zu halten, weil es ihnen in dem kleinen Kreise Niemand gleich oder zuvorthut. Aber laßt nun einmal einen solchen Knaben unter mehrere Knaben kommen. O wie so leicht und schnell verschwindet da die hohe Meinung, die er von sich hatte! wie bald sieht er nun ein, es fehle ihm gar noch viel! denn es befindet sich unter seinen Mitschülern, unter die er nun versetzt wird, mancher, der ihn weit übertrifft. Giebt es auch vielleicht keinen, der es ihm in allen Stücken zuvorthut, wie leicht ist es doch, daß ihm Einer in diesem, ein Andrer in jenem Stücke den Rang abläuft! Dies mus aber gar viele gute Folgen für ihn haben.

Es

Es demüthigt seinen Stolz, beweist ihm, daß ihm noch viel fehle, und treibt ihn zur Nacheiferung an. Zu Hause glaubte er, er könne oder lerne genug, und beinahe zu viel; hier sieht er, Andre können mehr. Jetzt erst scheinen ihm seine Kenntnisse nicht gros genug, er strebt nach mehreren. Alles das Gute also, was er jetzt aus Nacheiferung thut, würde unterblieben seyn, wenn er nicht hieher gekommen, nicht in diese Lage versetzt worden wäre.

Und eben diese Nacheiferung ist es, warum öffentliche Schul- und Lehranstalten grose Vorzüge vor dem häuslichen Unterrichte haben. Nichts treibt einen jungen Menschen guter Art mehr zum Fleise, und zur Ausbildung aller Kräfte an, als wenn er sieht, daß Andre, von seinen Jahren, weiter sind, als er ist. Mit allen Kräften strebt er nun vorwärts, um die, die ihm vor sind, einzuholen. Dies macht denn, daß die Seelenkräfte nicht einschlummern, ist vielmehr Veranlassung, daß sie erst recht geweckt werden, daß der Verstand immer mehr bereichert wird, und der junge Mensch immer unabläßiger sich bestrebt, an Fleis und guter Aufführung, an Sittsamkeit und vernünftigem Betragen, an Kenntnissen, und guten lobenswürdigen Eigenschaften, Andern gleich zu kommen.

Aus dem, was ich Euch eben gesagt habe, seht Ihr also, daß ich davon überzeugt bin, es sey einem

nem jungen Menschen sehr heilsam, wenn er nicht zu lange im väterlichen Hause bleibt. Besonders ist es einem Knaben, der studiren will, mehr nützlich als schädlich, wenn er eine öffentliche Anstalt, und zwar, wo möglich entfernt von seiner Vaterstadt, und dem älterlichen Hause, besucht. Es konnte mir also nicht anders als angenehm seyn, als ich, Ende Novembers, von einem vertrauten Freunde einen Brief erhielt, den ich wegen seiner Gelehrsamkeit, und wegen seines Charakters liebe und schätze, worin er mir meldete, daß ihm die oberste Lehrerstelle an dem Gymnasium in * * anvertrauet worden sey, die er denn gegen Weihnachten antreten werde. Ich hatte schon bisher zuweilen mit Herr Walthern von der Nothwendigkeit gesprochen, Gustaven auf eine öffentliche Schule zu schicken. Es war von uns so mancher Plan deshalb entworfen, und aufgegeben, bald diese bald iene Schule von uns gewählt, und dann die Wahl wieder verworfen worden. Jetzt bot sich mir auf einmal eine unerwartete Gelegenheit zu Ausführung ienes Vorsatzes an, und zwar eine Gelegenheit, wie ich sie nur immer wünschen konnte. Der Ort ist nicht zu weit von Dresden entfernt, so daß ich also Gelegenheit habe, Gustaven doch etwa alle Jahre einmal zu besuchen, oder ihn zu mir kommen zu lassen — und was die Hauptsache war, ich konnte überzeugt seyn, daß mein Freund nicht nur Lehrer, sondern

zu

zugleich auch gleichsam Vaterstelle bei meinem Sohne vertreten werde. Ich ergriff daher die Gelegenheit, wie man zu sagen pflegt, mit beiden Händen, und meldete meinem Freunde meinen Vorsatz, Gustaven ihm anzuvertrauen. Meinen guten F** war dies äuserst angenehm, er erbot sich sogar Gustaven Wohnung und Tisch zu geben. Besser konnten wir alle es wohl nicht wünschen. Ich sprach also mit Herrn Walther und meiner Frau darüber, ehe ich Gustaven und meinen übrigen Kindern etwas sagte, und nachdem wir übereingekommen waren, daß iener zu Anfange des Jahres 1797 seine neue Laufbahn antreten solle, nahm ich mir vor, erst ihm meinen Entschlus zu eröffnen, ehe sein Geschwister etwas davon erführe.

Ich lies ihn also eines Morgens allein auf mein Zimmer kommen, und nachdem ich ihm deutlich aus einander gesetzt hatte, wie nöthig es sey, daß er das väterliche Haus verlasse, weil er auf diese Art seinen Wunsch, ein Gelehrter zu werden, weit besser erreichen könne, legte ich ihm meinen Plan vor. Anfangs schien er blos darüber zu erschrecken, daß es schon so bald fortgehen sollte, die Nähe der Trennung überraschte ihn, er ward weich, seine Stimme stockte. Nachdem er sich abergefaßt und ich ihm vorgestellt hatte, es sey besser, bald dazu zu thun, gab er sich darein und ich überlies

lies es ihm selbst, sein Geschwister darauf vorzubereiten.

Kaum hatte er mich verlassen, so hörte ich meine Kinder mit grosem Getöse auf meine Stube loskommen. Sie hatten Gustaven angepackt, eines hielt ihn bei der Hand, das andre beim Rockschooße, und einstimmig fragten sie, mit Thränen in den Augen: Lieber Vater! Gustav soll fort? — Will fort, erwiederte ich, fragt ihn nur selbst. Dieser erzählte ihnen nun ausführlicher die ganze Sache, denn vorher hatten sie ihn gar nicht angehört, sondern waren gleich mit ihm fortgelaufen, so bald er nur gesagt hatte, er solle auf eine Schule kommen. Aufmerksam hörten sie zwar ietzt alle zu, machten aber eine Menge Einwendungen. Das eine meinte, Gustav könne ia alles bei Herrn Walther lernen, und wenn er so viel lerne, als der, so sey er gewis ein rechter Gelehrter. — Ein andres that den Vorschlag: Er könne ia eine Dresdner Schule besuchen, da brauche er doch nicht fort zu ziehen. — Ein drites rieth ihm, lieber nicht zu studieren, damit er immer da bleiben könnte. — Indes erinnerte ich die Knaben, daß sie alle nicht immer bei mir bleiben würden, und daß die Abschiedsstunde, die bald für Gustaven schlagen werde, in einem Jahre oder später für Franzen und Eduarden, und dann auch für Heinrichen schlagen müsse. — Ach! das ist traurig, rief eines um das andre, o wie schön, wenn wir

uns

immer beisammen bleiben könnten! Eines trat nun in diese, das andre in jene Ecke; die Mädchen setzten sich und weinten, Gustav suchte seine Rührung zu verbergen, ergrif ein Buch, trat ans Fenster und stellte sich, als wollte er lesen. Aber Heinrich, der ihn an der Hand hielt und ihm in die Augen sah, sagte: Gustav, Du weinst ja auch; und nun quollen Thränen aus aller Augen. Daß auch die meinigen nicht trocken blieben, denkt Ihr Euch wohl selbst, liebe Leser. Ich umarmte meine guten Kinder alle recht herzlich, segnete sie und dankte Gott, daß er mir Kinder gegeben hatte, bei denen sich so herzliche Geschwisterliebe zeigt, welche nur, so oft ich sie bei Kindern traf, immer ein Beweis eines guten Herzens war.

Wie hätte ich wohl diese Gelegenheit vorbeigehen lassen können, ohne sie dazu zu benutzen, das Band der Geschwisterliebe, welche ich jetzt abermals so deutlich bei meinen Kindern bemerkte, noch fester zu knüpfen, zumal da ich überzeugt seyn konnte, daß das, was ich Ihnen jetzt aus dem Herzen sagen würde, in Ihren, jedem Gefühle jetzt offnen, Herzen Eingang finden und bleiben würde! Ich setzte mich also und sah mich bald umringt von ihnen, denen allen die Thränen in den Augen standen. Aus der Fülle meines Herzens sprach ich ungefähr Folgendes, das ich Euch hier kurz wiederhole, in der Hofnung, daß auch Ihr etwas dabei empfinden

werdet, und mit dem Wunsche, daß, wenn Eure Geschwisterliebe in vielleicht kälter seyn sollte, sie dadurch wieder erwärmt und von neuem belebt werden möge.

„Ihr könnt mir es glauben, gute Kinder, daß ich diesen Beweis Eurer gegenseitigen Geschwisterliebe, den Ihr mir eben jetzt wieder gebet, als eine der schönsten Belohnungen für meine Sorgfalt bei Eurer Erziehung ansehe. Das Herz blutete mir oft, wenn ich von Streitigkeiten hörte, in welche Geschwister gerathen waren, oder von Feindseligkeiten, die unter ihnen statt fanden, und wozu leider! gewöhnlich in der Jugend schon, nicht selten von den Aeltern selbst, der Grund gelegt wird. Wie oft ist es z. B. nicht der Fall, daß Aeltern diesem oder jenem Kinde, wegen seiner körperlichen Schönheit oder wegen seiner Naturgaben oder weil es etwas Gefälliges im Umgange hat, manchen Vorzug vor ihren andern Kindern geben, und dadurch Neid und Eifersucht in dem Herzen dieser erwecken! Ich und Eure Mutter haben, wie Ihr wißt, uns das nie zu Schulden kommen lassen, haben Euch Alle, Alle, mit gleicher Liebe umfaßt. Dadurch haben wir eine Gelegenheit vermieden, durch welche so leicht Geschwisterliebe schon im väterlichen Hause untergraben wird."

„Aber auch Ihr selbst habt Euch, ich kann Euch das nachrühmen, als Geschwister betragen. Die

Frau

Freude des Einen, war die Freude des Andern, wenn Eines von Euch litt, litten die Uebrigen mit, und fanden zuweilen kleine Uneinigkeiten statt, so giengen sie bald vorüber, und ließen keine Erbitterung, keinen Groll zurück. Ihr seyd also noch jetzt eines des andern bester Freund. O bleibt das, gute Kinder! Denkt, wer könnte je Euch näher seyn, als Bruder und Schwester, mit denen Ihr einerlei Aeltern hattet, neben welchen Ihr von Jugend auf erzogen wurdet, mit denen Ihr alle Freuden und Leiden Eurer unschuldsvollen und sorgenlosen Kinderjahre theiltet? — Die Erinnerung an Eure Jugendjahre, wo eines dem andern so manche Handreichung leistete, eines das andre unterstützte, bei Krankheiten wartete und pflegte — die Erinnerung an alle die tausendfachen Freuden, die Ihr mit einander genoßt — an den gemeinschaftlichen Unterricht — an die im fröhlichen Kreise vollbrachten Abende — an unsre Spatziergänge und kleine Reisen — und an ähnliche Dinge, deren Euer Gedächtnis von selbst Euch eine Menge zurückrufen wird — diese Erinnerung muß Euch immer lebhaft und durch diese muß Euer Geschwister Euch stets lieb und werth bleiben. Dann darf ich hoffen, Ihr werdet auch getrennt nicht anders an einander denken, als wie man an gute Freunde denkt, die man schätzt und liebt, und von denen man wieder geschätzt und geliebt wird! Und solltet Ihr einst noch so weit von

einander entfernt werden, so wird die Trennung Euer Liebe keinen Abbruch thun können. Alle Schicksale, die dann auf Euch warten, sie mögen glücklich oder traurig seyn, werdet Ihr theilen, als les Gute gemeinschaftlich geniessen, alles Böse gemeinschaftlich ertragen. Keines von Euch wird dann je ganz verlassen seyn können, eines wird für das andre sorgen, eines das andre unterstützen als Freund, als mehr als Freund, als Bruder und Schwester. Ihr werdet auch bei der weitesten Trennung immer nur eine Familie ausmachen."

„Und wenn ich und Eure gute Mutter sehen, wie fest das Band ist, welches Euch als Geschwister und als die treuesten Freunde bis in den Tod zusammenhält, wie sehr wird uns dies die Trennung von Euch erleichtern, wenn einst die wichtigste Abschiedsstunde schlagen und uns von Euch abrufen wird! Wie ruhig werden wir Jedem von Euch, in seinen Brüdern und Schwestern, Freunde, Rathgeber und Tröster hinterlassen —"

Thränen erstickten hier meine Stimme, wochenlang umarmten wir uns — schluchzend gingen die Kinder auf ihre Stube.

Digitized by Google

Gustav's Trennung war nun von diesem Tage an unsre gemeinschaftliche Unterhaltung. Mit traurigen Empfindungen sahen wir derselben entgegen; oft zählten meine Kinder, wie viel noch Wochen und Tage bis dahin wären, freuten sich, so lange wenigstens noch einige Wochen Zwischenzeit war, wurden aber immer trauriger, als die Zeit nach Tagen gezählt wurde; und, als es endlich hies: Morgen, morgen geht es fort, zeigte der Schmerz über die bevorstehende Trennung sich immer deutlicher. Auch mir ward, warum sollt' ich es Euch nicht gestehen? immer bänger um das Herz, ie näher die Abschiedsstunde heranrückte. Am Abschiedstage selbst begleiteten nicht nur ich, meine Frau und alle Kinder, sondern auch Herr Walther, der Oberst, Herr Steinau und Herr Werner, unsern Gustav einige Stunden weit. Alle fuhren indes noch den nämlichen Tag zurück, nur ich setzte mit Gustaven den Weg allein fort bis an den Ort seiner letzigen Bestimmung, wo wir denn am dritten Tage glücklich eintrafen.

Euch

Euch viel von dem Abschiede, der von den Zurückkehrenden genommen wurde, zu erzählen, erlaßt Ihr mir wohl, Kinder. Er war, wie Abschiede unter Kindern und Aeltern, Freunden und Geschwistern sind, schmerzhaft. — Ich fand, als ich bei meinem Freunde ankam, alles so, wie dieser mir geschrieben hatte, empfahl Gustaven seiner fernern Fürsorge und Aufsicht, und trennte mich, nachdem ich noch zwei Tage gewartet und seine kleine Einrichtung hatte machen helfen. Den dritten Tag mußte also auch ich ihn verlassen, und schied von ihm mit dem herzlichen Wunsche, daß er mit den Jahren zugleich auch an Kenntnissen und Tugend zunehmen, und einst seiner Aeltern, seines treuen Lehrers Walthers, Freude und ein für die menschliche Gesellschaft brauchbarer Mann werden möchte.

Daß ich auf der Rückreise an nichts als an Gustaven dachte, glaubt Ihr mir gern, liebe Kinder. Nur mit ihm war ich beschäftigt, nur für ihn wünschte, sorgte, hofte ich. Es ist traurig für Aeltern, wenn eines ihrer Kinder mißräth, und geschieht das vollends mit dem ersten, welches das väterliche Haus verläßt, so schlägt dies die Aeltern doppelt nieder, sie fürchten dann auch für ihre übrigen Kinder desto mehr. Gelingt ihnen im Gegentheil aber die Erziehung des ältesten Kindes, dann hoffen sie auch für die Ausbildung ihrer übrigen jüngern Kinder,

und

und sehen mit desto frohern Blick der Zukunft entgegen.

So wie ich schon auf der Reise Gustaven mit seiner neuen Lage bekannt zu machen gesucht und manche gute Regel ihm gegeben hatte, so stellte ich auf der Rückreise mir ihn noch einmal lebhaft vor, und schrieb noch unterwegs folgenden Aufsatz, den ich ihm unter der Aufschrift: Einige väterliche Lehren an meinen Gustav, als er das väterliche Haus verlies und die Schule zu ** bezog, von dem letzten Orte vor Dresden aus mit der Post übersendete. Ich lasse ihn abdrucken in der Hofnung, daß auch mancher von Euch, der einst in die nämlichen Verhältnisse kommen möchte, dieser Regeln nicht ohne Nutzen sich erinnern werde.

Im Allgemeinen, lieber Gustav, vergiß nie, daß es deine Pflicht sey, die Gaben und Anlagen Deines Geistes, die Gott Dir gab, auszubilden und dadurch auf die beste Art ihm dafür zu danken. Nur wenn Du das thun, wenn Du Deinen Verstand mit Kenntnissen bereichern und Dein Herz stets für alles Gute empfänglich und offen erhalten wirst, wenn es Dir Vergnügen macht, immer gut zu handeln, wirst Du mit Freudigkeit zu Gott aufblicken, und so in jeder Lage Deines Lebens glücklich und zufrieden seyn können, weil Dir Dein Gewissen dann das Zeugnis geben wird, daß Gott Dein Freund sey.

Je-

Jeder Stand, jedes Verhältnis in der Welt hat indes seine besondern Pflichten; ich will Dir also diejenigen, die Du jetzt zu beobachten hast, und worüber wir schon unterwegs sprachen, noch einmal einschärfen. Beobachte sie, und Du wirst Dich wohl dabei befinden.

Du hast Pflichten gegen diejenigen, bei denen Du wohnst, gegen Deine Lehrer, gegen Deine Mitschüler und gegen Dich selbst.

In Ansehung der Familie desjenigen Lehrers, bei dem Du wohnst, laß vor allen Dingen Bescheidenheit Deine erste und wichtigste Pflicht seyn. Nie mußt Du dies oder jenes ungestüm fordern, oder, wenn nicht alles ganz so ist, wie Du es vielleicht wünschest, Unwillen zeigen und dadurch beleidigen. Du mußt nicht verlangen, daß man sich nach Dir richte, im Gegentheil mußt Du Dich nach der Familie richten, in der Du lebst. Je weniger Du aber an Forderungen Dich gewöhnen, je weniger Du von Andern verlangen wirst, desto dienstfertiger mußt Du gegen Andre seyn, sobald es geschehen kann, ohne daß Du Deine Stunden oder andre nöthige Dinge darüber verabsäumst. — Für alles, was man Dir erweißt, bezeige Dich dankbar. Du weißt zwar, ich bezahle für Dich. Allein das berechtigt Dich nicht, alles als Muß anzusehen, nein! Du bist nicht der, der es vergilt, was man

an

Digitized by Google

an Dir thut, also ist es Deine Pflicht, alles mit Bescheidenheit und Dank anzunehmen.

Gegen den Lehrer, in dessen Hause Du Dich befindest, sey offen in allem, was Dich betrift. Du wirst zwar nicht über alle Kleinigkeiten ihn um seine Meinung fragen, sondern in mancherlei Dir nun selbst rathen können und müssen; aber in wichtigern Dingen wende Dich mit einer Art von kindlichem Zutrauen an ihn, und befolge dann seinen Rath treu und pünktlich.

Endlich laß Dir Verschwiegenheit in Ansehung alles dessen empfohlen seyn, was im Hause vorgeht, und wovon Du natürlicherweise als Tisch- und Hausgenosse vieles siehst und hörst. Plaudere diese Dinge weder gegen Deine Mitschüler noch in andern Häusern, in denen Du vielleicht Zutritt erhältst, aus. Die gleichgültigsten Dinge werden durch Hin und Hersagen entstellt, oft falsch beurtheilt, stiften unter Familien Streit und Zank, und der Klätscher, der seinem Munde nicht Zaum und Gebis anlegen konnte, spielt nach dem Urtheile der Vernünftigen eine sehr entehrende Rolle und schadet sehr oft sich selbst am meisten. Ich habe mehrere junge Leute gekannt, welche durch solche Plaudereien ihre Gönner, Wohlthäter und Freunde sich abgeneigt machten.

Die Pflicht der Ehrfurcht gegen Lehrer darf ich Dir wohl nicht erst empfehlen. Du hast sie gegen

Digitized by Google

gen Herrn Walther nicht vernachlässigt, gewis wirst Du sie auch itzt und in Zukunft beweisen. Höre Dich besonders den einen Lehrer Eurer Schule, welcher schon ein Greis ist, weniger zu ehren und zu achten. Ich selbst bin leider! auf Schulen Zeuge gewesen, daß unbärtige Knäbchen alte Lehrer zur Zielscheibe ihres kindischen, unüberlegten Witzes, zum Gegenstande ihrer oft abgeschmackten Spötterein, machten. Es ist dies eine Sünde, lieber Gustav, die auf vielen Schulen herrscht. Bewahre Dich vor derselben. Das Amt eines Lehrers ist ein schweres Amt, doppelt schwer muß es einem Manne von Jahren seyn, der fühlt, daß die Munterkeit des Geistes ihn verläßt, daß seine Sinne stumpf werden, daß des Alters Schwächen ihn drücken. Und so einem Lehrer sollte mein Gustav dies drükkende Gefühl noch mehr erschweren können? O! laß mich hoffen, daß mein Sohn dessen nicht fähig sey, laß mich hoffen, daß Du besonders jenen alten Lehrer, und sollte auch sein Alter mit diesen und jenen Schwächen verbunden seyn, ehren und dadurch seines Amtes und seines Alters doppelte Bürde ihm erleichtern werdest. Auch gegen die übrigen Lehrer sey ehrerbietig und gehorsam. Pünktlich befolge, was sie Dir auftragen, und suche durch Aufmerksamkeit in den Stunden, durch Ordnungsliebe in den Arbeiten, die sie Dir aufgeben, ihnen ihr Amt zu erleichtern; Du selbst wirst davon den größten Nu-

ßen

ten haben, wie Du leicht begreifst. Hast Du Dir Fehler zu Schulden kommen lassen, so gestehe sie frei, weiche der Belehrung und Zurechtweisung nicht durch Lügen und freches Läugnen aus, sondern sei aufrichtig, und laß Dir die Belehrung oder Strafe eine Warnung seyn.

Was Deine Mitschüler betrift, so warne ich Dich väterlich, sei zurückhaltend gegen sie, und halte nicht gleich Jeden für Deinen Freund, der Dir freundlich entgegenkömmt und sich viel mit Dir abgiebt. Ohne unartig und ungesittet zu seyn, halte Dich anfänglich von allen ein wenig entfernt und beobachte sie, so viel Du kannst. Wie Du dann ihr Betragen gegen andre Deiner Mitschüler findest, eben das darfst Du Dir von ihnen versprechen. Wer Andre neckt, höhnt, verklatscht, lächerlich macht, wird Dir es bald eben so machen, wenn er sich anfänglich noch so freundlich gegen Dich stellen sollte. Du mußt also selbst durch Beobachtung nach und nach dahinter zu kommen suchen, wer Deine Freundschaft verdiene? Das jugendliche Herz sehnt sich nach Gespielen, nach Freunden, nach gesellschaftlichem Umgange. Auch Du wirst diese Sehnsucht fühlen und Freunde suchen, die dann Dir gleichsam die Stelle Deines Geschwisters vertreten werden, dessen Umgang Du jetzt entbehren mußt. — Ich will dieses Gefühl bei Dir keineswegs unterdrücken, es ist natürlich und kann zugleich von grosem Nutzen

seyn.

Digitized by Google

seyn. Aber — hier ist auch die größte Vorsicht nöthig, lieber Sohn. Manchen hoffnungsvollen jungen Menschen verdarb schlechte Gesellschaft, übles Beispiel. Prüfe also genau, ehe Du wählst und ziehe selbst Deinen Lehrer darüber zu Rathe. Nur die Mitschüler, denen Du, weil sie gut, gesittet und fleißig sind, gleich und ähnlich zu seyn wünschest, müssen Deine Freunde werden. Vermeide besonders das Spiel in Karten und sonst um Geld, es raubt Dir nicht nur Zeit und bestiehlt Deine Kasse, sondern stumpft auch Deine Geisteskräfte und Dein Gefühl ab. Du kannst nicht immer arbeiten, sondern mußt Dich auch erhohlen. Aber es giebt ja eine Menge anderer Gelegenheiten und Mittel, wie Du mit Deinen Freunden Dich vergnügen kannst, ohne daß ihr nöthig hättet, zu dem Kartenspiele Zuflucht zu nehmen. Eben so sehr hüte Dich vor sogenannten Kaupeleien, vor Kauf und Verkauf unter Deinen Mitschülern; es entstehen daraus oft Zank und Händel, vor denen Du sicher seyn wirst, wenn Du mit solchen Dingen Dich nicht befassest.

Dies sind denn einige Regeln über Deinen Umgang mit Andern. Laß mich nun noch einige Bemerkungen hinzusetzen, über die Pflichten gegen Dich selbst.

Deine Zeit auszukaufen, d. h. sie auf die beste Art anzuwenden, das ist jetzt Deine erste Pflicht.

Ein

Ein groser Theil ihrer Anwendung ist Dir zwar vorgezeichnet, die Stunden, die Du besuchen, die Arbeiten, die Du treiben sollst, sind bestimmt; allein es bleibt Dir doch noch viel Zeit übrig; deren Anwendung auf Deiner eignen Eintheilung beruht; hier handle denn weise und bedenke, daß es gar traurig seyn mag, wenn man in spätern Jahren ausrufen muß:

O könnt ein Gott mir die verlornen Jahre wiedergeben!

Hin ist hin! so heißt es vorzüglich in Ansehung der Zeit. Darum sei weise bei ihrem Gebrauch. O braucht die Zeit! (im 2ten Bd.) war ja bisher immer eines Deiner Lieblingslieder; laß es dasselbe auch ferner seyn.

Unser Zeitalter erfodert es doppelt, daß junge Studirende ihre Zeit recht anwenden. Ehedem konnte ein Gelehrter nicht selten durch wenige Kenntnisse sich die Achtung seiner Mitbürger verschaffen und vor ihnen sich auszeichnen. Aber ietzt — o wie ganz anders! Unsre Bürger, selbst unsre Landleute, erwerben sich ietzt, durch das Lesen nützlicher und guter Schriften, eine Menge Kenntnisse, die man sonst kaum bei einem Gelehrten suchte — darf nun wohl der Gelehrte zurückbleiben? muß nicht auch er immer mehr lernen und seine Kenntnisse vermehren? O! es ist ein weites Feld, was Du als Gelehrter

zu

zu durchwandern hast. Du mußt täglich, ja ich möchte sagen stündlich, einen kleinen Weg zurücklegen, wenn Du die Reise mit Ehre und Nutzen machen willst.

So mannigfaltig indes auch die Dinge sind, deren Kenntnis Du Dir verschaffen mußt, so rathe ich Dir doch zugleich, treibe nicht zu vielerlei auf einmal, sonst wirst Du es in keiner Sache zu etwas bringen. Es giebt junge Leute, die so zu sagen hunderterlei auf einmal lernen wollen, und was ist die Folge? — Sie bleiben in allem Stümper. Sie fangen zu einer Zeit Zeichnen und Musik an, lernen zwei, drei Instrumente auf einmal, wollen dann in alten und neuen Sprachen weiter kommen, und auch in Geschichte, Erdbeschreibung und andern Wissenschaften Fortschritte machen. Dieser Vorsatz, recht geschickt zu werden, ist freilich zu loben, aber in der Ausführung fehlen sie nur gar zu sehr. Der Geist ist nicht fähig, alle diese Dinge auf einmal zu umfassen. Handle Du nicht so, lieber Gustav. Treibe immer nur einige dieser Dinge mit Eifer, und hast Du es in diesen zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht, dann kannst Du wieder zu einer andern Kunst oder Wissenschaft übergehen. So wird Dein Geist nicht überladen und macht ungleich größere Fortschritte, wenn er allmählig von einem Gegenstande zum andern kömmt, als wenn er eine Menge Gegenstände auf einmal umfassen soll.

Wer

Vernachlässige übrigens bei dem Fleiße, den Du als künftiger Gelehrter jetzt anwenden mußt, nie Deine Bestimmung als Mensch. Man fehlte ehedem hierinne gar sehr. Die jungen Leute, welche auf öffentlichen Schulen erzogen wurden, lernten alte Sprachen, alte Geschichte und Alterthümer, blieben aber dagegen ganz unbekannt mit alle dem, was um sie herum vorgieng, unbekannt mit der Natur und mit ihren Zeitgenossen. Sie lebten gleichsam in Griechenland und Rom, und wenn sie dann unter Menschen kamen, die natürlicherweise keine Griechen und Römer waren, so befanden sie sich in einer Welt, die ihnen fremd war. Oft sahe man daher die gelehrtesten Männer sich so sonderbar betragen, daß man es nicht begreifen konnte, wie es möglich sey, so zu handeln. In Dingen, wo es auf ein gesundes Urtheil ankam, waren solche Männer oft schwächer und unerfahrner, als ein ganz ungelehrter Handwerksmann. Das kam eben daher, weil man in Schulen nur gelehrte, aber nicht eben vernünftigdenkende Jünglinge bildete, weil man mehr darauf sah, das Gedächtnis mit einer Menge von Dingen gleichsam vollzupfropfen, als die Urtheilskraft zu üben und Anwendung der Vernunft zu lehren.

In unsern Zeiten hat man diesen Fehler zu vermeiden gesucht, und ich habe aus der ganzen Einrichtung der Schule, wo Du bist, gesehen, daß man

Digitized by Google

daselbst nicht blos die Köpfe der Schüler mit Alterthümern füllt, und die Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache für die einzige Bestimmung des Gelehrten hält, sondern daß man alle Seelenkräfte der jungen Leute zu üben und zu bilden sucht. Benutze diesen Unterricht, und lebe überhaupt nicht blos in Büchern, sondern auch mit den Menschen. Jede Erfahrung, die Du aus dem Umgange mit Menschen ziehen kannst, laß Dir lieb seyn, lerne Menschen kennen und mit ihnen umgehen. Studire dabei in der Natur. Sammle Dir also auch solche Kenntnisse, die nicht in Büchern stehen, so wirst Du einst nicht blos ein gelehrter, sondern auch ein brauchbarer und gewis auch ein zufriedener, glücklicher Mann werden.

Ich

Ich theile nun meinen Lesern hier einige der ersten Briefe mit, welche wir von Gustaven erhielten.

Gustav an Herrn Walther

Nicht nur heute noch einmal will ich Ihnen danken, theurer Lehrer, für den Fleiß, den Sie auf meinen Unterricht verwendet haben, mein Dank gegen Sie wird, so lange ich lebe, nie verlöschen, immer werde ich mich dankvoll an den erinnern, der mein Herz und meinen Verstand zu bilden so eifrig sich bemühte, dem mein Wohl so sehr am Herzen lag. Doch Worte sind ein leichter Dank, durch meine Aufführung will ich Ihnen würdig zu danken suchen. Nie, lieber Herr Walther, soll eine Zeit kommen, wo Sie Sich meiner zu schämen Ursache haben möchten. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen bei dieser Gelegenheit eine Geschichte erzähle, die ich gestern über Tische von meinem jetzigen Erzieher und Lehrer hörte, und die er gewiß erzählte, damit ich und die übrigen Schüler, die mit an seinem Tische saßen, die Folgen des Leichtsinns in der Jugend recht fühlen möchten.

Du erinnerst Dich doch noch, sagte er zu seiner Frau, an einen gewissen Fichtler, der auf der Schule in *** studirte, als ich noch Rektor daselbst war? Warum nicht, erwiederte sie, sein Vater war ja Pastor in ** ein würdiger und gelehrter Mann. Richtig, antwortete mein Lehrer, und der Sohn dieses würdigen, gelehrten Mannes ist, wie ich eben jetzt erfahre, ein verachtungswerther Taugenichts. Sein Vater hatte, wie Du weißt, eine so einträgliche Landpfarre, daß er ihn unterstützen konnte, so daß der junge Mensch ohne Sorgen hätte studiren können; allein schon auf der Schule machte er manchen dummen Streich, lernte nicht so viel, als er nach seinen nicht geringen Geisteskräften hätte lernen können, und noch schlimmer wards mit ihm auf der Universität. Die ansehnliche Unterstützung, die er hier von seinem Vater genoß, und die sich jährlich auf einige hundert Thaler belief, wendete er gar schlecht an, denn er ergab sich dem fürchterlichen Laster des Trunkes. Wenn andre fleißige Studenten die Hörsäle der Lehrer besuchten, suchte Fichtler die sogenannten Italienischen Keller, die Kaffeehäuser, Bierhäuser und ähnliche Oerter. Er opferte die Zeit, die er im Dienste der Musen hätte zubringen sollen, dem Bacchus. So war es denn freilich kein Wunder, wenn jene Göttin der Weisheit, die er über dem Gott des Weins ganz vergas, auch seiner vergas. Die Folgen seines Be-

benswandels waren daher traurig genug. Statt seinen Geist auszubilden, verfiel dieser durch Unthätigkeit in Schwäche. Mancher arme Student, der mit Sorgen und Kummer sich während des Aufenthalts auf der Universität hatte durchhelfen müssen, kehrte, an Kenntnissen reich, am Herzen unverdorben, zu seinen Aeltern oder Verwandten zurück, und Fichtler, der ohne Sorge und Kummer sich den Wissenschaften ganz ungestört hätte widmen können, brachte von Universitäten nichts mit, als einen siechen Körper, der durch den Trunk geschwächt worden war, und tief eingewurzelte Abneigung vor aller Geistesanstrengung und Untüchtigkeit dazu. Alles, was er wußte, waren einige Späse, die er bei Marqueurs, Weinwirthen, Bierschenken und dergleichen Leuten, mit denen er seinen unanständigen Scherz trieb, aufgefangen hatte. Zu seiner Untüchtigkeit zu allen Geistesarbeiten gesellte sich noch eine fast unbezwingbare Neigung zum Genus geistiger Getränke, des Weins und Brantweins. Diese Eigenschaften hatte er sich also auf der Universität während vierteshalb Jahren erworben, und das kostete ihm nicht weniger als **dreitausend** Thaler.

Hier gaben wir unser Erstaunen zu erkennen, und nun wandte sich der Lehrer zugleich mit an uns und fuhr ungefähr so fort:

Ihr könnt leicht Euch vorstellen, daß sein Vater seine Freude an ihm hatte, als er in das älterliche

Haus zurückkam. Er hatte Theologie studirt, und seine guten Naturgaben unterstützten ihn zuweilen bei der Ausarbeitung einer Predigt, aber seine Aufführung blieb der Bitten und Warnungen des Vaters und manches andern braven Mannes ungeachtet, wie sie in L** gewesen war. Er spielte, war unthätig, betrank sich, war als Betrunkener grob und zanksüchtig, zog sich Händel zu und machte sich überall verächtlich und verhaßt. Dabei ward sein Körper immer mehr zerrüttet. Sein Vater starb, denn des Sohnes Aufführung hatte freilich nicht dazu beitragen können, sein Leben zu verlängern. Nun war dieser von allem verlassen. Seine geringe Erbschaft gieng den Weg, den so manches gegangen war. Einer seiner ehemaligen Universitätsbekannten, zu dem er sich begab und Besserung versprach, wollte sich seiner annehmen, seine Verwandten wollten für ihn sorgen, aber schon zu tief war das Laster des Trunks bei ihm eingewurzelt; es schien, als könne er es nicht mehr lassen. In der Verzweiflung lies er sich zum Soldaten anwerben; aber auch hier litt man den Trunkenbold nicht, der in der Trunkenheit Händel suchte, und dann als Soldat mit dem Seitengewehr sich vertheidigen wollte, wenn Andre sich seine Grobheiten nicht gefallen lassen wollten. Seine militairische Laufbahn war also sehr kurz, und der Unglückliche mußte endlich froh seyn, daß die Gemeinde, bei welcher sein

Vas

Vater ehedem Prediger war, sich seiner annehm und ihn auf öffentliche Kosten im Armenhause des Dorfs ernähren wollte. Ob er da geblieben sey, wußte der, von dem ich diese Erzählung habe, nicht einmal gewis. Es hies, sagte er, er habe sich für einen Böhmen als Rekruten anwerben lassen, das Regiment habe ihn aber nachher, als er sich stellte, nicht angenommen, weil sein Körper zur Ertragung der Strapazen des Soldatenlebens viel zu schwach war. Wo er ietzt umherirre, wisse man gar nicht.

Wir iungen Leute, die wir mit zu Tische sasen und diese Erzählung hörten, machten unsre Anmerkungen darüber. Ich dachte nachher weiter über diese Geschichte nach, und sie soll mir dazu dienen, daß sie mich antreibe, den guten Lehren und Warnungen treu zu seyn, welche ich von Ihnen erhielt, und in denen Sie mir die Vermeidung böser und ungesitteter Gesellschaften so herzlich empfahlen. Jener Unglückliche wurde wahrscheinlich durch übles Beispiel verleitet, sich dem Trunke zu ergeben, der für ihn eine Menge schrecklicher Folgen herbeiführte, und ihn vielleicht auf sein ganzes Leben unglücklich machte, denn es wird ihm gewis schwer werden, diesem Laster zu entsagen.

Mit Gotteshülfe, lieber Herr Walther, werde ich alles vermeiden, was Ihre und meiner guten Aeltern Hofnungen zu nichte machen könnte. Und

um

um mich recht oft und lebhaft an Sie und Ihre guten Lehren zu erinnern, bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen oft einen Brief schicken zu dürfen. So oft ich mich dann hinsetzen werde, um an Sie zu schreiben, wird Ihr Bild recht deutlich vor mir stehen, und ihre Antworten werden jedesmal den Vorsatz, Ihnen Freude zu machen, erneuern.

Erfreuen Sie bald mit einem Briefchen

Ihren

Gustav.

Gustav an seinen Vater.

Bester Vater,

Zum erstenmale schreib' ich aus der Entfernung an Sie, um Sie meines kindlichen Andenkens zu versichern. Freilich wurden mir die ersten Tage nach Ihrer Abreise gar sehr schwer; nur das freundschaftliche Zureden meines würdigen Lehrers, und das gütige Betragen der Seinigen, konnte meine Bangigkeit ein wenig mildern. Nunmehr aber bin ich schon in etwas an meine neue Einrichtung gewöhnt und befinde mich bei derselben sehr wohl. Zwar finde ich jetzt, seit ich mehrere Schulkameraden habe, daß es mir noch an manchen Kenntnissen fehlt,

fehlt, daß ich gegen Andre meines Alters in manchem noch zurück bin; allein, ich will mir schon Mühe geben, sie einzuholen. Täglich lese ich Ihre letzten Ermahnungen durch, und fasse den ernsten Vorsatz, sie zu befolgen. Ich wünsche es nicht nur, sondern ich werde mir auch Mühe geben, Ihnen und der guten Mutter Freude zu machen.

Gestern hielt Einer unsrer Lehrer eine Vermahnung, in welcher er davon sprach, daß das Andenken an unsre entfernten Aeltern, Verwandte und Freunde uns eine Aufmunterung zum Fleiße und zum guten Betragen seyn könne. Er schilderte darinn die Sorgfalt guter treuer Aeltern für ihre entfernten Söhne, und es war mir, als schilderte er blos Sie und die gute Mutter. Mit Thränen verliessen die meisten von uns den Hörsaal, und gewis faßten in eben dieser Stunde die meisten den Entschluß, die Hoffnungen ihrer Aeltern nicht zu vereiteln.

Nachmittags hatte der nämliche Lehrer französische Stunde zu halten, und da diktirte er uns ein kleines Gedicht, daß ich Ihnen hier übersetzen will, und wozu die Veranlassung folgende gewesen war. Als vor einigen Jahren in Frankreich so viele Menschen gefangen gesetzt und dann hingerichtet wurden, arretirte man auch Vater, Mutter und Sohn von einer Familie, Namens Lvizerol:

rolles, und brachte Jedes derselben in eine besondre Stube des Gefängnisses. Nun war es gewöhnlich, daß früh die Namen derer verlesen wurden, welche Nachmittags verhört und den Tag drauf hingerichtet werden sollten. Das geschah an dem einen Morgen auch, und der Sohn hörte seinen Namen mit unter denen, welche guillotinirt werden sollten. Er eilte also in die Kammer, wo sein Vater war, um diesem das letzte Lebewohl zu sagen. Indessen hatte der Gefängniswärter, aus Versehen, dem alten Loizerolles, statt des Sohnes, den Bescheid eingehändigt, daß er vor dem Richter erscheinen solle. Der Vater liest, und sieht zwar aus den Vornamen, daß eigentlich nicht Er, sondern sein Sohn gemeint sey; allein, aus Liebe zu diesem, sagt er nichts von dem Irrthume, sondern folgt ganz still dem Gefängniswärter, um den Richtern vorgestellt zu werden. Sein Sohn, der eben zu ihm gehen und Abschied nehmen will, begegnet ihm und wird nur desto trauriger, da er sieht, daß sein Vater auch unter denen ist, welche sterben sollen. Zitternd umarmen sie sich, und der Vater geht stillschweigend zum Verhör, mit dem Ausrufe: Ermorden können sie mich, aber nicht erniedrigen. Der Sohn eilt noch einmal auf ihn zu, um ihn noch einmal zu umarmen, aber der unmenschliche Schliesser stößt ihn mit den fürchterlichen Worten zurück: Du beträgst Dich ja wie ein Kind, warte nur,

nur, morgen wird schon die Reihe an Dich kommen! Als der Vater vor dem Richter erscheint, fragt man ihn nach Namen und Alter. Er giebt beides an. Nun waren diese zwar ganz verschieden von dem in der Anklageschrift stehenden Namen, weil hier Namen und Alter des Sohnes standen. Allein der Richter hielt es nicht der Mühe werth, sich genauer zu erkundigen, sondern änderte geradezu den Namen und das Alter in seinem Verzeichnisse, und nun faßte der redliche zärtliche Vater den Entschluß, für seinen Sohn zu sterben, um so vielleicht diesen zu retten. Er schwieg also, verrieth den Irrthum nicht, sondern gieng und lies sich guillotiniren. Einige Tage drauf ward Robespierre gestürzt. Jetzt erst erfuhr der Sohn, der seine Freiheit wieder erhielt und sich's nicht erklären konnte, daß er nicht vor den Richter gefodert worden war, es habe eigentlich ihm gegolten, aber der gute Vater habe sein Leben für ihn aufgeopfert — Was der Sohn dabei gefühlt haben muß!

Ein Freund des jungen Mannes hat in einem Gedichte diese Begebenheit besungen; Es führt die Aufschrift:

Digitized by Google

Laizerolles,

oder der Sieg der väterlichen Liebe,

und ich sende Ihnen hier die Uibersetzung zu.

„Todesgeschrei hallt dort aus jenem Dunkel herüber — unzählige Opfer des Todes ergreift man beim traurigen Scheine der Fackeln; das Blut sprützt umher vom Schwerdte der Nachrichter, und die Gefängnisse sind weite Gräber.

Was hör' ich? — ich zittre — man ruft mich — Es ist also aus mit mir? — ich habe meinen letzten Tag gesehen? — O mein Sohn! und du, meine treue Gefährtinn, die Ihr auch in dieser Wohnung seufzt — auf immer muß ich Euch verlassen.

Ein grimmiger Diener unsrer Tyrannen kömmt mit rollendem Auge auf mich los, und giebt mir augenblicklich das Todesurthel — Du kömmst, Grausamer, den Tod mir zu verkündigen? — Ich bin ein Sechsziger, und fürcht' ihn nicht.

Gott! — es ist mein Sohn, dem das Schwerdt droht — So jung noch wollen sie ihn opfern? — Ha! ich will statt seiner sterben, um ihn zu retten — Ach! da kömmt er! — ich will suchen mich zu verstellen. Wenn Blut fliessen muß, so fliesse das meinige.

Le-

Digitized by Google

Lebe wohl, mein Sohn! — ich habe meine Laufbahn geendet! — rein ist mein Herz, ich lächle bei diesem Schicksal. Sey du der Schutz, die Stütze deiner Mutter! — Eine heitre Zukunft verkünd' ich dir; bald wird der Himmel nicht mehr unerbittlich seyn.

Lebe glücklich! gern sterb' ich um diesen Preis! — Es ist mein Gelübde, ich eile, es zu erfüllen. Zwar können sie mich zum Tode schleppen, und mich tödten, doch nie erniedrigen — Ohne zu erblassen, sieht der Unschuldige das Blutgerüste.

So sprach der ehrwürdige Greis — Sein Sohn seufzt und klagt das Schicksal an. Der Held geht — und wird für schuldig erklärt. — Es ist gelungen, ruft' er seufzend, und ohne Reue geht er dem Tode entgegen.

Beim Anblick eines solchen Opfers erklärt sich endlich der Himmel; den nämlichen Tag noch donnert er auf das Verbrechen; und den Tag darauf besteigen die von Menschenblut trunkenen Tyrannen das Blutgerüste."

Ich küsse der guten Mutter die Hände, werde bald mehr schreiben, und bin ꝛc.

Gu-

Digitized by Google

Gustav an seine Geschwister.

Ihr habt mich doch nicht schon vergessen, liebe Brüder und Schwestern, da ich jetzt nicht mehr um Euch bin? O nein! Ihr denkt gewis fleisig an mich, und sprecht oft von mir. Auch ich komme, wenn ich mit diesem oder jenem Mitschüler rede, sehr bald auf Euch zu sprechen, und erinnere mich Eurer bei unzähligen Gelegenheiten. An manchem meiner Schulkameraden glaube ich etwas Aehnliches von Franzen zu finden, ein andrer kömmt mir fast vor wie Eduard, ein dritter ist so drollig wie Bruder Heinrich. — So mache ich immer Vergleichungen, und Ihr seht hieraus, wie oft ich an Euch denke, und das verdient Ihr auch, da Ihr so gutes liebes Geschwister seyd. Freilich macht die Erinnerung auch oft, daß ich wünsche, Ihr wäret da, oder ich wäre bei Euch, wir könnten noch wie sonst gemeinschaftlich lernen, spazieren gehen, plaudern und erzählen. Indes ist diese Zeit nun einmal hin, und wir können blos an einander schreiben, das werde ich aber auch sehr oft thun. Es soll eine Erholung für mich seyn, Euch recht oft

Brie-

Briefe zu schicken, auf die Ihr mir hübsch die Antwort nicht schuldig bleiben werdet.

So oft ich etwas lese, oder höre, und erfahre, wovon ich glaube, daß es Euch gefallen wird, merke ich mir es ganz kurz an, um mich, wenn ich Zeit habe, mit Euch in einem Briefe darüber zu unterhalten. Wenn mir bisher manchmal recht bange nach Euch wurde, und ich mich recht lebhaft in Eure Gesellschaft zurücksehnte, hatte ich kein besseres Mittel, diese Bangigkeit zu verbannen, als wenn ich mich hinsetzte, und an Euch schrieb! Das ist denn auch die Ursache, warum ich Euch statt eines Briefes mehrere schicke, die ich, zu verschiedenen Zeiten, während meines nun achttägigen Aufenthalts in ** an Euch geschrieben habe. *)

Mein Lehrer nahm mich heute wieder auf einen Spaziergang, dergleichen er jetzt oft mit mir anstellt, damit ich die Gegend um ** kennen lernen soll. Da es im Freien ziemlich kalt war, so kehrten wir in dem Gasthofe des Städtchens, wo wir hingegangen waren, ein, um da einen Kaffee zu trinken. Indem wir hier zur Thüre eintraten, sagte der eine von vier wohlgekleideten Handwerksburschen, die um den einen Tisch saßen, und eben aufstanden, zu den übrigen in vollem Eifer: „Nun, Brü-

*) Ich habe hier nur einen dieser Briefe abdrucken lassen können.

Digitized by Google

Brüder, es bleibt dabei, ein Schurke, der sein Wort nicht hält!!! Es bleibt dabei, riefen Alle, standen auf, und wollten den Wirth bezahlen, der aber nichts nahm, sondern ihnen glückliche Reise wünschte. Sie dankten ihm für sein Geschenk, empfahlen sich, trennten sich gleich vor dem Gasthofe, wo eine Strase links, die andre rechts gieng, freundschaftlich von einander, und schlugen, je zwei und zwei, einen andern Weg ein. Mein Lehrer fragte den Wirth, was wohl die jungen Leute möchten verabredet haben? und der Wirth erzählte uns Folgendes.

Indem diese Leute da sassen und sprachen, wurde der eine auf des Wirths Sohn aufmerksam, der in einem Fenster sas und in der Deutschen Zeitung las. Er gieng hin, sah nach dem Buche, und da des Wirths Sohn es ihm überlies, blätterte er ein wenig darinne herum, und kam auf die Geschichte von einem gewissen Günther, *) auf die Ihr Euch

*) Für diejenigen meiner Leser, welche vielleicht die D. Z. (Jahrgang 1795) nicht haben, setze ich die Geschichte her: Friedr. Willh. Günther, von Altenburg gebürtig, verlor seinen Vater frühzeitig, wurde Armuths halber in einem öffentlichen Institut unentgeldlich erzogen, lernte die Seifensieder-Profession, begab sich auf die Wanderschaft, und gelang-

Euch noch besinnen werdet, und die Ihr dort nachlesen könnt. Er foderte dann seine Kameraden auf, zuzuhören, las ihnen die Geschichte laut vor, und dann wurde drüber hin- und hergesprochen. Endlich that der Vorleser den Vorschlag, daß, da sie jetzt auf die Wanderschaft giengen, sie auch ihrer armen Aeltern, die sie alle vier in ** hätten, sich annehmen wollten, und so wurde dann ausgemacht, daß

Je-

langte, wie mancher junge Handwerker, der sich gut aufführt, in der Fremde zu einem guten Auskommen, indem er in Karlsruhe im Baadenschen sich als Seifen- und Licht-Fabrikant setzte, und eine vortheilhafte Heirath traf. Seiner kindlichen Pflicht gegen seine kränkliche Mutter eingedenk, war es ihm nicht genug, diese sogleich von Altenburg zu sich kommen und an seinem Glücke durch lebenswierige Versorgung Theil nehmen zu lassen, sondern er vergas auch, als seine Mutter aus unerklärbarer Grille sich von ihm wieder weg nach Altenburg zurückbegab, seine Sorge und Dankbarkeit nicht. Er schrieb an den Stadt-Rath in Altenburg, bestimmte zur anständigen Versorgung seiner Mutter jährlich 72 Rthl. schickte die Hälfte auf ein halbes Jahr sogleich mit, bat die Obrigkeit, diese Gelder an seine Mutter zu vertheilen, und fährt seit der Zeit fort, dieses Geld richtig einzusenden.

Jeder von ihnen, so bald er in der Fremde Arbeit erhielte, wöchentlich zwei Groschen von seinem Lohne ersparen, dieses sammlen, und den Aeltern halbjährig zuschicken wolle. Nur Krankheit solle von der Erfüllung dieses Vorsatzes frei sprechen. Wer mit der Zeit sein Glück mache, und mehr thun könne, werde es dann auch thun. Dies war es also, was zu dem Ausrufe: „Es bleibt dabei!“ Gelegenheit gegeben hatte, und eben diese Unterredung hatte den Wirth bewogen, diesen Leuten, die solche gute Gesinnungen äuserten, die Zeche zu schenken.

Wir tranken unsern Kaffee, traten unsre Rückreise an, und sprachen von diesem Vorfalle. Mein Lehrer stellte mir dabei recht deutlich vor, wie *gut* diese jungen Leute gehandelt hätten, und wie schändlich es sey, wenn zuweilen Leute, die sich wohl befänden, ihre Aeltern darben liessen, und dadurch des gröbsten Undanks sich schuldig machten.

Unter andern erzählte er mir auch folgende Anekdote. Als der Kaiser von Rußland, Peter I. im Jahr 1716. in Kopenhagen war, befand sich unter seinen Truppen ein General-Lieutenant Bohn, eines Predigers Sohn von der Insel Bornholm. Der Vater war zeitig gestorben, und hatte seiner Frau nichts hinterlassen, als diesen Sohn, von dem aber die Mutter nicht einmal wußte, ob er noch lebe, und wo? Auf einmal erfährt sie, ihr Sohn sey als

Ruß

Russischer Generallieutenant in Kopenhagen, macht sich also auf, und reist hin, findet seine Wohnung, aber ihn nicht zu Hause. „Sagt nur Euerm Herrn, spricht denn die gute Alte zu dem Bedienten, seine Mutter sey da gewesen, ihn zu besuchen.“ Hiermit geht sie, um den andern Tag wieder zu kommen. Der Sohn erfährt das, als er nach Hause kömmt; aber, statt sich zu freuen, ist er so gefühllos, zu seinem Bedienten zu sagen, das sey ein Betrug, seine Mutter sey lange todt. Den folgenden Tag kömmt die Mutter wieder. Der Bediente meldet es, und der Sohn schickt ihr durch einen Offizier zehn Dukaten heraus, und läßt ihr sagen, sie solle nun gehen, und sich nicht unterstehen wiederzukommen. Die gekränkte Mutter wirft mit Unwillen das Geld dem Offizier vor die Füsse, und sagt, sie sey nicht gekommen, um zu betteln, ihren Sohn wolle sie sehen; da aber dieser sie nicht kennen wolle, so wolle sie ihn auch vergessen. Sie geht also. Indes wird die Sache bekannt, und die Kaiserinn Katharine erfährt es, die, wie Ihr wißt, selbst von niederm Stande war, aber immer dankbar blieb. Sie läßt die Mutter holen, und dann den Sohn. Als dieser es nicht läugnen kann, daß die Matrone seine Mutter sey, muß er ihr einen jährlichen Gehalt von 2000 Rubeln zusichern. Zu seiner Beschämung erzählte ihm die Kaiserinn selbst folgendes Beispiel von einem russischen Generale.

Als die Russen 1712 in Hollstein standen, kommandirte General Bauer die Kavallerie. Dieser stellte einst ein groses Gastmahl an, wozu er viele Offiziere einlud. Als Niemand mehr von den Eingeladenen fehlte, lies er aus der Nachbarschaft einen Müller und dessen Frau holen. Diese erschraken, und giengen mit Zittern zu dem General, der aber freundlich mit ihnen sprach, sie zu Tische behielt, und neben sich setzte. Ueber Tische fragte er den Müller nach seiner Familie und dieser erzählte denn, sein Vater habe die Mühle schon gehabt — Er, als der älteste Sohn von vieren, habe sie ietzt nach des Vaters Tode, und zwei seiner Brüder seyen Kaufleute. „Wo ist aber der vierte Bruder?" fragte der General endlich, weil der Müller ihn nicht erwähnte. „Dieser gieng, antwortete der Müller, sehr iung mit den Soldaten weg und wir haben nichts weiter von ihm gehört, er muß wohl im Kriege geblieben seyn."

Merkt Ihr es nun bald, liebes Geschwister? — Dieser Bruder war eben der General. Er gab sich zu erkennen, und die Freude seines Bruders war nun eben so gros, als die Bestürzung der anwesenden Offiziere, die alle nicht gewußt hatten, woher der General eigentlich sey, und ietzt erfuhren, daß sein Vater ein Müller gewesen war. Den Tag darauf bewirthete der General die ganze

Ge-

Gesellschaft in der Mühle, wo er gebohren war, beschenkte seine Verwandten reichlich, und schickte den einzigen Sohn seines Bruders, des Müllers, nach Berlin, wo er sich so bildete, daß ein sehr angesehener Mann aus ihm wurde.

Nun, wie gefällt Euch dieser General? Tausendmahl besser, als der General-Lieutenant — meint Ihr? das meint auch

Euer

Gustav.

Digitized by Google

Inhalt

des zehnten Bändchens.

Seite

Eduard wird wegen seiner wiederholten Klagen über den Winter getadelt 179

Gespräch über den Winter 180

und

über den Nutzen desselben 181

Er reiniget die Luft von schädlichen Dünsten 181

Digitized by Google

Seite

Beleg dazu aus Moskau, wo im Jahre 1771 die Pest wüthete 182

Er macht den menschlichen Körper weit aufgelegter und geschickter zur Arbeit 183

Ueber das Einhüllen und unmäßige Einheizen im Winter 184

Er trägt zur Vertilgung einer großen Menge von Insekten und andern Thieren bei, die sonst so überhand nehmen würden, daß wir endlich gar nichts mehr würden einärndten können 186

Die Kälte beitzt das Papier ganz besonders weiß 187

Digitized by Google

Seite

Viele Menschen leben vom Winter 187

Wir verdanken der Kälte manches schmackhafte Gericht 187

Der Winter macht manches möglich, und erleichtert, was auserdem, wo nicht unmöglich, doch gewiß sehr schwer auszuführen seyn würde ꝛc. 188

Im Erzgebirge schaft man im Winter auf Schlitten viele Bedürfnisse und Produkte ungleich leichter, als zu Wagen, hin und her 189

In allen nordischen Gegenden reist man im Winter am wohlfeilsten und schnellsten ꝛc. 189

Der Winter bringt die Menschen einander näher 190

Der Winter, wie ihn unser Klima giebt, ist erträglich 192

Von

Digitized by Google

Seite

Von dem Winter in der Gegend von Petersburg und in Petersburg selbst 193

Von dem Winter in den nördlichen und östlichen Gegenden Asiens, z. E. in Kamtschatka 197

Beschreibung der Winterwohnungen der Kamtschadalen 197

Beschreibung der Sommerwohnungen derselben 200

Von dem Winter in Grönland 201

Beschreibung der grönländischen Winterhäuser 202

Beschreibung der grönländischen Sommerwohnungen 205

Unter die Wintervergnügungen gehört auch der Tanz 208

Ob Aeltern wohl recht daran thun, ihren Kin-

Digitized by Google

Seite

Kindern den Genuß dieses Vergnügens zu versagen? 209

Gespräch über den Nutzen des Tanzes 211

Er verschafft dem Körper auf die beste Art die Bewegung 212

Er bildet das Aeußere des Menschen aus, und erhält und befördert dadurch seine Gesundheit 212

Er schafft uns Vergnügen 214

Zu beobachtende Regeln beym Tanze 215

1. Regel: Man darf aus diesem Vergnügen nicht ein Geschäft machen 216

2. Regel: Man darf nicht unmäßig, d. h. nicht zu lange tanzen 218

Schädliche Folgen des unmäßigen Tanzes 221

Vom Verhalten beym Tanzen, in Ansehung ge-

Digitized by Google

Seite

gewisser Getränke, der Kleidung und der Luft 223

1. Regel: Man hüte sich vor dem unvorsichtigen Trinken sowohl kalter als heisser Getränke 223

2. Regel: Man gehe in leichter Kleidung zum Tanze und gut verwahrt vom Tanze 224

Ob der Tanz von ieher eine Kunst oder dem Menschen natürlich war 226

Die Neigung zum Tanz wurde nach und nach ausgebildet 227

Von dem Tanz der Neger in Niederguinea 228

— — der Bewohner von Sierra Leone 229

— — der Bewohner auf der Goldküste in Afrika 230

Von

Seite

Von dem Tanz der Senegambischen Neger 230

— — der Hottentotten 230

— — der nordamerikanischen Wilden 231

— — der Neuseeländer 233

— — der Bewohner der Insel Otahiti 233

— — der Bewohner der Insel Ischia 234

Von den heiligen Tänzen der alten Völker 235

— — der Aegyptier 236

— — der Griechen und Römer 236

— — der Juden 237

— — der ersten Christen 237

Der

Digitized by Google

Seite

Der Tanz wird Beweis der Freude bey öffentlichen Festen, bey grosen glücklichen Begebenheiten ꝛc. 239

Man bedient sich des Tanzes bei Leichenbegängnissen 240

Man bringt ihn auch aufs Theater 240

Von den Baletten der neuern Zeit 241

Das Tabak-Balett 241

Warum die Griechen so viel auf den Tanz hielten 243

ingleichen die Römer 246

Fortsetzung des am Schlusse des vorigen Bändchens abgebrochenen Stückes 248

Ursprung der Elbe 248

Bedeutung des Namens Elbe 249

Wo die sogenannten Elbbrunnen entspringen 249

Der

Digitized by Google

Seite

Der Elbgrund und Elbfall 250

Von Wasserfällen in der Schweiz 252

Der Rheinfall 253

Der Staub- oder Pletschbach 254

Das Hexenbächli 256

Der Reichenbach 256

Der Säulibach 257

Von Wasserfällen in Italien 257

Der Fall des Velino bei Terni 257

Der Fall des Teverone bei Tivoli 259

Von der Stadt Tibur 260

Von der kleinen und grosen Kaskatelle 260

Von den Höllenfällen bei Trollhätta in Schweden 261

Von den Wasserfällen des Nils in Afrika 264

Von

Digitized by Google

Seite

Von dem Wasserfall Totohaw in Nordamerika 265

Von den Wasserfällen des Konnektikut in Neu-Hampshire 266

Von dem Wasserfall des Niagarafluſſes 267

Wie die Indianer gelehrt worden sind, nach der Insel zu fahren, welche diesen Wasserfall in zwey Theile spaltet 270

Von Entstehung der Wasserfälle 274

Von Entstehung des Wasserfalls all aqua fraggia in der Schweiz 275

Ob es nützlich sey, Wasserfälle in den Flüssen anzulegen? 277

In den Bächen sind sie weniger nachtheilig, warum? 280

Von dem Nutzen der Bäche 280

Womit der stille Bach und der rauschende Wasserfall verglichen werden könne 281

Der

Digitized by Google

Seite

Der Wasserfall und der Bach, zwei Liedchen 285

a. Der Wasserfall 285

b. Der Bach 288

Von den Vorzügen des öffentlichen Schulunterrichts vor dem im Hause der Aeltern, und des Aufenthalts eines jungen Menschen unter fremden Personen 292

1. Der junge Mensch muß sich Mühe geben, die Freundschaft und das Wohlwollen dieser Unbekannten sich zu verschaffen 292

2. Er muß sich bemühen, durch gutes Betragen, durch Fleis und Ordnung sich Liebe zu erwerben 295

3. Er muß sich selbst rathen, selbst überlegen, sich entschlieſſen und handeln 296

4.

Digitized by Google

Seite

4. Er lernt die grose Meinung, die er vielleicht von sich hat, ablegen, und eifert Andern nach 298

Entschluß des Vaters, Gustaven auf eine öffentliche Schule zu schicken, und die sich dazu darbietende Gelegenheit 301

Betragen Gustavs bei Eröffnung dieses Entschlusses 303

Verhalten der Geschwister desselben hierbei 304

Der Vater benutzt diese Gelegenheit, das Band der Geschwisterliebe bei seinen Kindern noch fester zu knüpfen 305

Seine deshalb an dieselben gethane Anrede 306

Gustavs Abreise auf die Schule 309

Abschied desselben von seinen Begleitern und Ankunft, in Gesellschaft seines Vaters, in ** 310

Der

Digitized by Google

Seite

Der Vater verfertigt auf der Rückreise einen Aufsatz, den er seinen Gustav unter der Aufschrift überschickt: „Einige väterliche Lehren an meinen Gustav, als er das väterliche Haus verlies und die Schule zu ** bezog“ 311

Einige Briefe von Gustav 321

Gustav an Herrn Walther 321

Gustav an seinen Vater 326

Gustav an seine Geschwister 332

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google